This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

F. 270

1790

10 Bde.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Peregrin.

Peregrin.

Ein Roman

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

„Wenn Einer dir ſagt: Blicke rückwärts, ſonſt ſtürzt die ganze Welt in Trümmer; — und wenn Gott dir dies verbietet: ſo ſollſt du Gott gehorchen, wenngleich die ganze Welt in Trümmer ſtürzt."

Der heil. Anſelm von Canterbury.

Zweiter Band.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1864.

PT2287
H5 P4
1864
v. 2

Mainz, Druck von Florian Kupferberg.

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Die treue Tochter	1
Der Abschied	50
Die Familie Torrigi	68
Mariano Torrigi	94
Im grünen Erin	117
Jenseits des Meeres	185
Die Werbung	251
Vergib uns unsere Schuld	276
Gottes Fügungen	339

Die treue Tochter.

„Mein armes Kind, wie Du Dich ermüdeſt mit Deiner ununterbrochenen und ſo ganz nutzloſen Arbeit," ſagte Herr von Horburg zu Heliade, die emſig und aufmerkſam mit Blumenmalerei beſchäftigt war. Sie warf ſo eben mit leichtem Pinſel einen Zweig von roſenfarbenem Oleander auf graues Papier und die friſche freie Behandlung der Zeichnung und der Farben verrieth viel Talent. Ohne von ihrem Blatt aufzuſehen, antwortete Heliade:

„Meine Arbeit iſt nicht unnütz, lieber Vater: ſie verſchafft uns hoffentlich Reiſegeld nach Rom."

„Wie viel haben wir dazu nöthig?" fragte er mit traurigem Lächeln.

„Genau weiß ich es nicht; aber doch wohl vier- bis fünfhundert Gulden," erwiederte Heliade.

„Und wie viel haſt Du bis jetzt ermalt?"

„O ſehr wenig, lieber Vater! aber ich fange ja auch erſt an! Mir gelingt noch nicht jedes Blatt. Ich

wähle nur das Allerbeſte aus, damit mein kleiner Pinſel einen guten Ruf bekomme."

„Und für Dein allerbeſtes Blatt — was zahlt Dir die Kunſthandlung?"

„O Du mußt nicht fragen, was ſie jetzt zahlt, lieber Vater, denn ein Gulden iſt bitter wenig! Du mußt fragen, was ſie zahlen wird — und das wird mit der Zeit ein Dukaten ... ja das Doppelte und Dreifache ſein! ... und dann ſind wir bald am Ziel."

„Ja, das iſt richtig: dann ſind wir bald am Ziel," ſagte er mit tiefer Schwermuth.

„Und in Rom wird ein unausſprechlich ſchönes und glückliches Leben für uns beginnen, mein geliebter Vater," antwortete Heliade, ohne auf ſeinen ſchwermüthigen Gedanken einzugehen.

Der Schmerz und der Glaube hatten dieſem Kinde eine Heldenſeele gegeben. Heliade rang um ihren Vater mit allen ach, ſo ſtarken Mächten der Irdiſchkeit. Seitdem ſie das jammervolle Geheimniß ſeiner Seele wußte, betrachtete ſie es als die Aufgabe ihres Lebens, das Werk zu beenden, das Gottes Barmherzigkeit an ihm durch ihre Mutter begonnen hatte. Gott will nicht den Tod des Sünders, ſondern daß er ſich bekehre und lebe: ſo ſpricht die heilige Schrift, — ſagte Heliade zu ſich ſelbſt in dem Gedankengang, den ſie immer verfolgte; — das

Auge Gottes allein durchſchaut die Verhältniſſe, die Zeiten, die Einflüſſe, unter denen wir leben und die auf uns wirken; es ſieht alſo auch die entſchuldigenden Gründe, an denen die Jugend meines armen Vaters ſo reich iſt. Und deshalb will ihn die göttliche Barmherzigkeit nicht in ſeinem Elend laſſen. Deshalb hat ſie ihn mit meiner Mutter zuſammengeführt. Deshalb hat ſie mir durch meine Mutter einen ſo unüberwindlichen Glauben an die göttlich offenbarte Wahrheit der katholiſchen Kirche gegeben. Deshalb hat ſie von mir das Opfer meiner Liebe und meines Erdenglücks verlangt — und da ein Opfer, um Gottes Willen gebracht, immer Kraft gibt: ſo verlangt ſie jetzt von mir, daß ich, um meinen Vater von ſeiner ſchrecklichen Kette abzulöſen, für ihn Ketten trage. Es hat Heilige gegeben, die ſich ſelbſt verkauften, um das Löſegeld armer Gefangener zu zahlen, die in Gefahr ſchwebten, bei den Ungläubigen ihren Glauben zu verlieren. So weit mir das möglich iſt, will ich mich auch verkaufen! Meine Zeit, meine Arbeit, mein Talent, meinen Fleiß will ich verkaufen, um die Summe zu erwerben, die unſere Reiſe nach Rom ermöglicht. Sind wir dort, o, dann leben wir bei meiner Großmutter und mein armer Vater wird ſicher dann zum Entſchluß kommen, ſeinen Glauben nicht länger um eines armſeligen Jahrgeldes willen zu verleugnen. Es werden vielleicht

Jahre darüber hingehen, aber ich bin jung und muthig — und der liebe Gott, der meinen guten Willen sieht, wird gewiß die Barmherzigkeit haben, meinen Vater so lange leben zu lassen, bis seine arme Seele gerettet ist.

Und so machte sich denn Heliade an ihr Werk mit einer Geduld, einer Beharrlichkeit, einer Selbstverläugnung, einer Liebe, von deren hoher Tugend sie selbst keine Ahnung hatte und die ihr Vater kaum zu würdigen verstand. Sein Gewissen ließ ihm freilich in Betreff seiner Apostasie keine Ruhe, aber die lange Einschläferung hatten es jener Feinheit beraubt, die zur Genugthuung drängt und die um jeden Preis mit der Sünde, mit der Gottesbeleidigung bricht. Er meinte, Heliade sei eher eine gute Katholikin, als eine gute Tochter zu nennen, weil sie nur ihre Liebe, nicht ihren Glauben geopfert habe, während die Rücksicht auf ihn und die äußern Umstände das Gegentheil von ihr gefordert hätten. Dennoch konnte er sich einer gewissen Ehrfurcht vor diesem jungen Mädchen nicht erwehren, das der Liebe eines edlen Mannes, den heißen Wünschen des Vaters, der Neigung des eigenen Herzens, der glänzendsten Stellung in der Welt unerschütterlich widerstand, weil es eine Trübung des Glaubens, eine Gefahr für die Seele darin erkannte. Welchen unerhörten Werth mußte Heliade auf die idealen Güter

legen, um den realen ſo vollkommen zu entſagen. Er begriff noch immer nicht, daß die idealen Güter die wirklichen, die wahrhaften, die unvergänglichen ſind. Ja, zuweilen ſchien es ihm, als ſei Heliadens Anſchauungs- und Handlungsweiſe ein beſtändiger Vorwurf für ihn, eine Verurtheilung ſeines Verfahrens — und dann war er bitter und quälend für Heliade, obſchon ſie weit entfernt war, ihn zu richten und nur beſorgt, ihn zu entſchuldigen. Eine gewiſſe Grämlichkeit, die ſich in Folge innerer, andauernder Verſtimmung, des Mißmuths über ſich ſelbſt und der geiſtigen Unthätigkeit bei Horburg einſtellte, machte Heliaden das ſchwere Leben noch ſchwerer. Aber ſie dachte: Er iſt ja ſo unausſprechlich unglücklich! das erdrückt ihn! ich muß ihn jetzt mehr denn je lieben und es ihm zeigen.

Ihr Lehrer war ein ausgezeichneter Blumenmaler. Seine Aquarelle gingen in die Kunſthandlungen von Frankfurt und Mannheim und von dort in alle eleganten Albums reiſender Engländerinnen — und auch ſolcher Perſonen über, welche die anmuthigen Blätter nach ihrem künſtleriſchen Werth — nicht bloß nach ihrer Modeberühmtheit zu ſchätzen wußten. Herr Willbald hatte viel Freude an Heliadens Talent, das ſich ſchon in Dresden bei einem tüchtigen Meiſter ſehr glücklich entwickelt hatte. Er wiederholte oft, ſie ſei ſeine beſte Schülerin, ſie mache ſeinem

Unterricht Ehre, sie werde ihn dereinst überflügeln. Als aber Heliade, ermuthigt durch dies Lob, ihn einmal fragte, ob er wohl glaube, daß ein Blatt mit einer Handvoll Schneeglöckchen, das ihr besonders gut gelungen war, einen Käufer finden werde, wenn sie es einer Kunsthandlung gebe — da machte Herr Willbald große Augen und entgegnete trocken, dazu sei sie noch lange nicht reif. Ueberdas sei sie ein unbekanntes Talent und er dürfe natürlich nicht seinen Namen auf ihre Blätter setzen — das hieße den Käufer betrügen; und ebenso wenig eine junge Dilettantin als Künstlerin empfehlen — das hieße die Kunsthandlung betrügen. Heliade erkannte sofort, daß Herr Willbald nicht die geringste Lust habe, ihr seinen Schutz angedeihen zu lassen. Sie sagte ruhig:

„Ich hätte gern einige meiner besten Blätter verkauft; denn ich wünsche vier bis fünf Stunden in der Woche bei Ihnen zu nehmen, weil ich mit zwei Stunden, wie bisher, nicht so vorwärts komme, wie ich es wünsche. Meinem Vater kann ich aber unmöglich die verdoppelte Ausgabe zumuthen."

Herr Willbald zuckte die Achseln und schwieg. Heliade war aber entschlossen, wenn nicht von seiner Protection, so doch von seinem Unterricht so viel wie möglich Vortheil zu haben, und sie nahm wirklich vier Stunden in der Woche bei Herrn Willbald.

Das Geld verſchaffte ſie ſich dadurch, daß ſie auf Alles verzichtete, was in ihrem Anzug über der knappſten Nothwendigkeit lag und daß ſie in den Abendſtunden Stickereien im Auftrag von Weißzeug- und Tapiſſeriehandlungen anfertigte. So war ſie immer angeſtrengt für ihr hohes Ziel in Thätigkeit, und weil ſie daſſelbe mit aller Kraft ihrer reinen Seele umfing, ſo löste dieſe Energie ſie von dem langen Verweilen der Gedanken bei ihrem eigenen Schickſal ab. Es war ein Sommertraum! ſprach ſie zu ſich ſelbſt, wenn ihr einmal das junge Herz in dem ernſten mühſamen Leben, das ſie führte, ſo ſchwer wurde, daß es ihr eine Thräne in's Auge drängte; — und es gibt ganz andere Dinge hienieden zu thun, als lieblich zu träumen. Ich habe auch in den Adern O'Connor-Blut; darum per aspera ad astra! mein Geſtirn geht auf, ſobald mein Vater vor einem katholiſchen Altar knien wird. Bis dahin verzichte ich auf Alles, was man Glück zu nennen pflegt. Und dann? — — ja, dann verzichte ich wieder darauf — bis er vor einem katholiſchen Altar gläubig kniet.

So tief hatte ſich mit dem göttlichen Glauben und mit der heiligen Liebe die himmliſche Hoffnung in Heliadens Seele geſenkt! —

Ein Jahr hatte ſie nun in dieſer Weiſe an der Seite ihres grämlichen Vaters verlebt, da kam ſie eines

Tages freudig zu ihm und ſagte, indem ſie ihn zärtlich umarmte und ein kleines Papier vor ihn hinlegte:

„Sieh, Papa, dies iſt der Anfang meines Schatzes zur Reiſe nach Rom. Ich habe einige von meinen Aquarellen an eine Mannheimer Kunſthandlung geſchickt — und dies dafür bekommen.“

Horburg ſchlug das Papier auseinander: es lagen fünf Gulden darin.

„O mein armes Kind, das für Geld arbeitet!“ ſagte Horburg mit tiefem Schmerz.

„Warum denn nicht, mein lieber Vater? die Arbeit Deiner Feder iſt ja auch bezahlt worden.“

„Ich bin ein Mann, Heliade! dem Manne liegt es ob, für die Seinen ſo oder anders zu arbeiten. Aber ein junges Kind, wie Du . . . das iſt ſchrecklich!“

„O gönne mir doch mein Glück!“ ſagte ſie mit liebeſtrahlenden Augen.

Aber nicht immer nahm er die Sache ſo gut auf. Häufig quälte er ſie durch Geringſchätzung ihrer Arbeiten und bittere Bemerkungen über deren ſchwachen Erfolg. Und wenn er es denn dahin gebracht hatte, daß ſich ein Schatten von Wehmuth über Heliadens ſchönes ſeelenvolles Antlitz legte, ſo hätte er gegen ſich ſelbſt wüthen mögen über ſeine unſinnige Barbarei. Der Unfriede einer zerriſſenen, verwüſteten Natur durchdrang ſein ganzes Weſen und floß in ſeinen Worten über.

Als Heliade mit so froher Zuversicht von ihrem glücklichen Leben in Rom sprach, entgegnete er:

„Es ist unbegreiflich, daß Deine Großmutter es nicht möglich macht, für das Reisegeld zu sorgen, da sie doch weiß, daß wir durch die Uebersiedelung nach Heidelberg und die Krankheit Deiner armen Mutter beschränkter denn je in unsern Mitteln sind.“

„Sie lebt ja auch in großer Beschränkung,“ sagte Heliade, „nachdem sie vor einigen Jahren meinem Onkel Reginald das kleine Erbe gab, das er nach ihrem Tode erhalten hätte, damit er im Stande sei, auf seiner Mission in Peru ein Kloster, eine feste Station für seinen Orden, zu gründen. Noch in ihrem letzten Brief schrieb sie so liebevoll, daß sie zu jeder Stunde bereit sei, uns ein Plätzchen in ihrem kleinen Hause einzuräumen und Alles mit uns zu theilen.“

„Ich weiß wirklich nicht, ob ich je darauf eingehen werde, Heliade. Stelle Dir nur vor, welche beengte Existenz wir da führen müssen — mit Deiner Großmutter und ihrer frommen Genossenschaft.“

„Sie wird es schon so einrichten, daß Du, lieber Vater, Dich ganz zufrieden fühlen wirst,“ entgegnete Heliade; „Und dann mußt Du auch das Glück der inneren Befreiung in Anschlag bringen. Das wird Dir eine Zufriedenheit geben, die Dich leicht über kleine Unbequemlichkeiten hinweghebt.“

„In wie ganz anderem Maß könnte das bereits geſchehen ſein,“ rief Horburg heftig; „wie könnte ich zufrieden mit mir ſelbſt und mit Deinem Schickſal ſein — ohne Deinen Eigenſinn!“

„Was hätte Dir dieſe Zufriedenheit genützt, mein lieber Vater,“ ſagte Heliade ſanft und traurig, „wenn Gott nicht mit uns zufrieden geweſen wäre.“

„Deine Gewohnheit, mir immer mit „Gott“ zu antworten, iſt unleidlich!“ brach er aus. „Freilich iſt es ſehr bequem, ſich mit dem Ungehorſam hinter Gott zu verſchanzen — aber es bleibt das Räthſel übrig, was Du gewonnen haſt durch Eigenſinn und Ungehorſam.“

Heliade unterdrückte die Thränen, die in ihrer Stimme zittern wollten, und ſagte liebevoll:

„Der Tag wird kommen, der Dir dies Räthſel löſet.“

„Ah, Du gibſt alſo zu, eigenſinnig und ungehorſam geweſen zu ſein?“

„Ich ſchweige darüber, lieber Vater.“

„Das Schweigen iſt auch unerträglich! es hat in dieſem Falle einen Beigeſchmack von Verachtung.“

„So will ich denn ſagen, daß ich die feſte Ueberzeugung habe, meine Mutter würde mir keine Vorwürfe machen.“

„Da haſt Du Recht, Heliade!“ ſagte Horburg plötzlich beſänftigt. „Nein ... nicht Dir, wohl aber

mir würde Deine herrliche Mutter Vorwürfe machen. O, mein armes Kind! ich bin Eurer nicht werth."

„Sprich nicht ſo, mein geliebter Vater!" rief Heliade, verließ ihre Malerei und kniete vor ihm nieder; — „vergib mir nur den ſcheinbaren Widerſpruch, in welchen ich zuweilen mit Dir gerathe! Er iſt gewiß nur ſcheinbar ... denn in Deinem Herzen gibſt Du meiner Mutter ja Recht — und weil ich das weiß, ſo habe ich die Kraft, Deine Vorwürfe ſchweigend zu tragen."

Horburg legte die Hand auf Heliadens Haupt und ſagte, indem er ihr tief in's Auge ſah:

„Eine ſolche Tochter hab' ich ... ein ſolches Weib hatte ich ... warum denn geht meine Seele nicht auf ihren himmliſchen Wegen?"

„O verſuche es, theurer Vater!" rief Heliade freudig; — „o wirf die häßliche Kette ab, die Dich zu Boden drückt, die Deine Schritte hemmt, die einzig und allein Dich unglücklich macht! wirf Dich in die Arme der göttlichen Vorſehung! ihre Barmherzigkeit läßt Niemand untergehen" ... —

„Aber verhungern, Heliade, verhungern läßt ſie doch zuweilen die Leute!" ſagte Horburg abbrechend. „An mir läge nicht viel! daß aber ſein Kind, ſein einziges, ſein vielgeliebtes, nicht verhungere ... dafür muß der Vater ſorgen. Haſt Du das Reiſegeld nach Rom beiſammen, ſo gehen wir zu Deiner Groß-

mutter ... und dann schüttele ich die Kette ab. Das verspreche ich Dir! Aber erst dann! Es wäre Wahnwitz, Dich und mich in den Abgrund der äußersten Noth zu stürzen — das kann Gott unmöglich von einem Vater verlangen."

Heliade erkannte zu klar ihres Vaters Kraftlosigkeit, um ihn zu einem Schritt zu drängen, gegen den er sich so sehr sträubte; sie würde ihn nur mehr und mehr in den Widerstand hineindrängen. Doch sagte sie:

„Meinst Du aber nicht, daß Du durch Deine literarischen Arbeiten im Stande sein könntest, uns vor Noth zu schützen? Sei der Ertrag noch so gering — wir nehmen vorlieb! und Du hättest dann doch wieder eine geistige Beschäftigung, die Dich zerstreuen und, um des Zweckes willen, erfreuen würde."

„Ich habe kein schriftstellerisches Talent — und wo das fehlt, ist die Federarbeit eine Marter."

„Ein wissenschaftliches Werk zu übersetzen, wäre gewiß keine Marter für Dich."

„Es wäre aber eine jahrelange Arbeit, die ich schwerlich zu Ende brächte. Ich bin neunundsechszig Jahr alt: da schrumpft der Horizont des Lebens ein."

Wenn Heliade an das Alter ihres Vaters und an seine Neigung zur Unthätigkeit dachte, die ein Zeichen ist, daß sich bei Menschen, welche früher sehr

thätig und beweglich waren, die Last des Alters fühlbar macht: so erschauderte sie, weil der Gedanke ihr dann nahe trat, der Tod könne ihn abrufen, ehe die Reise nach Rom zu ermöglichen sei. In heißen Gebeten flehte sie zu Gott, nur diesen Kelch von ihr zu nehmen, und sie verdoppelte ihre Arbeit, ihre Anstrengung sowohl, wie ihre Sorgfalt und Zärtlichkeit für den Vater.

Der Arzt, der ihre Mutter behandelte, hatte eine herzliche Theilnahme für Heliade gefaßt, und obschon er mit Geschäften überhäuft war, so kam er doch bisweilen zu Horburg, um zu fragen, wie Vater und Tochter lebten. Nach einem dieser Besuche schrieb er an Heliade, er hätte Herr von Horburg in vier, fünf Monaten nicht gesehen und fände, daß derselbe während dieser Zeit auffallend abgenommen habe. Er sei zwar nicht krank, wohl aber ein erschöpfter Organismus. Sie möge Sorge tragen, daß er durch starken Wein und kräftige Speise gestützt werde.

Heliade erzitterte bis in's Herz hinein bei dieser Nachricht. Es war ja ein doppelter Schmerz! Das Leben ihres Vaters schien bedroht und es war ihre Pflicht, alle Mittel anzuwenden, zu denen der Arzt rieth. Da diese aber wahrscheinlich ihre kleinen Ersparnisse in Anspruch nehmen würden, so trat die Reise nach Rom, die sie als seine und ihre Erlösung

betrachtete, in nebelhafte Ferne. Mein Gott, verlaß uns nicht! seufzte sie aus tiefster Seele.

Es war wieder Frühling geworden ... ein Frühling so schön wie der, welcher vor zwei Jahren ihre Mutter in's Grab gelegt und Peregrin nach Heidelberg geführt hatte. Trotz aller Pflege, die sie während des Winters ihrem Vater zugewendet hatte, mußte sie sich gestehen, daß seine Kräfte beinahe ersichtlich abnahmen. Der Arzt verordnete ihm, viel im Freien zu sein, spazieren zu fahren, zu gehen. Das Alles that er nicht ohne Heliade. Sie mußte immer an seiner Seite sein, ihn am Arme führen, ihm vorlesen. Dadurch blieb ihr so wenig Zeit für ihre Aquarellen, daß fast nichts fertig wurde. Der kleine Erlös deckte kaum die Spazierfahrten, die täglich gemacht wurden. Dem Leibe nach erhielt sie ihren Vater; doch was wurde aus seiner Seele?

Er kannte seinen Zustand, ohne zu einem Entschluß zu kommen. Er sprach öfter von seinem Tode, aber immer mit dem Zusatz:

„Ich hoffe bis zum Spätjahr zu leben. Dann ist meine Pension fällig und ist die einmal ausgezahlt, so hast Du das Reisegeld nach Rom, armes Kind."

„O lieber Vater," seufzte Heliade, „quäle Dich nicht um zeitliche Dinge und denke an die Ewigkeit."

„Ich denke an sie, Heliade, und ich will als Katholik sterben ... das verspreche ich Dir.“

„Ach, mein lieber Vater, entspricht eine solche Bekehrung auf dem Sterbebett der großmüthigen Liebe, die unsern göttlichen Heiland in sein bitteres Leiden und Sterben getrieben hat?“

„Nein, mein armes Kind, sehr wenig. Aber gesetzt den Fall, daß ich mich jetzt bekehrte, und etwa noch ein Jahr lebte ... oder zwei — und die Pension bliebe nun aus ... dann wären wir ja am Verhungern.“

Heliade rang die Hände in stummer Trostlosigkeit. Konnte ihr Vater nicht eines Abends erschöpft einschlafen — und nicht wieder erwachen? Wem ist die Zusage gemacht worden, daß er auf dem Todesbett kräftig genug am Körper und klar genug am Geist sein werde, um mit vollem Bewußtsein die Sacramente der Kirche zu empfangen? Geht ein Leben im Glauben dem unvorbereiteten Tode vorher: so darf man hoffen, daß der Mensch im Stande der Gnade abgeschieden sei und zur ewigen Seligkeit gelangen werde. War aber das Leben vom Glauben abgewendet, ja entschieden abgefallen: so ist keine Hoffnung vorhanden, daß die unglückliche Seele, die sich im Erdenleben freiwillig von Gott und seiner Liebe getrennt hat, ihn in der Ewigkeit finden und schauen werde. All diese schrecklichen Gedanken be-

ſtürmten Heliade und zuweilen mit ſolcher Heftigkeit, daß ſie die Verſuchung hatte, an ſich ſelbſt irre zu werden — und ſich fragte: Hätte ich nicht beſſer gethan, meine Seele *vielleicht* in Gefahr zu bringen, um die meines Vaters *gewiß* zu retten? ... Habe ich Böſes angeſtiftet, indem ich das Rechte thun wollte? ... Habe ich umſonſt das Opfer des irdiſchen Glückes gebracht? — — Dann flüchtete ſie zu dem Tabernakel des Gottes, in welchem die Wahrheit und die Liebe untrennbar Eines ſind — und hatte ſie dort ihr Herz in Thränenſtrömen ausgegoſſen, ſo blieb ihr zwar ihr Kreuz mit ſeinen Wunden und Schmerzen, allein ſie fand den Frieden wieder, der Denjenigen nie dauernd fehlt, die dem erſten Gebot treu ſind und „keine Götter haben neben Ihm.“ Unfriede iſt nur da, wo den falſchen Götzen gedient wird.

Heliadens heißeſter Wunſch ging dahin, ihrem Vater zu beweiſen, daß ſie ohne dies unſelige Jahrgeld leben könnten und daß ſie im Stande ſei, mit ihrem Pinſel und ihrer Nadel den Lebensunterhalt zu erwerben. Mit der Morgendämmerung brach ſie ihren Schlaf ab und arbeitete ungeſtört einige Stunden, bis das Glöckchen erklang, das ſie zur heiligen Meſſe rief. In *der* halben Stunde ſammelte ſie ſich Kraft und Gnaden für ihr mühſames Tagewerk und heiter und zärtlich begrüßte ſie heimkehrend ihren Vater und ordnete ſich dann ganz ſeinen

Bestimmungen, seinen Einfällen, seinen Launen unter, was denn freilich ihre Arbeiten sehr unterbrach und ihnen keinen regelmäßigen Verlauf gestattete. Bestellungen, die für eine bestimmte Zeit fertig sein mußten, durfte sie nicht annehmen, weil sie nicht Herr ihrer Zeit war. Der für ein weibliches Wesen ohnehin unerhört schwere Erwerb des Lebensunterhaltes war ihr dadurch unmöglich gemacht. Und sie durfte nicht einmal äußern, wie sehr viel ihr an der Arbeit liege, weil ihr Vater alsbald gesagt haben würde, ein solches Unternehmen sei wahnsinnig und führe zu nichts weiter, als zum Ruin ihrer Gesundheit. Sie mußte erkennen, daß es ihr unmöglich sei, den Ausfall des Jahrgeldes durch ihre Handarbeit zu decken — und zugleich einsehen, daß sich das Leben ihres Vaters immer schneller dem Ende zuneige.

In der Mitte des Sommers konnte er das Bett nicht mehr verlassen. Er fühlte seinen Zustand und gab sich keiner Täuschung über seine zunehmende Schwäche hin. Aber seine Hoffnung, bis zum Spätjahr zu leben, war förmlich zur fixen Idee geworden.

„Wenn die herbstlichen Stürme kommen und die welken Blätter fortfegen, dann nehmen sie mich mit, mein armes Kind.“

„Leben und Tod liegen in der Hand Gottes,“ entgegnete sie sanft. „Er weiß die Stunde, mein lieber Vater ... nur Er.“

... „Sei ruhig, armes Kind! ich verſpreche Dir, daß ich — nicht in Rom, denn dahin komme ich nicht mehr — ſondern in der Stunde, die mir mein Jahrgeld bringt, das Glaubensbekenntniß der katholiſchen Kirche ablegen werde.“

„Geliebter Vater!“ rief Heliade neben ſeinem Bett auf die Knie ſinkend; — „handle edel nach der Seite der Welt hin! handle großmüthig mit Gott! Thue das, wozu Dein Gewiſſen Dich drängt ohne Bedingung. Jenes Jahrgeld, das Dir, dem Proteſtanten, ausgezahlt wird, gehört Dir nicht mehr, da Du im Herzen Katholik biſt.“

„Das bin ich vor Gott! vor den Menſchen bin ich es erſt, nachdem ich das trennende Glaubensbekenntniß ausgeſprochen habe.“

„Das iſt ganz richtig ... und eben deßhalb ſollteſt Du nicht zögern, das Aeußere mit dem Innern in Uebereinſtimmung zu bringen. Mit der Halbheit erringſt Du den Himmel nicht — und die Menſchen würden gering von Dir denken.“

„Wenn die Menſchen ein Kind haben, dem ſie einen Zehrpfennig hinterlaſſen wollen, ſo werden ſie das nicht thun, Heliade.“

„Lieber Vater, Du zwingſt mich Dir zu erklären, daß ich von jenem Blutgeld Deiner armen Seele, ſobald es Gott gefällt, Dich aus dem ſterblichen Leben

zu rufen, nicht einen Kreuzer nehmen oder behalten werde," ſagte ſie mit ſanfter Entſchiedenheit.

„O das unſelige Kind! ... es will in Hunger und Elend umkommen!" ſeufzte Horburg matt.

„Nein, lieber Vater, das will ich nicht!" ſagte Heliade beſtimmt. „Ich kann und ich will arbeiten ... und dann den lieben Gott von einem Tage zum andern für mich ſorgen laſſen. Dann bin ich beſſer verſorgt, als wenn ich Millionen hätte ... denn die kann ich verlieren, aber die Vaterſorge meines Gottes verliere ich nicht."

Es trat plötzlich eine große Veränderung in Horburgs Antlitz. Seine Züge verloren den Ausdruck von Erſchlaffung und ſeine Augen die Mattigkeit, die auf ihnen lag. Er that einen tiefen Athemzug, legte die Hand auf Heliadens Haupt und ſagte:

„Geliebtes Kind, Du ſollſt nicht einen Vater haben, der Deiner ganz unwürdig wäre! Gehe und bitte Deinen Beichtvater ſogleich zu mir."

Heliade taumelte vor Entzücken, vor Ueberraſchung. Sie ſprang auf ... dann blieb ſie wieder ſtehen und ſah ihren Vater halb zweifelnd, halb ſelig an. Eine Frage ausſprechen konnte ſie nicht; die Wellen der namenloſeſten Freude gingen zu hoch in ihrer Bruſt.

„Gehe nur — und bitte ihn, zu mir zu kommen," ſagte Horburg liebreich. „Ich weiß nicht, wie es gekommen iſt ... aber als Du eben von Deinem

Gottvertrauen ſprachſt ... da ergoß es ſich auch in meine Seele und alle irdiſchen Rückſichten ſind mir plötzlich untergegangen."

In tiefſter Andacht und Demuth fiel Heliade auf die Knie, drückte die Hand ihres Vaters an ihre Lippen und vollzog dann ſeinen Auftrag.

Der Geiſtliche kam zu Horburg und kam wieder und wieder zu ihm; und je öfter er kam, deſto ſanfter, ſtiller und froher wurde der Kranke, deſto mehr löſte ſich der Wuſt der Welt, der Roſt der Gottentfremdung, der Druck des belaſteten Gewiſſens von ihm ab — und in demſelben Maß traten heller die Züge der Kindſchaft Gottes an ihm hervor. Wie eine Selige, die nichts mehr von Erdenleid weiß, webte und waltete Heliade um ihren Vater; — und als der Wonnetag kam, der ihm den Leib des Herrn brachte, da ſagte ſie nur:

„O, könnten wir jetzt zuſammen ſterben! denn etwas Höheres gibt es hienieden nicht."

Horburg lebte noch mehrere Wochen, faſt immer in großen Qualen, denn die Bruſtwaſſerſucht hatte ſich entſchieden ausgebildet: — aber immer in großem Seelenfrieden. Seine Geſpräche mit Heliade berührten nichts Irdiſches mehr. Demüthiges Glauben und Hoffen erfüllten die arme Seele, die ſo lange, lange Jahre in ihrem Hochmuth fern von jedem, dem ewigen Leben entnommenen, tröſtlichen

und erhebenden Gedanken geweſen war. In Heliadens Bruſt wechſelte die Jubelhymne beſtändig mit dem Klagelied ab. Jetzt, da ſie ſo recht ihren Vater gewonnen hatte — jetzt ſollte ſie ihn verlieren! Es ſchien, als habe er das Bedürfniß, ihr alle Liebe auszuſprechen, an der er ſie, in ſeinen finſtern Zeiten, ſo ſehr hatte darben laſſen und oft klagte er ſich gegen ſie an und bat ſie um Verzeihung wegen ſeiner bittern Worte und rauhen Behandlung.

„Ich übertrug die Unzufriedenheit mit mir ſelbſt auf Alles, was mich umgab," ſagte er, „und deshalb, mein armes Kind, haſt Du viel leiden müſſen."

„O nichts, nichts — nichts hab' ich gelitten im Vergleich zu meinem Glück!" rief Heliade.

„Doch! doch! Du haſt viel gelitten, Kind, ſonſt könnteſt Du jetzt nicht ſo glücklich ſein; denn das übernatürliche Glück iſt eine Blüthe, die aus dem Kreuz hervorbricht. Du haſt es getragen für Dich und für mich — und ſieh! nun ſind wir Beide glücklich! O, ſolch ein Glück verdanken wenig Väter ihren Kindern."

„Meine Mutter hat es mir erfleht," ſagte Heliade tief bewegt; „ſie hat ohn' Unterlaß vor dem Thron Gottes für uns gebeten."

Die Flamme des irdiſchen Lebens ſank und ſank, und je näher ſie dem Verlöſchen war, umſomehr faßten Vater und Tochter das Wiederſehen in's

Auge — und als es erloſch, war Heliaden zu Sinn, als ſei nicht der friedliche Tod, ſondern das unfriedliche Leben ihrer Thränen werth. — — —

Aber ſie befand ſich jetzt ſowohl in der äußerſten Verlaſſenheit, als in der äußerſten Armuth. Die langwierige Krankheit des Vaters und die Koſten des Begräbniſſes hatten ihre Kaſſe vollkommen erſchöpft. Mit der größten Einfachheit theilte ſie dem Arzt, der ein ſehr wohlwollender Mann und ihr ſehr zugethan war, ihre Verhältniſſe mit und ſagte:

„Ich bin darauf angewieſen, mir mein Brod zu erwerben und mit Gottes Hülfe werde ich es ganz gut können. Die Hauptſache wäre nur, daß ich ein anſtändiges Unterkommen fände . . . irgend eine Stelle als Geſellſchafterin, als Pflegerin einer Kranken oder dgl. — Hab' ich nur erſt Dach und Fach, ſo werde ich ſchon nach und nach mein Reiſegeld nach Rom zuſammenbringen — und bei meiner Großmutter bin ich dann gut aufgehoben. Dahin muß ich ſtreben. Hier ſind ja immer viel Kranke der berühmten Aerzte wegen . . . und auch viel Reiſende und Fremde. Es wäre nicht unmöglich, bei ihnen eine Stelle zu finden. Bitte, denken Sie an mich, Herr Doctor, wenn Sie von etwas Paſſendem hören."

Der Doctor verſprach es, ganz bekümmert über die tiefe Verlaſſenheit der armen Heliade, die auf der weiten Welt Niemand hatte, als eine mittelloſe

Großmutter im fernen Rom. Heliade verlor aber nicht den Muth. Das ist der irdische Vortheil der geprüften Seelen: Wo andere verzagen oder rathlos sein würden, legen sie Hand an's Werk. Die Hausfrau, bei der sie gewohnt hatte, seitdem sie in Heidelberg war, gab ihr ein ganz kleines Zimmerchen, in welchem sich Heliade sogleich mit ihren verschiedenen Arbeiten niederließ und vom frühen Morgen bis zum späten Abend durch nichts unterbrochen, als durch ihren Morgengang zur heiligen Messe, malte und stickte.

Nach zwei Tagen kam der Doctor und sagte:

„Eine Stelle soll besetzt werden, Fräulein Heliade; aber ob sie angenehm ist, weiß ich nicht."

„Man muß es versuchen," sagte sie freundlich.

„Seit einiger Zeit hält sich hier eine Baronesse Ruffach auf, um die Traubencur zu brauchen. Sie ist blind und will sich operiren lassen, wenn der Staar dazu reif geworden ist. Sie sucht eine gebildete Lectrice, die ihr vorlesen und der sie ihre Correspondenz dictiren könne — also eine anständige und zuverlässige Dame."

„Das wäre ja vortrefflich, Herr Doctor!" rief Heliade. „Gewiß werden sich viele Personen für die Stelle melden! Wenn ich sie nur bekomme!"

„Aber es wird eine gar mühselige Stelle sein —

bei einer Blinden! Haben Sie das überlegt?" ſagte er mitleidig.

„Auf einige Mühe muß ich mich freilich gefaßt machen," entgegnete ſie ruhig; „aber die gehört nun einmal in den Plan, den der liebe Gott mit mir hat. Bietet ſich mir ein anſtändiges Unterkommen, Herr Doctor, ſo darf ich vor keiner Mühe zurückſchrecken."

„Dann will ich Ihnen nur ſagen, daß die Baroneſſe Ruffach Sie zu einer Beſprechung erwartet und ſehr geneigt iſt, Ihnen den Vorzug zu geben, weil Sie von adliger Familie und von feiner Erziehung und Bildung ſind. Ich kann Sie ſogleich zu ihr führen."

Das geſchah. Der Doctor ſtellte Heliade der Baroneſſe vor und empfahl ſich. Heliade blieb allein mit Juſtine. Sie fühlte einen leiſen Schauder, als ſie dieſe unerhörte Häßlichkeit in's Auge faßte. Juſtinens Sehkraft war bis auf einen Schimmer erloſchen — und ſo paßte denn ihr todter ſtumpfer Blick zu der Todtenmaske ihres Geſichts, das keine Spur eines Herzens, einer Seele, nicht einmal eines Leidens trug. Ihrer Gewohnheit der Beſchäftigung auch jetzt nach Kräften treu, ſaß ſie ſtrickend auf dem Sopha und ſagte in ihrem trockenen Ton zu Heliade:

„Setzen Sie ſich, Fräulein von Horburg, und haben Sie die Güte, mir einige Fragen genau zu

beantworten. Der Herr Doctor hat Sie warm empfohlen. Doch das genügt nicht ganz. Also zur Sache. Ich heiße Justine von Ruffach. Ist Ihnen dieser Name bekannt?"

„Ich hörte ihn heute zum ersten Mal."

„Sie sind also nie, weder in Dresden noch hier, mit Personen zusammen gekommen, die mich gekannt hätten."

„So viel ich weiß — nie; da ich immer mit meinen Eltern in der größten Zurückgezogenheit lebte."

„Das paßt mir! ich kann meine Briefe nur dictando abfassen und da ist es denn gut, einen Secretär zu haben, dem meine persönlichen Verhältnisse fremd sind. Ich zähle also auf Ihre Discretion — und sie muß so weit gehen, daß Sie nie, weder mündlich noch schriftlich, eine Aeußerung über Verhältnisse machen, von denen Sie durch meine Correspondenz etwa Kunde bekämen."

„Ich verspreche tiefes Stillschweigen über Alles und gegen Jedermann," entgegnete Heliade.

„Gut!" —

„Nun weiter: Können Sie vorlesen? — anhaltend und deutlich?"

„Mein Vater ist in diesem Punkte mit mir zufrieden gewesen."

„Sind Sie musikalisch?"

„Leider nein!"

„Das bedauere ich. Es wäre mir eine willkommene Zerstreuung gewesen. Daß Sie hübsch malen, weiß ich; — aber davon habe ich nichts. Können Sie wenigstens gehen . . . viel und anhaltend . . . und mir dabei den Arm geben? Ich soll mir viel Bewegung machen und meine Kammerjungfer behauptet, sie könne das nicht aushalten. In meinem hülflosen Zustande werde ich auch noch schlecht bedient, obschon ich die Leute mit Gold aufwiege. Sie sind gewiß zufrieden, Fräulein von Horburg, wenn ich Ihnen monatlich zwei Friedrichsd'or und ganz freie Station gebe."

„Ich bin dankbar für Alles, was der liebe Gott mir schickt."

„Der liebe Gott? — Nein, Fräulein von Horburg, der bekümmert sich nicht um ein Paar Friedrichsd'or. Es wäre mir also sehr lieb, wenn Sie gleich heute übersiedeln und Ihre Functionen antreten könnten. Wir haben heute den 15. October, die Mitte des Monats. Das arrangirt sich so gut, so ordentlich. Am 1. oder 15. muß man dergleichen Contracte schließen. Können Sie schon heute bei mir bleiben?"

„Nichts hält mich davon ab. Doch zuvor muß ich bitten, eine kleine Bedingung machen zu dürfen."

„Und die wäre?"

„Täglich einige freie Stunden zu haben."

„Zu welchem Zweck?“

„Um die heilige Messe besuchen und mich in der Malerei fortüben zu können.“

„Letzteres ist verständig; Ersteres überflüssig.“

„Es ist ein frommer katholischer Gebrauch, den wir nicht als überflüssig betrachten.“

„Ja, die Katholiken mit ihren frommen Gebräuchen! was das für eine Zeitverschwendung ist! — Indessen versteht es sich von selbst, daß Sie freie Stunden haben werden, denn ich werde wahrhaftig nicht die Jacobea füttern und bezahlen . . . und nur so dasitzen lassen! Was Sie also mit Ihrer freien Zeit anfangen wollen, ist mir gänzlich gleichgültig.“

„Und dann“ . . . —

„Wie? noch mehr? ich erstaune!“

„Ich habe meiner theuern verstorbenen Mutter das Versprechen gegeben, nie ein Buch zu lesen, das gegen den katholischen Glauben geschrieben wäre. Und ich muß dies Versprechen als Ihre Vorleserin, gnädige Baronesse, halten dürfen.“

„Ah bah, mein Fräulein, Sie machen eigenthümliche Ansprüche! Was kümmern mich Ihre katholischen Glaubenslehren! Auf die Weise wäre es ja möglich, daß ich um die interessanteste Lectüre käme! . . . namentlich um die französische; denn Jacobea liest nur deutsch und Gott weiß wie schlecht.“

„Dann bleibt mir nichts übrig, als auf die Ehre zu verzichten, Ihnen meine kleinen Dienste zu widmen, gnädige Baroneſſe.“

„Aber das iſt ja ein fabelhaftes Benehmen, mein Fräulein! Der Doctor ſagte mir, Sie wünſchten eine Stelle zu finden. Bei ſolchen Anſprüchen wird das unmöglich ſein.“

„Ich muß es darauf ankommen laſſen, gnädige Baroneſſe,“ ſagte Heliade und erhob ſich gelaſſen.

„Erklären Sie mir erſt, was Ihnen ſolche Bücher ſchaden könnten!“ entgegnete Juſtine lebhaft, da dies Geſpräch ihr etwas ganz Neues war; — „Sie brauchen ja nicht das zu glauben, was Sie leſen.“

„Gezwungen werde ich freilich nicht dazu,“ antwortete Heliade; — „aber durch Scheingründe, oder durch eine ſchöne Darſtellung, oder durch blendende Ueberredungskunſt könnte ich dazu verführt werden, oder wenigſtens die Verſuchung haben, an meinem Glauben irre zu werden.“

„Nun, wenn Sie einen beſſeren fänden, ſo wäre das ja durchaus kein Unglück.“

„Gnädige Baroneſſe,“ ſagte Heliade ſanft, „es ſcheint, wir verſtehen einander nicht. Mein Glaube iſt mein höchſtes Gut, denn er gibt mir die Anwartſchaft auf die ewige Seligkeit. Da kann von etwas Beſſerem nicht wohl die Rede ſein.“

„Es iſt allerdings ſchwer, daß wir einander verſtehen, Fräulein von Horburg, denn Sie haben ungemein exaltirte Ideen und ich bin proſaiſch oder — wie ich lieber ſage — rationell. Aber Sie legen eine große Pietät für das Andenken Ihrer Mutter an den Tag und das gefällt mir um ſo mehr, als dies bei der heranwachſenden Jugend ſeltner wird. Deßhalb ſoll Ihre curioſe Bedingung mich nicht abſtoßen. Ich nehme ſie an — und erwarte noch heute Ihre Ueberſiedelung zu mir.“

„Ihre Güte, gnädige Baroneſſe, verdanke ich alſo meiner theuern Mutter,“ ſagte Heliade und küßte dankbar Juſtinens kalte, hagere Hand. Dann entfernte ſie ſich, um ihre geringen Habſeligkeiten zuſammen zu packen und in ihre neue Wohnung ſchaffen zu laſſen.

Sie verließ das Haus, in welchem ſie ihre beiden Eltern — und Peregrin verloren hatte, das Haus, in welchem ſie ſo unausſprechlich großen Schmerz und Kummer — und doch auch wieder die höchſte Freude gefunden hatte, unter tauſend Thränen. Ihr war zu Sinn, als ob ſich ihre ganze Vergangenheit von ihr ablöſe und ſie freundlos, ſchutzlos in die Welt hinaustreibe. Ihre Stellung, ihr Brod, ihre Zukunft — Alles ſollte ſie ſelbſt ſich erringen, ohne daß ein liebendes Auge über ihr wache — eine zuverläſſige Hand ſie führe. Ihr war das Herz zum

Zerſpringen voll und als ihre gute Hausfrau in Thränen ſchwimmend von ihr Abſchied nahm, fiel Heliade ihr in die Arme und trennte ſich von ihr, wie von ihrer letzten Freundin auf Erden. Nur vor dem Tabernakel fand ſie die Kraft, nach einigen Stunden gefaßt bei Juſtine zu erſcheinen.

Dieſe hatte inzwiſchen geſchellt und Jacobea erſchien.

„Bringe das kleine Zimmer in Ordnung, worin bis jetzt meine Koffer ſtehen — und dieſe können theils nach Jacobs Zimmer, theils nach meiner Garderobe gebracht werden," ſagte Juſtine, immer nach alter Gewohnheit auch das Geringſte ſelbſt anordnend.

„Kommt das Fräulein denn ſchon ſo bald?" fragte Jacobea mürriſch.

„Das gnädige Fräulein kommt noch heute," entgegnete die Baroneſſe mit Nachdruck.

„O Jemine! ein gnädiges Fräulein iſt ſie!" rief Jacobea. „Da wird ſie denn ja wohl leſen, ſchreiben, rechnen und Alles können, was dazu gehört — und ich komme dann wieder in meine Ruhe!"

„Wann hätte ich denn je mit Dir gerechnet, Jacobea! dieſe verlorne Mühe gab ich mir nie. In dieſem Punkt iſt Jacob, mit Dir verglichen, ein lumen mundi. Alle Schreiberei übernimmt Fräulein von Horburg. Mit Vorleſen und Spazierengehen wird ſie Dich ablöſen — und übrigens wirſt Du nach wie vor thun, was ich befehle."

„Da es ein gnädiges Fräulein ist, wird man sie wohl gar bedienen müssen und Zuwachs an Arbeit bekommen," sagte Jacobea mit grämlicher Bitterkeit.

„Du hast mir zu dienen und sonst keinem Menschen," sagte die Baronesse; — „und Dein Dienst besteht darin, daß Du thust, was ich anordne, möge es sich nun auf meine Person oder auf sonst Jemand beziehen. Merke Dir das, Jacobea. Und bilde Dir nicht ein, das Du insolent sein dürftest, weil ich erblindet bin. Die Welt wimmelt von Jacobeen. Ich schicke die eine fort und nehme die andere."

„Das würde ich nicht überleben, gnädige Baronesse; ich bin fünfundzwanzig Jahr in Ihren Diensten. Das wäre eine furchtbare Schande für mich!" sagte Jacobea gekränkt.

„Nun so betrage Dich danach, meine Tochter," entgegnete Justine mit ihrer gleichmäßigen eisigen Kälte. „Gehe jetzt und besorge die Einrichtung des Zimmers für Fräulein von Horburg."

Am Abend trat Heliade in dies für sie so ganz neue Abhängigkeitsverhältniß ein und fortan hatte sie nicht ihren geliebten Eltern zu gehorchen, sondern einer Fremden, zu welcher keine Sympathie sie hinzog. Aber in ihr — werde ich Gott gehorchen! sprach sie gefaßt zu sich selbst; — und werde mir die Mittel erwerben, um zu meiner Großmutter zu

gelangen! — Und ſo nahm ſie denn ganz ergeben Beſitz von ihrem kleinen Zimmer, welchem Jacobea die allergeringſte Einrichtung gegeben und die beſſeren Möbel für ihr Zimmer behalten hatte.

Juſtine erſuchte gleich an dieſem erſten Abende Heliade, ihr eine deutſche und eine franzöſiſche Zeitung vorzuleſen, was dieſe mit Geſchick und Leichtigkeit that, weil ſie ſich bei ihrem Vater daran gewöhnt hatte, und Juſtine konnte ſich eines gewiſſen Wohlbehagens nicht erwehren, eine wohlerzogene, gebildete Perſon in ihrer nächſten Umgebung zu haben. Bisher hatte ſie immer als Herrin zwiſchen Untergebenen geſtanden und bei ihrem thätigen und ſelbſtſtändigen Leben gerade darin eine Befriedigung gefunden. Jetzt aber fühlte ſie doch trotz ihrer ſtoiſchen Ruhe ihre Abhängigkeit von ihren Dienſtboten und die Unmöglichkeit, dieſelben ſo untergeordnet wie früher zu halten, wenn Jacobea und Jacob die einzigen Weſen blieben, auf die ſie ſich verlaſſen konnte. Dieſe Einſicht hatte ſie zum Entſchluß gebracht, eine Geſellſchafterin zu nehmen, was ihr wegen der vergrößerten Geldausgaben höchſt unangenehm war und einen langen Kampf in ihr hervorrief. Jetzt aber begann ſie die angenehme Seite dieſer Neuerung zu ſpüren.

Als ſich Juſtine in ihr Schlafzimmer begeben hatte, begann Jacobea während ihrer gewohnten Dienſtleiſtungen die Unterhaltung:

„Welch ein Jammer, daß die gnädige Baroneſſe nicht ſo recht mehr ſehen können!“

„Ich habe Euch Allen hundertmal verboten, ſo abgeſchmackt zu winſeln!“ unterbrach ſie Juſtine. „Der graue Staar iſt eine Krankheit, die ihren Verlauf hat und durch eine Operation geheilt zu werden pflegt. Ich kann dies ſogenannt mitleidige Gejammere nicht vertragen .... Du weißt es, Jacobea.“

„Es iſt nur, weil die gnädige Baroneſſe nicht ſehen können, was wir geſehen haben, der Jacob und ich.“

„Nun, was für ein Weltwunder habt Ihr denn geſehen, Jacobea?“ fragte Juſtine mitleidig.

„Ehe ſich Fräulein von Horburg zum Nachteſſen geſetzt hat, legte ſie ihre Hände ein paar Augenblicke zuſammen und machte ein Kreuzzeichen .... dann ſetzte ſie ſich erſt. Der Jacob hatte Luſt zu lachen .... ich aber fürchtete mich, denn ich dachte, ſie ſähe irgendwo den leibhaftigen Satan.“

Juſtine lehnte ſich auf ihren Sitz zurück, ſchlug die Arme übereinander und ſagte ſtreng:

„Seit fünfundzwanzig Jahren kenne ich Euch, Dich und Jacob, als die einfältigſten Leute unter der Sonne. Wie es möglich iſt, daß Ihr bei mir, wo Ihr doch nichts Unvernünftiges ſeht und hört, ſo einfältig bleiben könnt — das iſt mir ein ewiges Räthſel.“

„Aber, gnädige Baroneſſe, ich hab' es ja mit eigenen Augen geſehen!“ verſicherte Jacobea.

„Merkt Euch aber dies, Du und der Jacob“ — fuhr Juſtine fort, ohne den Einwand zu beachten: „Fräulein von Horburg iſt katholiſch, hat alſo Gebräuche, die wir nicht haben und die wir überflüſſig finden. Wenn aber Jemand von Euch ſich unterſteht, darüber zu lachen, ſo ſchicke ich Euch fort, stante pede; denn es iſt eine Schmach für die Herrſchaft, grobe, ungezogene Dienſtboten zu haben!“

„Ich habe nicht gelacht!“ betheuerte Jacobea.

„Nein, meine Tochter, Du haſt Dich gefürchtet: das ſieht Dir ganz ähnlich.“

„Wenn uns nun aber dies Fräulein katholiſch machen will!“ ſagte Jacobea weinerlich. „Ich habe ſchon gehört, daß man hier in der Stadt den Katholiſchen nicht grün iſt. Das muß doch ſeinen Grund haben .... ſie müſſen ſchlecht ſein ... alſo fürchte ich mich vor ihnen .... und auch vor dem Fräulein.“

„Nun ſo fürchte Dich, Jacobea,“ entgegnete Juſtine kaltblütig; „ich werde durch einen neuen Beweis Deiner Beſchränktheit keineswegs überraſcht. Und jetzt ſage ich zu dieſem Kapitel: Punktum.“

Jacobea verrichtete ſchweigend ihren Dienſt. Am nächſten Morgen aber ergoß ſie ihre Anſichten und Befürchtungen in einem Redeſtrom gegen Jacob und ſchloß mit der Betheuerung:

„Wir haben unſere guten Tage gehabt, Jacob!... jetzt kommen die ſchlimmen. Die Katholiſchen ſtiften Unfrieden! das hab' ich mein Lebtag gehört.“

„Na, ſein Sie doch ruhig und fangen Sie nicht den Unfrieden an! Was brauchten Sie denn zu klatſchen, daß ich geſtern Abend einen kleinen Anfatz von Lachen hätte!“ entgegnete Jacob mürriſch.

Heliade lebte ſich mit der Schmiegſamkeit der Jugend und eines gottergebenen Willens in ihre Verhältniſſe ein. Juſtine nahm ſie freilich ſehr in Anſpruch und auf eine Weiſe, die um ſo ermüdender war, als Heliade nicht das mindeſte Intereſſe für die Zeitungen und für die Journale über Landwirthſchaft und Gartenkunde hatte, die ſie täglich vorleſen mußte. Aber ein Paar ſtille Stunden hielt ſie ſich frei; dann ſetzte ſie ſich zu ihren Aquarellen und dieſe anmuthige Arbeit erfriſchte ſie und gab ihren Gedanken eine Richtung auf die Wunderwerke der Schöpfung in den zarteſten Naturgebilden, wodurch eine reine Seele immer mehr zu den himmliſchen Dingen hingezogen wird.

Auch Juſtinens Briefe mußte Heliade vorleſen und beantworten. Doch das war keine häufige Arbeit, denn es wurde nur mit Doctor Münzner über die allgemeinen Geſchäfte, mit dem Verwalter über die Gutsangelegenheiten — und endlich mit Lucia correſpondirt. Juſtine hatte zu Heliade geſagt:

„Sie begreifen leicht, daß Briefwechsel, die nur durch einen Secretär statt finden, mit der höchsten Vorsicht und Zartheit zu behandeln sind. Es kommen darin Vermögensangelegenheiten, Familienverhältnisse, widerwärtige Geschäfte zur Sprache, die durchaus für jeden Dritten geheim zu halten sind. Ich komme nochmals darauf zurück — und erwarte gewiß nicht zu viel von Ihrem Zartgefühl, wenn ich voraussetze, daß Sie die ganze Correspondenz, die Sie für mich zu führen haben, aus dem Gedanken Sich schlagen und in ewiges Stillschweigen begraben — auch an mich keine Frage darüber stellen werden."

Heliade wiederholte ihr feierliches Versprechen des Stillschweigens. Sie spürte nicht die mindeste Neugier in Betreff des Vermögens und der Gutsverwaltung der Baroneſſe. Daß sich überall in der Correspondenz deren trockene, kalte, wenig liebreiche Art und Weise kundgab, überraschte sie nicht. Durch den täglichen Umgang war sie daran gewöhnt.

Lucia schrieb höchstens Einmal im Monat. Ihre Intimität mit der Schwester war mehr denn je durch Justinens Erblindung erschüttert. Sie beschränkte sich meistens darauf, allerhand äußere Vorfälle und Begebenheiten mitzutheilen. Nur ein Satz in dem ersten Brief, den Heliade vorzulesen hatte, riß diese mit äußerster Gewalt aus der Gleichgül-

tigkeit heraus, welche sie sich in ihrem Amte zum Gesetz gemacht hatte. Die Gräfin schrieb:

„Keine Nachricht von Peregrin! Alles fragt hier, wo er ist, ob er bald zurückkommt, warum er so lange fortbleibt — so selten schreibt? — und ich weiß keine Antwort zu geben! Zuweilen denke ich, er könne vielleicht nicht mehr am Leben sein und das wäre wohl für uns Alle die glücklichste Lösung."

Der Brief war nur mit dem Namen Lucia unterschrieben und hatte zwar einen Datum, doch keinen Ortsnamen. Dennoch schien es Heliaden, als ob es nur einen Peregrin auf Erden gebe — und die furchtbare Grausamkeit, diesem Einen den Tod zu wünschen, erschütterte sie dermaßen, daß ihre Stimme leise zitterte und sein Bild lebendiger denn je in ihrem Herzen wurde. Sprach diese Lucia von Peregrin Gorm? Wo war er? Auf Schloß Traun war er also nicht! sollte er noch immer im Orient sein? Aber warum schrieb er nicht, wenn doch Alle sich so lebhaft für ihn interessirten? Alle .... bis auf diese grausame Lucia! und wer war diese Lucia? — Sie erfuhr es nicht; denn Justine ließ die Antwort durch Jacobea schreiben, weil sie in lobenden Worten von ihrer neuen Gesellschafterin sprach und nicht Heliaden zumuthen wollte, ihr eigenes Lob niederzuschreiben, nebenbei auch, um Jacobea in heilsamer Demüthigung durch Aufzählung von Heliadens Vor-

zügen zu halten. Das beleidigte aber Jacobea, und obſchon ſie nur Erleichterung ihres Dienſtes durch Heliade hatte, ſo wurde ſie ihr gram, weil Juſtine ſie ſo hoch zu ſchätzen ſchien.

„Gnädige Baroneſſe," hub Jacobea eines Tages an, „ich hätte etwas auf dem Herzen, was ich gern ſagen möchte; .... aber ich fürchte mich."

„Schon wieder!" ſagte Juſtine.

„Ja, daß die gnädige Baroneſſe darüber Verdruß haben könnten."

„Ich habe ſo manchen Verdruß in meinem Leben gehabt, daß ich ziemlich abgehärtet dagegen bin. Alſo ſprich, Jacobea!"

„Fräulein von Horburg geht jeden Morgen um ſechs Uhr aus und kommt um ſieben mit verweinten Augen zurück," ſagte Jacobea wichtig.

„Ja, ſie geht täglich zur Meſſe."

„Gnädige Baroneſſe, das iſt unmöglich!"

„Ich bin wirklich neugierig, welchen Grund Du für Deine Unmöglichkeit haben wirſt, Jacobea."

„Hier iſt gar keine Meſſe, gnädige Baroneſſe!" entgegnete Jacobea wichtig; „wenn in dieſem kleinen Neſt von Heidelberg eine Meſſe wäre, ſo würde man das doch merken durch Zulauf von Menſchen, wilden Thieren, Kunſtreitern u. dgl. Aber hier iſt es ja ſo ſtill wie zu Tannhof! wenn nicht die Studenten manchmal ein Bischen ſpektakelten, könnte man die

Fliegen nieſen hören — wahrhaftig, ſo ſtill iſt es! Nein, hier gibt es keine Meſſe! ... alſo kann Fräulein von Horburg nicht dahin gehen."

„Es ſcheint, daß meine Geduld und Nachſicht durch Deine Einfalt geprüft werden ſollen, Jacobea! Der katholiſche Gottesdienſt, den Fräulein von Horburg täglich beſucht, heißt die Meſſe. Ob ſie da lacht oder weint, geht Dich nichts an. Hat ſie Gründe, um Thränen zu vergießen, ſo thut ſie das in der Stille und niemals beläſtigt ſie mich mit einem weinerlichen Ton .... wie es Deine ſchlechte Gewohnheit iſt."

„Wie kann ich wiſſen, daß der Gottesdienſt der Katholiſchen wie unſer Jahrmarkt iſt!" ſagte Jacobea höchſt weinerlich.

„Da Du überhaupt ſehr wenig weißt und ſo gut wie gar nichts verſtehſt, ſollteſt Du Dich des Stillſchweigens befleißigen, Jacobea. Seit fünfundzwanzig Jahren gebe ich Dir ſchon dieſen guten Rath; denn es iſt erbarmenswerth, wie viel Unſinn über Deine Zunge ſpazirt. Was nun Deine Jahrmärkte betrifft, die in manchen Städten Meſſe heißen, ſo kommt das daher, daß in alten Zeiten, als ganz Deutſchland katholiſch war, große Kirchenfeſte Leute aus der Nähe und Ferne herbeizogen, die, wenn die Feierlichkeiten, bei denen die gottesdienſtliche Handlung der Meſſe immer die Hauptſache iſt, vorüber waren — ihr ſeltenes Zuſammenkommen benutzten,

lehrt — und da wir wissen, daß sie nicht irren kann, thun wir es gern, zuversichtlich und freudig, wie eben Kinder die Vorschriften geliebter Eltern in irdischen Verhältnissen zu erfüllen pflegen."

„Wenn Sie sich aber dadurch lästig machen!"

„So wäre das die Schuld der Andersgläubigen, nicht die meinige, gnädige Baronesse, und ich würde mich nicht verpflichtet halten, auch nur das mindeste darin zu ändern."

„Aber wenn ich Sie bitten würde, es zu ändern?"

„So würde ich Sie so lange anflehen, es nicht zu thun, bis Sie von Ihrer Bitte abständen."

„Sie sind sehr eigensinnig, Fräulein von Horburg."

„Ich habe leider viele Fehler," sagte Heliade demüthig.

Justine dachte bei sich selbst: Wenn doch Jacobea ein einziges Mal im Vierteljahrhundert eine solche Aeußerung gethan hätte! — Sie sagte laut:

„Nun, von mir und bei mir haben Sie keine derartige Zumuthung zu fürchten. Ich liebe durchaus nicht die katholische Kirche, weil sie den menschlichen Geist in Fesseln schlägt; allein es ist nicht an mir, alle Sklaven zu erlösen. Ich bemitleide sie doch von Herzen. Und dies Gefühl habe ich auch für Sie."

„Gnädige Baronesse," erwiderte Heliade sanft und

um Geschäfte abzumachen und Handel und Wandel zu treiben. Allmälig gewann die letzte Richtung die Oberhand und nur der Name, der an ihren Ursprung erinnert, ist ihr geblieben. Ich gebe Dir diese Erklärung, obschon Du sie nicht verstehen wirst. Aber ich hoffe, Du verstehst wenigstens dies Eine: man macht sich lächerlich, wenn man in's Blaue hinein schwatzt."

„Zu Befehl," sagte Jacobea, deren Gedanken sich während dieser Auseinandersetzung längst verflüchtigt hatten.

Indessen hielt es Justine für zweckmäßig, zuweilen auch Heliaden heilsame Ermahnungen angedeihen zu lassen.

„Es ist recht beklagenswerth," hub sie an, „daß Ihre Kirche so manche Gebräuche verlangt, welche bei Andersgläubigen Anstoß erregen. Könnten Sie nicht Einiges davon fallen lassen? z. B. das Kreuzzeichen, das Weihwasser in Ihrem Zimmer?"

„Warum sollte ich das thun, gnädige Baronesse?" fragte Heliade sanft.

„Ich sage es Ihnen ja! um Anstoß zu vermeiden."

„Wäre es nicht viel einfacher, den Andersgläubigen zu rathen, es zu machen, wie Sie, gnädige Baronesse, und daran keinen Anstoß zu nehmen. Wir thun das, was unsere Mutter, die Kirche

lehrt — und da wir wissen, daß sie nicht irren kann, thun wir es gern, zuversichtlich und freudig, wie eben Kinder die Vorschriften geliebter Eltern in irdischen Verhältnissen zu erfüllen pflegen."

„Wenn Sie sich aber dadurch lästig machen!"

„So wäre das die Schuld der Andersgläubigen, nicht die meinige, gnädige Baroneſſe, und ich würde mich nicht verpflichtet halten, auch nur das mindeſte darin zu ändern."

„Aber wenn ich Sie bitten würde, es zu ändern?"

„So würde ich Sie ſo lange anflehen, es nicht zu thun, bis Sie von Ihrer Bitte abſtänden."

„Sie ſind ſehr eigenſinnig, Fräulein von Horburg."

„Ich habe leider viele Fehler," ſagte Heliade demüthig.

Juſtine dachte bei ſich ſelbſt: Wenn doch Jacobea ein einziges Mal im Vierteljahrhundert eine ſolche Aeußerung gethan hätte! — Sie ſagte laut:

„Nun, von mir und bei mir haben Sie keine derartige Zumuthung zu fürchten. Ich liebe durchaus nicht die katholiſche Kirche, weil ſie den menſchlichen Geiſt in Feſſeln ſchlägt; allein es iſt nicht an mir, alle Sklaven zu erlöſen. Ich bemitleide ſie jedoch von Herzen. Und dies Gefühl habe ich auch für Sie."

„Gnädige Baroneſſe," erwiderte Heliade ſanft und

fest, „die wahre Erlöserin der Sklaven ist die katholische Kirche. Vor ihr war das ganze weibliche Geschlecht in Sklaverei, waren die Kinder in Sklaverei, war überdas der ganze Sklavenstand da — und die Kirche hat sie Alle befreit ... hat sie Alle aus einer Sache, die der Herr und Gebieter nach Gutdünken behandeln durfte, zu Menschen gemacht, die das Recht der Selbstbestimmung haben.“

„Ein illusorisches Recht! bis zur Stunde sind zahllose Frauen wahre Sklavinnen ihrer Männer.“

„Das kann sein! Sünde und Schwäche stürzen den Menschen immer wieder und wieder von der Höhe der Erlösung herab ... aber dann ist die Sklaverei eine anerkannte Frucht des Unrechts und der Bosheit. Sie kann wohl noch als Recht des Stärkeren existiren; doch eine rechtmäßige, auf ewigem Rechte ruhende Existenz hat sie nicht mehr. Ein Geschlecht, das seine höchste Ehre in den Stand der Jungfräulichkeit setzt, hat die Sklaverei des Weibes unmöglich gemacht — und ein solches Geschlecht hat die katholische Kirche erzogen.“

„Niemand schätzt die Würde der Unvermählten, wenn sie es im rechten Geiste sind, höher als ich,“ sagte Justine mit großem Pathos; — „aber die Klöster, die Orden, die Gelübde verabscheue ich. Nur im freien Willen liegt Würde.“

„Ja! nur im freien Willen, der für seine Selbst-

bestimmung die Liebe zu Gott zur Richtschnur hat" — entgegnete Heliade.

„Ueber diese katholische Zuthat werden wir uns nie verständigen!" sagte Justine abbrechend.

Ein anderes Mal fragte sie:

„Fräulein von Horburg, würden Sie je eine Ehe mit einem Protestanten eingehen?"

Mit Purpur übergossen bückte sich Heliade so tief über ihre Stickerei, als ob Justine nicht blind gewesen wäre und sagte leise:

„Das nicht, gnädige Baronesse."

„Ich erwartete diese Antwort! sie paßt ganz für Ihren kleinen, friedlichen Fanatismus! — Aber Sie sind doch wirklich eine Thörin. Sie leben hier in protestantischer Umgebung und könnten vielleicht eine ganz gute Partie machen. Aber nein! das ist unmöglich."

„Sie wissen ja, gnädige Baronesse, daß es meine Absicht ist, zu meiner Großmutter zu reisen, sobald meine pecuniären Mittel es erlauben," entgegnete Heliade ablenkend. „Ich bin in Italien geboren und betrachte es als meine Heimath."

„Mein bestes Fräulein: „Ubi bene, ibi patria" — spricht der Lateiner; d. h.: Wo es mir gut geht, ist mein Vaterland. Es wäre doch nichts Unmögliches, daß Sie in Deutschland eine zweite Heimath fänden. Ja, es wäre vielleicht ein Glück für Sie.

Denn Großmütter pflegen nicht mehr jung zu sein; ist also Ihre Großmutter Ihre einzige Verwandte in Rom, so können Sie sich vielleicht bald ebenso einsam und verlassen dort befinden, wie hier."

„Umsomehr wünschte ich, daß es Gottes Wille sein möchte, mich bald nach Rom zu führen, damit ich wenigstens die letzten Lebensjahre meiner lieben Großmutter mit ihr zubringen könnte," sagte Heliade traurig.

Das nahm Justine aber übel auf — und ohne zu bedenken, daß sie es gewesen war, die Heliade an ihre Verlassenheit erinnert hatte, sagte sie kalt:

„Es ist in der That etwas unverbindlich, Fräulein von Horburg, daß Sie Ihren Aufenthalt unter meinem Dache als einen lästigen Durchgangspunkt betrachten und es mir sogar aussprechen. Das verräth wenig Tact, wenig Zartgefühl" ... —

Sie würde ihre Strafpredigt noch lange fortgesetzt haben, wenn nicht Jacob eingetreten wäre und ihr einen Brief überreicht hätte. An der Glätte und dem Wohlgeruch des Papiers erkannte Justine Lucia's Briefe und Heliade erkannte ihrerseits die Handschrift, die vor einigen Wochen über Peregrin berichtet hatte. Treu ihrem Vorsatz, sich Justinens Correspondenz aus dem Sinn zu schlagen, hatte sie, nachdem der erste Eindruck überwunden war, nicht weiter über jenen Peregrin nachgegrübelt. Jetzt er-

ſchrak ſie unwillkürlich und beklommen las ſie den Brief, den Juſtine nach ihrer Weiſe ſelbſt öffnete, um ſich zu überzeugen, daß das Siegel unverletzt ſei — und dann Heliaden gab. Lucia ſchrieb:

„Liebe Juſtine, ich fange heute mit der Hauptſache an: Alarich hat jetzt durch mich die Wahrheit erfahren. Ich konnte das Stillſchweigen nicht länger ihm gegenüber durchführen, denn er war in der heftigſten Beſorgniß, wollte an die Conſulate der Levante ſchreiben und wenn deren Antworten unbefriedigend ausfielen, perſönlich Nachforſchungen anſtellen. Das hätte die traurige Angelegenheit nur erſchwert und verwickelt. So entſchloß ich mich, ſie ihm zu offenbaren, wie das ja ſelbſtverſtändlich einmal geſchehen mußte. Er iſt jetzt zweiundzwanzig Jahre alt, hat ſeine Univerſitätsſtudien vollendet und iſt verſtändig und einſichtsvoll genug, um das Familiengeheimniß zu bewahren und Niemand zu compromittiren. Doch wünſcht Alarich ebenſo ſehnlichſt wie ich zu erfahren, was aus dem Pilger — Du weißt, wen ich meine! — geworden iſt; wo er lebt, was er treibt, wie er geſinnt und geſtimmt iſt, ja, auch wovon er lebt! denn der Rentmeiſter ſagt, der Pilger habe ſeine Reiſe mit einigen hundert Thalern, höchſtens! angetreten und dennoch hat er den Creditbrief von mir nicht benutzt!! — O Juſtine! ſeit dem Brief aus Marſeille, dem erſten und einzigen,

worin er ſagt, er wolle vielleicht in Algerien Land kaufen — keine Nachricht! Hat er das nun gethan? Aber womit! Hat er ſich dadurch eine Exiſtenz gegründet? Aber wie! Iſt er überhaupt dahin gegangen oder nicht? das ſind Fragen, die mir bei Tage die Ruhe, bei Nacht den Schlaf nehmen. Ich ſehe ihn immer in meinen Träumen kämpfen mit Löwen und Tigern und Arabern ... oder Schiffbruch leiden ... oder in der Wüſte verſchmachten. Oder er erſcheint mir mit ſchrecklichen Wunden bedeckt und ſagt mir: Sieh! dies Elend verdanke ich Derjenigen, die ſich für meine Mutter ausgab! — O Juſtine, welche Qualen leide ich! ... und nun ſchon ſechsundzwanzig Jahre! Beſtändig liegt mein Herz und mein Gewiſſen auf irgend einer Folter! O, daß ich das Wort des Prieſters in Nizza damals begriffen, befolgt hätte! „Harren Sie aus.“ Damals erſchien es mir zu ſchwer. Jetzt ſehe ich ein, daß es bei Weitem das Leichtere geweſen wäre, denn die Wahrheit macht frei und die Lüge ſchlägt in ewige Feſſeln. Alarich war zuerſt außerordentlich niedergeſchlagen. Der Pilger war ihm ſtets ein ſo treuer und theurer älterer Bruder, ein Freund, ein Rathgeber geweſen, daß ihm die Vorſtellung unerträglich ſchien, ihn verlieren zu müſſen. Er fuhr fort, Entdeckungspläne zu machen, damit er wenigſtens in freundſchaftlicher Verbindung mit ihm bliebe. Ich

mußte Alarich darauf hinweiſen, daß es vermuthlich des Pilgers Abſicht ſei, gänzlich aus dem Kreiſe und dem Gedächtniß ſeiner Landsleute und Zeitgenoſſen zu entſchwinden — und darin müßten wir ihn, wenn auch mit blutendem Herzen, unterſtützen. Sei er dann gründlich für die Welt und für alle äußeren Verhältniſſe verſchollen: ſo könnten wir eher wagen, unter der Hand Nachforſchungen anzuſtellen und dermaleinſt wieder eine Verbindung mit ihm anknüpfen. Für jetzt müßten wir, der Welt gegenüber, die peinliche Comödie fortführen, ihn ſcheinbar zu ſuchen. Alarich ſah dies ein. Jetzt begriff er auch, weshalb ich den Gütertauſch ſo glühend gewünſcht hatte und freute ſich, daß der Pilger vor ſeiner Abreiſe durch einen gerichtlichen Act dieſen Tauſch vollzog. Die böhmiſche Beſitzung wird jetzt zum Schein eine Reihe von Jahren für den Pilger verwaltet; die Einkünfte werden zurückgelegt und werden allmälig zu einem Kapital anwachſen, das Alarich ſpäter zu gut kommt, während er ſchon jetzt, als rechtmäßiger Erbe, den Sitz ſeiner Väter inne hat. Ihm ſteht eine glänzende Zukunft offen und ich hoffe für ihn auf Lydia. Sie theilt mit großer Ruhe einen Korb nach dem andern aus und mir ſcheint, ſie wartet auf die Rückkehr des Pilgers. Doch glaube ich nicht, daß ſie zu den ſtarken Herzen gehört, die nur auf Einen oder Keinen warten. —

zügen zu halten. Das beleidigte aber Jacobea, und obschon sie nur Erleichterung ihres Dienstes durch Heliade hatte, so wurde sie ihr gram, weil Justine sie so hoch zu schätzen schien.

„Gnädige Baroneſſe," hub Jacobea eines Tages an, „ich hätte etwas auf dem Herzen, was ich gern sagen möchte; .... aber ich fürchte mich."

„Schon wieder!" sagte Justine.

„Ja, daß die gnädige Baroneſſe darüber Verdruß haben könnten."

„Ich habe so manchen Verdruß in meinem Leben gehabt, daß ich ziemlich abgehärtet dagegen bin. Also sprich, Jacobea!"

„Fräulein von Horburg geht jeden Morgen um sechs Uhr aus und kommt um sieben mit verweinten Augen zurück," sagte Jacobea wichtig.

„Ja, sie geht täglich zur Meſſe."

„Gnädige Baroneſſe, das ist unmöglich!"

„Ich bin wirklich neugierig, welchen Grund Du für Deine Unmöglichkeit haben wirst, Jacobea."

„Hier ist gar keine Meſſe, gnädige Baroneſſe!" entgegnete Jacobea wichtig; „wenn in diesem kleinen Nest von Heidelberg eine Meſſe wäre, so würde man das doch merken durch Zulauf von Menschen, wilden Thieren, Kunstreitern u. dgl. Aber hier ist es ja so still wie zu Tannhof! wenn nicht die Studenten manchmal ein Bischen spektakelten, könnte man die

Fliegen nieſen hören — wahrhaftig, ſo ſtill iſt es! Nein, hier gibt es keine Meſſe! ... alſo kann Fräulein von Horburg nicht dahin gehen."

„Es ſcheint, daß meine Geduld und Nachſicht durch Deine Einfalt geprüft werden ſollen, Jacobea! Der katholiſche Gottesdienſt, den Fräulein von Horburg täglich beſucht, heißt die Meſſe. Ob ſie da lacht oder weint, geht Dich nichts an. Hat ſie Gründe, um Thränen zu vergießen, ſo thut ſie das in der Stille und niemals beläſtigt ſie mich mit einem weinerlichen Ton .... wie es Deine ſchlechte Gewohnheit iſt."

„Wie kann ich wiſſen, daß der Gottesdienſt der Katholiſchen wie unſer Jahrmarkt iſt!" ſagte Jacobea höchſt weinerlich.

„Da Du überhaupt ſehr wenig weißt und ſo gut wie gar nichts verſtehſt, ſollteſt Du Dich des Stillſchweigens befleißigen, Jacobea. Seit fünfundzwanzig Jahren gebe ich Dir ſchon dieſen guten Rath; denn es iſt erbarmenswerth, wie viel Unſinn über Deine Zunge ſpazirt. Was nun Deine Jahrmärkte betrifft, die in manchen Städten Meſſe heißen, ſo kommt das daher, daß in alten Zeiten, als ganz Deutſchland katholiſch war, große Kirchenfeſte Leute aus der Nähe und Ferne herbeizogen, die, wenn die Feierlichkeiten, bei denen die gottesdienſtliche Handlung der Meſſe immer die Hauptſache iſt, vorüber waren — ihr ſeltenes Zuſammenkommen benutzten,

um Geschäfte abzumachen und Handel und Wandel zu treiben. Allmälig gewann die letzte Richtung die Oberhand und nur der Name, der an ihren Ursprung erinnert, ist ihr geblieben. Ich gebe Dir diese Erklärung, obschon Du sie nicht verstehen wirst. Aber ich hoffe, Du verstehst wenigstens dies Eine: man macht sich lächerlich, wenn man in's Blaue hinein schwatzt."

„Zu Befehl," sagte Jacobea, deren Gedanken sich während dieser Auseinandersetzung längst verflüchtigt hatten.

Indessen hielt es Justine für zweckmäßig, zuweilen auch Heliaden heilsame Ermahnungen angedeihen zu lassen.

„Es ist recht beklagenswerth," hub sie an, „daß Ihre Kirche so manche Gebräuche verlangt, welche bei Andersgläubigen Anstoß erregen. Könnten Sie nicht Einiges davon fallen lassen? z. B. das Kreuzzeichen, das Weihwasser in Ihrem Zimmer?"

„Warum sollte ich das thun, gnädige Baronesse?" fragte Heliade sanft.

„Ich sage es Ihnen ja! um Anstoß zu vermeiden."

„Wäre es nicht viel einfacher, den Andersgläubigen zu rathen, es zu machen, wie Sie, gnädige Baronesse, und daran keinen Anstoß zu nehmen? Wir thun das, was unsere Mutter, die Kirche, uns

lehrt — und da wir wiſſen, daß ſie nicht irren kann, thun wir es gern, zuverſichtlich und freudig, wie eben Kinder die Vorſchriften geliebter Eltern in irdiſchen Verhältniſſen zu erfüllen pflegen."

„Wenn Sie ſich aber dadurch läſtig machen!"

„So wäre das die Schuld der Andersgläubigen, nicht die meinige, gnädige Baroneſſe, und ich würde mich nicht verpflichtet halten, auch nur das mindeſte darin zu ändern."

„Aber wenn ich Sie bitten würde, es zu ändern?"

„So würde ich Sie ſo lange anflehen, es nicht zu thun, bis Sie von Ihrer Bitte abſtänden."

„Sie ſind ſehr eigenſinnig, Fräulein von Horburg."

„Ich habe leider viele Fehler," ſagte Heliade demüthig.

Juſtine dachte bei ſich ſelbſt: Wenn doch Jacobea ein einziges Mal im Vierteljahrhundert eine ſolche Aeußerung gethan hätte! — Sie ſagte laut:

„Nun, von mir und bei mir haben Sie keine derartige Zumuthung zu fürchten. Ich liebe durchaus nicht die katholiſche Kirche, weil ſie den menſchlichen Geiſt in Feſſeln ſchlägt; allein es iſt nicht an mir, alle Sklaven zu erlöſen. Ich bemitleide ſie jedoch von Herzen. Und dies Gefühl habe ich auch für Sie."

„Gnädige Baroneſſe," erwiderte Heliade ſanft und

fest, „die wahre Erlöserin der Sklaven ist die katholische Kirche. Vor ihr war das ganze weibliche Geschlecht in Sklaverei, waren die Kinder in Sklaverei, war überdas der ganze Sklavenstand da — und die Kirche hat sie Alle befreit ... hat sie Alle aus einer Sache, die der Herr und Gebieter nach Gutdünken behandeln durfte, zu Menschen gemacht, die das Recht der Selbstbestimmung haben."

„Ein illusorisches Recht! bis zur Stunde sind zahllose Frauen wahre Sklavinnen ihrer Männer."

„Das kann sein! Sünde und Schwäche stürzen den Menschen immer wieder und wieder von der Höhe der Erlösung herab ... aber dann ist die Sklaverei eine anerkannte Frucht des Unrechts und der Bosheit. Sie kann wohl noch als Recht des Stärkeren existiren; doch eine rechtmäßige, auf ewigem Rechte ruhende Existenz hat sie nicht mehr. Ein Geschlecht, das seine höchste Ehre in den Stand der Jungfräulichkeit setzt, hat die Sklaverei des Weibes unmöglich gemacht — und ein solches Geschlecht hat die katholische Kirche erzogen."

„Niemand schätzt die Würde der Unvermählten, wenn sie es im rechten Geiste sind, höher als ich," sagte Justine mit großem Pathos; — „aber die Klöster, die Orden, die Gelübde verabscheue ich. Nur im freien Willen liegt Würde."

„Ja! nur im freien Willen, der für seine Selbst-

bestimmung die Liebe zu Gott zur Richtschnur hat“ — entgegnete Heliade.

„Ueber diese katholische Zuthat werden wir uns nie verständigen!“ sagte Justine abbrechend.

Ein anderes Mal fragte sie:

„Fräulein von Horburg, würden Sie je eine Ehe mit einem Protestanten eingehen?“

Mit Purpur übergossen bückte sich Heliade so tief über ihre Stickerei, als ob Justine nicht blind gewesen wäre und sagte leise:

„Das nicht, gnädige Baronesse.“

„Ich erwartete diese Antwort! sie paßt ganz für Ihren kleinen, friedlichen Fanatismus! — Aber Sie sind doch wirklich eine Thörin. Sie leben hier in protestantischer Umgebung und könnten vielleicht eine ganz gute Partie machen. Aber nein! das ist unmöglich.“

„Sie wissen ja, gnädige Baronesse, daß es meine Absicht ist, zu meiner Großmutter zu reisen, sobald meine pecuniären Mittel es erlauben,“ entgegnete Heliade ablenkend. „Ich bin in Italien geboren und betrachte es als meine Heimath.“

„Mein bestes Fräulein: „Ubi bene, ibi patria“ — spricht der Lateiner; d. h.: Wo es mir gut geht, ist mein Vaterland. Es wäre doch nichts Unmögliches, daß Sie in Deutschland eine zweite Heimath fänden. Ja, es wäre vielleicht ein Glück für Sie.

Denn Großmütter pflegen nicht mehr jung zu sein; ist also Ihre Großmutter Ihre einzige Verwandte in Rom, so können Sie sich vielleicht bald ebenso einsam und verlassen dort befinden, wie hier."

„Umsomehr wünschte ich, daß es Gottes Wille sein möchte, mich bald nach Rom zu führen, damit ich wenigstens die letzten Lebensjahre meiner lieben Großmutter mit ihr zubringen könnte," sagte Heliade traurig.

Das nahm Justine aber übel auf — und ohne zu bedenken, daß sie es gewesen war, die Heliade an ihre Verlassenheit erinnert hatte, sagte sie kalt:

„Es ist in der That etwas unverbindlich, Fräulein von Horburg, daß Sie Ihren Aufenthalt unter meinem Dache als einen lästigen Durchgangspunkt betrachten und es mir sogar aussprechen. Das verräth wenig Tact, wenig Zartgefühl" ... —

Sie würde ihre Strafpredigt noch lange fortgesetzt haben, wenn nicht Jacob eingetreten wäre und ihr einen Brief überreicht hätte. An der Glätte und dem Wohlgeruch des Papiers erkannte Justine Lucia's Briefe und Heliade erkannte ihrerseits die Handschrift, die vor einigen Wochen über Peregrin berichtet hatte. Treu ihrem Vorsatz, sich Justinens Correspondenz aus dem Sinn zu schlagen, hatte sie, nachdem der erste Eindruck überwunden war, nicht weiter über jenen Peregrin nachgegrübelt. Jetzt er-

schrak sie unwillkürlich und beklommen las sie den Brief, den Justine nach ihrer Weise selbst öffnete, um sich zu überzeugen, daß das Siegel unverletzt sei — und dann Heliaden gab. Lucia schrieb:

„Liebe Justine, ich fange heute mit der Hauptsache an: Alarich hat jetzt durch mich die Wahrheit erfahren. Ich konnte das Stillschweigen nicht länger ihm gegenüber durchführen, denn er war in der heftigsten Besorgniß, wollte an die Consulate der Levante schreiben und wenn deren Antworten unbefriedigend ausfielen, persönlich Nachforschungen anstellen. Das hätte die traurige Angelegenheit nur erschwert und verwickelt. So entschloß ich mich, sie ihm zu offenbaren, wie das ja selbstverständlich einmal geschehen mußte. Er ist jetzt zweiundzwanzig Jahre alt, hat seine Universitätsstudien vollendet und ist verständig und einsichtsvoll genug, um das Familiengeheimniß zu bewahren und Niemand zu compromittiren. Doch wünscht Alarich ebenso sehnlichst wie ich zu erfahren, was aus dem Pilger — Du weißt, wen ich meine! — geworden ist; wo er lebt, was er treibt, wie er gesinnt und gestimmt ist, ja, auch wovon er lebt! denn der Rentmeister sagt, der Pilger habe seine Reise mit einigen hundert Thalern, höchstens! angetreten und dennoch hat er den Creditbrief von mir nicht benutzt!! — O Justine! seit dem Brief aus Marseille, dem ersten und einzigen,

worin er ſagt, er wolle vielleicht in Algerien Land kaufen — keine Nachricht! Hat er das nun gethan? Aber womit! Hat er ſich dadurch eine Exiſtenz gegründet? Aber wie! Iſt er überhaupt dahin gegangen oder nicht? das ſind Fragen, die mir bei Tage die Ruhe, bei Nacht den Schlaf nehmen. Ich ſehe ihn immer in meinen Träumen kämpfen mit Löwen und Tigern und Arabern ... oder Schiffbruch leiden ... oder in der Wüſte verſchmachten. Oder er erſcheint mir mit ſchrecklichen Wunden bedeckt und ſagt mir: Sieh! dies Elend verdanke ich Derjenigen, die ſich für meine Mutter ausgab! — O Juſtine, welche Qualen leide ich! ... und nun ſchon ſechsundzwanzig Jahre! Beſtändig liegt mein Herz und mein Gewiſſen auf irgend einer Folter! O, daß ich das Wort des Prieſters in Nizza damals begriffen, befolgt hätte! „Harren Sie aus.“ Damals erſchien es mir zu ſchwer. Jetzt ſehe ich ein, daß es bei Weitem das Leichtere geweſen wäre, denn die Wahrheit macht frei und die Lüge ſchlägt in ewige Feſſeln. Alarich war zuerſt außerordentlich niedergeſchlagen. Der Pilger war ihm ſtets ein ſo treuer und theurer älterer Bruder, ein Freund, ein Rathgeber geweſen, daß ihm die Vorſtellung unerträglich ſchien, ihn verlieren zu müſſen. Er fuhr fort, Entdeckungspläne zu machen, damit er wenigſtens in freundſchaftlicher Verbindung mit ihm bliebe. Ich

mußte Alarich darauf hinweiſen, daß es vermuthlich des Pilgers Abſicht ſei, gänzlich aus dem Kreiſe und dem Gedächtniß ſeiner Landsleute und Zeitgenoſſen zu entſchwinden — und darin müßten wir ihn, wenn auch mit blutendem Herzen, unterſtützen. Sei er dann gründlich für die Welt und für alle äußeren Verhältniſſe verſchollen: ſo könnten wir eher wagen, unter der Hand Nachforſchungen anzuſtellen und dermaleinſt wieder eine Verbindung mit ihm anknüpfen. Für jetzt müßten wir, der Welt gegenüber, die peinliche Comödie fortführen, ihn ſcheinbar zu ſuchen. Alarich ſah dies ein. Jetzt begriff er auch, weshalb ich den Gütertauſch ſo glühend gewünſcht hatte und freute ſich, daß der Pilger vor ſeiner Abreiſe durch einen gerichtlichen Act dieſen Tauſch vollzog. Die böhmiſche Beſitzung wird jetzt zum Schein eine Reihe von Jahren für den Pilger verwaltet; die Einkünfte werden zurückgelegt und werden allmälig zu einem Kapital anwachſen, das Alarich ſpäter zu gut kommt, während er ſchon jetzt, als rechtmäßiger Erbe, den Sitz ſeiner Väter inne hat. Ihm ſteht eine glänzende Zukunft offen und ich hoffe für ihn auf Lydia. Sie theilt mit großer Ruhe einen Korb nach dem andern aus und mir ſcheint, ſie wartet auf die Rückkehr des Pilgers. Doch glaube ich nicht, daß ſie zu den ſtarken Herzen gehört, die nur auf Einen oder Keinen warten. —

Ich fühle mich durch die Mittheilung an Alarich sehr getröstet, denn er trägt das Geheimniß mit mir und ich brauche nicht mehr von seiner Seite Schritte zu fürchten, die mich hätten compromittiren können. Aber bis jetzt war es doch ganz unmöglich, einen Studenten von dieser Sache in Kenntniß zu setzen."

Da Peregrin nicht in dem Brief genannt war, Heliade nicht wußte, daß dieser Name Fremdling und Pilger bedeute, und da so manche Verhältnisse, die ihr unverständlich waren, besprochen wurden: so verlor sie während des Vorlesens ihre Beklommenheit umsomehr, als Peregrin nie die Absicht ausgesprochen hatte, nach Algier zu gehen. Justine sagte, nachdem die Lectüre zu Ende war:

„Jetzt haben Sie die Güte, eine Kerze anzuzünden und den Brief an derselben zu verbrennen."

Heliade befolgte die Weisung und sagte dann:

„Es ist geschehen, gnädige Baronesse."

„Schwören Sie es mir!" versetzte Justine.

„Wie!" rief Heliade, „einen Schwur wegen solcher Kleinigkeit, wie die Vernichtung eines Briefes ist?"

„Von der Vernichtung dieses Briefes kann die Ehre einer Familie abhängen, und das ist keine Kleinigkeit, Fräulein von Horburg!"

„Ich gab bereits mein Wort des ewigen Stillschweigens — und ich halte es so treu wie einen Eid!" rief Heliade.

„Dann bin ich zufrieden und begehre keinen Schwur," entgegnete Juſtine kaltblütig.

Nach einiger Zeit dictirte ſie die Antwort Heliaden in die Feder und bewegte ſich dabei nur auf der äußerſten Oberfläche der Verhältniſſe. Lucia allein war im Stande, Juſtinens Anſicht, welche diesmal vollkommen zuſtimmend war, aus dem Briefe zu entnehmen.

„Jetzt machen Sie die Adreſſe," ſagte Juſtine, „an Frau Gräfin Gorm, geborne Freyin von Ruffach, Schloß Traun, via Dresden."

Heliade ſchrieb mechaniſch dieſe Worte nieder und ſiegelte den Brief, und dann ſagte ſie:

„Vergebung, gnädige Baroneſſe, mir iſt nicht wohl! ... ich ſchicke Ihnen Jacobea." Und mit verſtörten Zügen, blaß wie eine Leiche, verließ ſie das Zimmer, rief die Kammerfrau und ſank dann in ihrem kleinen Gemach auf die Knie, indem ſie ächzte:

„Er iſt es! ach, er iſt es! ... und ſeine Mutter — iſt ſeine Mutter nicht! — Alſo iſt er kein Gorm! ... Aber was iſt er denn!" ——

Der Abſchied.

Der Pilger, wie Gräfin Gorm ihn nannte, hatte weite Wege durchpilgert; noch weiter innerlich, als in der äußern Welt. Ein halbes Jahr nach jener furchtbaren Enthüllung hatte er noch auf Schloß Traun zugebracht, um alle Rückſichten zu beobachten. Aber es war ein martervoller Zuſtand. Er wußte, daß er nicht der Herr des Hauſes, nicht der Sohn des Hauſes ſei, und er mußte ſich nach der Seite der Welt hin, um keinen Verdacht zu erregen, benehmen, als ob er es ſei. Verſchwinden, ſo bald wie möglich verſchwinden! — dahin ging ſein ganzes Verlangen; und wenn Lucia ihn zuweilen angſthaft fragte, ob er irgend einen Plan für ſeine Zukunft habe und ob ſie ihm nicht dazu behülflich ſein könne, ſo antwortete er nur, es ſei ihm unmöglich, hier einen Plan zu machen. Er müſſe gründlich aus ſeinen bisherigen Verhältniſſen herausgetreten ſein, bevor er den Gedanken feſt und klar erfaſſen könne,

daß das Alte wirklich vorüber ſei. Wegen der tiefen Trauerzeit lebten ſie ganz einſam und Peregrin veranlaßte Alarich, während der Frühlingsferien eine Reiſe nach Belgien zu machen, denn er fürchtete, das Geheimniß unwillkürlich vor Alarich zu verrathen und daß dieſer noch nicht genug Selbſtbeherrſchung haben werde, um es mit Ruhe und Verſchwiegenheit zu bewahren. Auch fand Peregrin es leichter, gar nicht über dieſe unerhörte Sache zu ſprechen, als mit Faſſung; denn wenn er nur an ſie dachte, ſo war ihm ſchon zu Sinn, als werde jede Faſer ſeines Herzens zerriſſen — und ach! er war ja genöthigt, unausgeſetzt daran zu denken! Jeder Schritt, den er auf dieſen Boden that, jeder Blick, den er auf die Umgebung warf, jede Anordnung, die er machte, jedes Geſchäft, das er beſorgte — Alles erinnerte ihn daran, daß es in einigen Monaten, Wochen, Tagen damit aus und vorbei ſein werde. Er war wie ein Sterbender, der die unvermeidliche Stunde ſeines Todes vorher weiß. Ja, zu ſterben wäre minder ſchwer geweſen! Einige Augenblicke des Todeskampfs — und das phyſiſche Leben iſt überwunden! Aber ſterben zu müſſen dem Herzen nach, ſterben als Sohn, als Bruder — ſterben für die ganze Richtung, für das ganze Streben, welche Verhältniſſe und Stellung, Erziehung und Bildung der Exiſtenz gaben — und dann fortleben zu müſſen

ohne Familie, ohne Vaterland, ohne Heimath, ohne Namen, ohne Laufbahn, ohne Vermögen — ob und wie das zu ertragen sei, das konnte Peregrin nicht beurtheilen, so lange er sich auf Schloß Traun befand, und der physische Tod erschien ihm dagegen als etwas Leichtes und Friedliches.

„Versprich mir nur, nicht plötzlich, nicht ohne Abschied abzureisen," sagte Lucia eines Tages. „Ich erwache jeden Morgen mit der Angst, daß Du in der Nacht fortgegangen sein könntest."

„Nun, der Morgen wird ganz gewiß eintreten," sagte Peregrin schwermüthig.

„Aber nicht ohne Abschied!" bat sie.

„Ich kann nichts versprechen!" rief er; — „ich thue das, was ich aushalten kann."

„Nimm nur aus Barmherzigkeit mein ganzes Vermögen," sagte sie flehend.

„Das gebührt Alarich," entgegnete Peregrin finster. „Du hast nicht das Recht, es dem Sohn zu entziehen und dem Fremden zu geben."

„Dem Fremden! ... o Peregrin, bist Du nicht wahrhaft mein Sohn gewesen?"

„Ja ... so lange Du mich nöthig hattest," erwiderte er hart.

„Warst Du ein Fremder für Deinen Vater!" rief sie in Thränen.

„O schweige von ihm!" rief Peregrin trostlos.

„Mein größter Schmerz iſt es, daß er nicht mein Vater iſt — daß ich ſeine Liebe geſtohlen habe!... Aber er und ich:.. wir waren ja beide arme, blinde Opfer."

„Sei barmherzig, nimm mein Vermögen," wiederholte die Gräfin.

„Es gehört Alarich: alſo darf ich es nicht nehmen," verſetzte Peregrin. „Ueberdies nützt es mir nichts. Der Verſtoßene, der Namenloſe, dem jede Laufbahn verſchloſſen iſt, braucht kein Vermögen. Er lebt von einem Tage zum andern, als Geigenſpieler, als Tagelöhner... was weiß ich! und das Brod kann er ſich allenfalls verdienen."

„Peregrin! Du ... als Tagelöhner!" rief die Gräfin ganz außer ſich.

„Es gibt für mich keinen andern Platz," entgegnete er, „und wenn ſich alle Bildung und Weisheit des Jahrhunderts in mir vereinigten. Ganz Deutſchland kennt mich als Graf Gorm, denn ich war auf drei Univerſitäten, ich bin gereiſt, ich habe überall theils die große Geſellſchaft, theils bedeutende Perſönlichkeiten aufgeſucht; ich habe überall Bekannte, Studiengefährten, Univerſitätsfreunde, auch Freunde meines Vaters; man war überall, wenn nicht wegen meiner Perſon, ſo doch wegen des Namens, den ich trug, wohlwollend für mich. Daß ich in Deutſchland unmöglich unter einem andern Namen leben kann, ver-

steht sich von selbst. Und in andern Ländern sind dem Fremdling ohne Namen, ohne Herkunft, ohne Beschützer alle Wege und Stege verschlossen. Ich kann ja nicht einmal einen richtigen Paß vorweisen. Die europäischen Polizeistaaten dulden mich nur als Graf Gorm. In der Gesellschaft kann ich aber nicht mehr als Graf Gorm existiren, denn ich würde in meinen Augen das Brandmal der Lüge auf der Stirn tragen. Folglich muß ich diesem Conflict aus dem Wege gehen ... und zu den Wilden fliehen."

„Aber gerade in andern Welttheilen, in Australien, in Amerika, kannst Du Dir, wenn Du Geldmittel hast, eine glänzende Zukunft eröffnen."

„Ich könnte reich werden, wenn ich den Handelsgeist hätte und zu speculiren verstände — das ist möglich!" erwiderte Peregrin. „Aber es ist gewiß, daß mir dazu Talent und Lust fehlen und daß mir eine Zukunft, die ihren Glanz vom Gelderwerb empfängt, nicht glänzend, sondern armselig erscheint. Wäre ich erzogen als das, was ich bin, so hätte ich ein Handwerk gelernt und meine Pflicht und Ehre darin gefunden, mir durch meine Tüchtigkeit — zuerst mein Brod, und dann mehr und mehr zu erwerben. Aber ich bin als Graf Gorm erzogen. In diesem Stande verwaltet man sein Vermögen, vielleicht vergrößert man es auch; allein der Erwerb mit seiner Thätigkeit liegt außerhalb seiner Sphäre

und ich habe das bisher immer als ein außerordentliches Glück betrachtet, weil es mit meiner Neigung und Richtung zusammenfällt. Für mich gab es nur eine glückliche Zukunft und zwei Worte drücken sie aus: Meinem Lande dienen und der Menschheit nützen. Dahin gingen meine Studien, meine Interessen, meine Bestrebungen. In diesem Boden wurzelte ich. Auf seine Cultur verwendete ich meine ganze Energie, alle Kräfte, alle Gaben, alle Einsicht. Jetzt bin ich ihm entwurzelt und zweifach zukunftslos; einmal durch mein äußeres Schicksal, und dann — weil mir auch innerlich und geistiger Weise die Grundlage fehlt, um eine andere Zukunft darauf zu bauen, nämlich die Kenntnisse, die Theilnahme, die Begeisterung."

„Umsomehr, geliebter Peregrin, brauchst Du Geldmittel!" flehte Lucia. „O stürze mich doch nicht durch Deine Weigerung in den Abgrund der Verzweiflung! Und wenn Du nicht mein ganzes Vermögen willst, das über hunderttausend Thaler beträgt, so nimm die Hälfte ... so nimm doch wenigstens den vierten Theil! Ach! das ist ja eine so geringe Summe, daß Alarich und ich es gar nicht bemerken."

„Ich denke, ich werde nicht viel nöthig haben ... oder doch nicht lange," sagte er.

„Was hast Du vor?" rief sie und ergriff seine

Hand, als ob sie ihn von einem verderblichen Schritt zurückhalten wolle.

„Ich würde gern in Algerien Kriegsdienste nehmen — wenn ich nur nicht für Louis-Philipp gegen Abd-el-Kadr kämpfen müßte," sagte Peregrin mit traurigem Lächeln. „So ein störendes „Wenn" tritt mir bei jeder Frage von allen Seiten entgegen. Darum wollen wir es ruhen lassen, bis für mich der Augenblick der Entscheidung kommen wird."

So verging ein halbes Jahr. Da ließ Peregrin eines Abends spät den Rentmeister rufen, der seit vierzig Jahren diese Stelle einnahm und dem Hause grenzenlos ergeben war. Es war eilf Uhr; aber der Rentmeister, ein kräftiger bejahrter Mann, saß noch bei seinen Büchern, als der Kammerdiener ihn zum Grafen beschied und in dessen Schreibzimmer führte. Peregrin saß am Schreibtisch und adressirte einen versiegelten Brief. Als er damit fertig war, stand er auf und der Rentmeister, der ihn jetzt in's Auge fassen konnte, rief erschreckt:

„Aber, Herr Graf, sind Sie krank? Sie sehen ja leichenblaß aus! was fehlt Ihnen?"

„Der grüne Schirm um die Kerzen, den ich noch immer brauche, wie ihn mein Vater gebraucht hat, gibt wahrscheinlich ein fahles Aussehen, denn ich befinde mich ganz wohl," sagte Peregrin; — „so wohl,

daß ich noch in dieser Nacht meine große Reise antreten werde."

„Ach, Herr Graf, gehen Sie doch die lange weite Reise auf!" sagte der Rentmeister bittend. „Das war ganz gut — obschon immer etwas zu weit in die Welt hinein! — so lange wir Alle und besonders die Frau Gräfin den seligen Grafen hatten. Allein jetzt, wo uns Niemand bleibt, wo Schloß Traun ganz verwaist ist, da sollten sich der Herr Graf doch wenigstens innerhalb Europa's aufhalten, wo es ja gewiß der Merkwürdigkeiten die schwere Menge zu sehen gibt — sogar wilde Völkerschaften, die Zigeuner nämlich, von denen sich jetzt eine Bande an unserer böhmischen Grenze herumtreibt."

„Es ist Alles überlegt und erwogen; diese Reise gehört nun einmal zu meinem Lebensplan und meine Mutter ist ganz damit einverstanden — also machen Sie mir das Herz nicht schwer, guter Rentmeister. Um meine Mutter zu schonen, deren schwache Nerven wieder sehr angegriffen sind, nehme ich keinen Abschied von ihr. Sie weiß, daß meine Reise auf Anfang Mai festgesetzt war; sie wird jeden Tag denken: Morgen reist Peregrin! wenn ich ihn nur wieder sehe! u. dgl. mehr; und das würde sie im höchsten Grade aufregen. Ich beuge dem vor und reise heute Nacht in den ersten Stunden des ersten Mai ab. Ich habe Sie rufen lassen, damit das

Haus nicht etwa morgen früh in Schreck gerathe. Sie werden den Leuten ſagen, warum ich in dieſer Weiſe abgereiſt bin — und werden Sorge tragen, daß meine Mutter es nur durch Sie und nicht etwa durch ein lamentirendes Kammermädchen erfahre. Dieſen Brief hier geben Sie ihr ebenfalls ſelbſt und ſagen Sie ihr, daß Sie mich wohl und munter geſehen hätten — und nun, mein guter alter Rentmeiſter, Gott befohlen .... und auf Wiederſehen."

„Nein, nein!" ſagte der Rentmeiſter beklommen, „ich nehme erſt unten am Wagen Abſchied."

„Nicht doch!" rief Peregrin, „ich habe den Wagen um zwei Uhr, in tiefer Nacht beſtellt — und zwar ſo, daß er nicht vorfährt, ſondern ich gehe hinunter und über den Oeconomiehof ſtatt über den Schloßhof fahre ich fort."

„Gleichviel!" entgegnete der Rentmeiſter; „ich kann in dieſer Nacht unmöglich ſchlafen; alſo müſſen der Herr Graf es mir ſchon erlauben! — Und wer von den Dienern reiſt mit?"

„Kein einziger! es ſind ja nur die Diener meiner Eltern im Schloß und unter ihnen iſt keiner, dem ich eine ſolche Reiſe zumuthen möchte!"

„Aber der Kammerdiener iſt doch ſo gewandt und brauchbar auf Reiſen — wie der ſelige Graf immer ſagte."

„Ja, aber er iſt kränklich und verzehrt viel lie-

bet in aller Ruhe ſeine Penſion hier oder in Dresden. Nein, ich muß mir unterwegs einen paſſenden Diener ſuchen."

„Das iſt aber entſetzlich, eine ſolche Reiſe ſo anzutreten!" ſeufzte der Rentmeiſter und zog ſich bekümmert zurück.

Peregrin aber nahm Abſchied von dem theuern Hauſe, unter deſſen Dach er ſo glücklich geweſen war. Er durchwanderte alle Räume: die Zimmer, die er als Kind bewohnt hatte; die Zimmer ſeines Vaters, ſeines Bruders; die Bibliothek, das Billardzimmer, die ſogenannte Jagdkammer: überall lebten und webten die ſüßeſten Erinnerungen und die lieblichſten Bilder des Familienlebens gingen an ſeiner Seele vorüber. Er gedachte des Jubels, mit welchem er die erſte Partie Billard gegen ſeinen Vater gewonnen hatte — und des größeren Jubels, womit er den Tiroler Stutzen empfing, das erſte Gewehr, das der Vater ihm ſchenkte und das noch auf ſeinem alten Platze hing. Er gedachte der tauſend vertraulichen Geſpräche, die er mit ſeinem Vater in der Bibliothek gehabt hatte, wenn derſelbe ihm rieth, dieſes und jenes Buch zu leſen oder nicht zu leſen. Dann ging er in den kleinen Salon der Gräfin, wo ihr Flügel ſtand und wo es des Vaters höchſtes Vergnügen geweſen war, eine Beethovenſche Sonate für Piano und Violine von

Mutter und Sohn vortragen zu hören. Leise betrat er ihr Cabinet, das ihm in seiner Kindheit wie ein besonderes Heiligthum erschien, weil es eine der größten Strafen war, die Lucia verhängte, daß ein ungehorsamer Sohn nicht zu ihr in ihr Cabinet kommen durfte. Davon ausgeschlossen zu sein, galt beiden Brüdern als die herbste Züchtigung und wenn die Mutter, von der Reue gerührt, endlich das Interdict aufhob, so stürzten sie mit einem Jubel hinein, als wäre dies Plätzchen der Inbegriff aller Herrlichkeit auf Erden.

Mit herzzerreißenden Gefühlen durchwanderte Peregrin diese Räume und die vergangenen Zeiten — und ebenso herzzerreißend waren die flüchtigen Bilder, die seine Phantasie aus den Nebeln der Zukunft — ach! einer zerstörten Zukunft! — unwillkürlich hervorrief. Wäre Heliade hier eingezogen — hätte ihr idealisches Wesen über diese Räume ihren Zauber ausgebreitet — hätte sie die Sternenhimmeltiefe ihrer Seele hier entfaltet: welch ein Leben wäre daraus hervorgegangen! denn eine solche Natur ist nicht bloß für sich selbst reich und glücklich: — sie verbreitet eine Fülle von Glück rings um sich her. Aber sie liebt mich nicht, denn sie liebt ihren Glauben mehr als mich! — sprach er finster zu sich selbst. Doch bald gewann er wieder den richtigen Standpunkt. Du hast ganz Recht, Heliade! seufzte er; — es

ist entsetzlich, wenn der Mensch nichts Höheres liebt als einen Menschen und nur unter dem Einfluß dieser menschlichen Liebe handelt! das beweist meine arme Mutter: um glücklich zu werden in ihrer Liebe, verfiel sie dem Verbrechen und vergiftete sie ihr Glück. Nein, Heliade . . . nicht um alle Freuden und Kronen der Welt möchte ich dich so elend, so erniedrigt sehen! Dein Zauber ist, daß etwas Himmlisches dich umleuchtet. Ist das dein Glaube, so muß er himmlisch sein! . . . Aber verloren bist du mir doch. Als ich ein Gorm war, waren wir getrennt . . . und wir bleiben es, obschon ich kein Gorm bin! — —

Als der Kammerdiener am nächsten Morgen das Frühstück der Gräfin brachte, meldete er den Rentmeister. Sie ließ ihn sorglos eintreten, da er stets am Ersten des Monats gewisse Nadelgelder ihr überbrachte. Diesmal aber reichte er ihr Peregrins Brief. Die Handschrift sagte ihr Alles. Sie wurde leichenfarben, ihre Lippen bebten und ein erstickter Schrei war ihre Frage:

„Ist er fort?“

„Fort!“ sagte der alte Mann tief traurig; — „mutterseelenallein in die dunkle Nacht und in die weite Welt hinausgefahren! Das hätte der selige Graf nun und nimmermehr gelitten! . . . Und er sah aus, weiß wie die Kalkwand und verstört wie durch ein furchtbares Unglück. Gnädige Gräfin werden die

Frage verzeihen: er wird doch nicht etwa ein Duell vor ſich haben? — Sein Ausſehen, ſein Benehmen waren wie ein Abſchied für Leben und Sterben."

„Nein, nein! davon iſt er weit entfernt .... darüber kann ich Sie vollſtändig beruhigen," ſagte Lucia, den Brief öffnend. „Er hat nur nicht mündlich von uns Allen Abſchied nehmen wollen, weil man dabei auf traurige Gedanken kommt."

„Wenn er nur zurückkehrt, gnädige Gräfin! ich erlaubte mir, danach zu fragen; er antwortete: Darüber iſt Nichts beſtimmt. Und als ich weiter fragte, wohin die nöthigen Gelder zu ſchicken oder anzuweiſen wären, ſagte er, er habe das Alles mit Ew. gräflichen Gnaden abgemacht. Ich bitte alſo gehorſamſt um die nöthigen Befehle, damit der Herr Graf an Geld nicht zu kurz kommt; denn er hat nicht eben viel mitgenommen, ſeine Privatcaſſe war ziemlich leer."

„Doch nicht!" erwiderte die Gräfin verlegen, „ich hatte eben über ein kleines Capital zu verfügen, das mir gekündigt worden war."

„Dann wird die Caſſe der gnädigen Gräfin den Betrag dieſer Summe zurückzahlen," erwiderte der Rentmeiſter, der nicht begriff, weshalb Lucia ein Capital fortgebe, da ja Peregrin über reichliche Einkünfte verfügen konnte.

„Ja, ſpäter!" ſagte ſie ungeduldig. „Und ha-

ben Sie nur keine Sorge," ſetzte ſie freundlich hinzu: „Er ſteht ja überall in Gottes Hand, der gute Peregrin. Dieſe Reiſe war nun einmal ſeine fixe Idee."

Nachdem ſich der Rentmeiſter entfernt hatte, ſchöpfte Lucia Athem und ſeufzte: Werde ich bis zum Grabe Comödie ſpielen müſſen? — — Dann las ſie Peregrins Brief, der mit fliegenden Zügen geſchrieben war.

„Die Zeit iſt gekommen: ich gehe, geliebte Mutter, und mein letztes Wort an Dich, unter dieſem Dach, wo ich Dein Sohn war, ſoll Liebe und Dank ſein. Ich danke Dir für die unzähligen Wohlthaten, die Du mir erwieſen, indem Du mich ſorgfältig erzogen und mir ein Beiſpiel und eine Aufforderung zu allem Guten gegeben haſt. Ich danke Dir für die Treue, mit der Du meine Kindheit pflegteſt, meine Jugend bewachteſt und mit meinem heftigen und brauſenden Charakter ſo viel Nachſicht — aber keine falſche Schonung hatteſt. Ich danke Dir für jedes liebreiche Wort, für jeden freundlichen Blick, für jede gute Ermahnung, die Du mir ſchenkteſt und die ich oft ſo gleichgültig hingenommen habe, als ob ſie mir gebührten. Jetzt, da ich das Gegentheil weiß, ſehe ich erſt recht ein, welchen hohen Werth das Alles hatte! Ich danke Dir, daß Du immer ſo gütig für mich warſt und mich nie den Unterſchied fühlen lie-

fest, den Dein Herz zwischen mir und Alarich machen mußte. Und ich bitte Dich auf den Knien um Verzeihung, daß ich Dir, theils durch meine Fehler und theils ohne meine Schuld, so manchen bittern Kummer, so viele schwere Sorgen bereitet habe. — Ueber die Gefühle, mit denen ich für immer dies geliebte Haus verlasse, um fortan als ein einsamer Fremdling die Welt zu durchpilgern — schweige ich. Es gibt einen Schmerz, der zu mächtig ist, um seinen Ausdruck in Worten zu finden. In meinem Herzen ist ein Jammerschrei . . . und weiter nichts. Vergib mir nur, daß ich Dir in diesen letzten Monaten meinen Jammer oftmals allzu rücksichtslos und heftig ausgesprochen habe! Man hat ja Nachsicht mit dem Angstruf eines Sterbenden, der mit dem Tode ringt. Und so war mir zu Muth. — Endlich noch ein Dank, der mir am allerschwersten wird. Ich danke Dir, daß Du Dich so großmüthig eines Theiles Deines Vermögens für mich berauben willst. Ich nehme es als ein Almosen an, weil ich weiß, daß Dein mildes Herz keine Ruhe haben würde, wenn ich es ablehnte; also drücke ich mein stolzes Herz nieder und danke Dir auch für diese letzte Wohlthat auf den Knien. Wie ich sie anwenden werde, weiß ich noch nicht. Aber dies weiß ich: ich bleibe auf unserer Hemisphäre. Erhalte Alarich noch längere Zeit in der Unwissenheit; es

iſt ihm beſſer, glaube ich, wenn er ſich durch meine lange Abweſenheit allmälig mit dem Gedanken vertraut macht, daß ich nicht wiederkehre, als wenn er plötzlich die wirklichen Verhältniſſe erführe. So lange ich es für nöthig halte, ſchreibe ich als Graf Gorm. Dann verſtumme ich; — und ob dereinſt nach langen Jahren aus irgend einem Winkel der Welt ein Peregrin wieder auftaucht — das, geliebte Mutter, ſteht in der Hand Gottes, dem ich Dich und mich befehle."

Lucia konnte ſich einer unausſprechlichen Erleichterung bei Leſung dieſer Zeilen nicht erwehren. Peregrin war fort und mit ihm der lebendige Vorwurf verſchwunden, den ſein Anblick in ihr wach erhielt. Nunmehr konnte Alles ins richtige Geleiſe kommen — Alarich nach Schloß Traun und zu ſeinem ungeſchmälerten Erbe; — Peregrin aber mit ſeiner Energie auf irgend eine ungewöhnliche Bahn, die ihn vielleicht zur Eroberung irgend eines unbekannten Königreiches führen konnte. Sie war ruhiger als ſeit vielen, vielen Jahren: Peregrin brachte ſein Opfer; von ihm hatte ſie keinen Verrath zu befürchten. Da alle Folgen ihrer verbrecheriſchen Handlung beſeitigt waren, ſo fühlte ſie ſich auch mit dem drohenden Schatten ihres geliebten Mannes ausgeſöhnt und ihr Gewiſſen war beruhigt.

Durch Peregrins Seele aber tobten furchtbare

Stürme. Das Leben war ihm verhaßt, weil er ſich mit keiner Hoffnung ſeines Herzens in daſſelbe hineinranken konnte. Wozu leben — ohne Zweck, ohne Ziel, ohne Ausſicht, als ein Spielball des Schickſals, wie er es bis jetzt geweſen war! — Und wie leben — wovon? womit? in welchen Kreiſen? Mit der Armuth, mit der Namenloſigkeit, mit der Vereinzelung ſank er in eine Sphäre äußerer Erniedrigung herab, die ihm viel empfindlicher war, als die Armuth ſelbſt. Nicht im Traum fiel es ihm ein, die hunderttauſend Franken, welche die Gräfin ihm zur Verfügung geſtellt hatte, wirklich anzunehmen. Edel bis zum letzten Augenblick gegen ſeine Mutter und ſo lange er ihren Namen trug, wollte er nicht ihre Unruhe über ſein ferneres Schickſal vermehren. Aber ihr Schreiben an ihren Banquier in Dresden, worin ſie denſelben beauftragte, einen Creditbrief von hunderttauſend Franken für Peregrin zu Anfang Mai in Bereitſchaft zu halten — dies Schreiben wurde nie abgeholt. Um ſein nächſtes Reiſeziel, Genua, zu erreichen, hatte er, was er brauchte — und dann? — — Dann, Amata, Freundin, Geliebte! dann mußt du für mich beteln! ſprach er zu ſich ſelbſt.

Zwei Poſten fuhr Peregrin mit ſeinen ungariſchen Pferden, die Zügel der brauſenden Thiere ſelbſt führend. Das zerſtreute ihn. Er hätte am liebſten

ſo dahin jagen mögen bis zum Ende der Welt und dann in irgend einen Abgrund ſtürzen. Aber wo war das Ende der Welt? —— Auf der dritten Poſt ſprang er vom Wagen, ließ ſeinen Koffer und ſeinen Violinkaſten herabnehmen, warf dem Kutſcher die Zügel und ein freundliches Abſchiedswort zu, klatſchte den Hals der Pferde, die den Kopf gegen ihn neigten und ihn verſtändig anſahen — und eilte, einen Platz im Eilwagen zu nehmen, der um dieſe Stunde zur Abfahrt bereit war. Als ſich die ſchwerfällige Maſchine nach einigen Augenblicken in Bewegung ſetzte und gegen Weſten raſſelte, bog ſich Peregrin aus dem Wagenſchlag und ſah zurück. Da ſtand ſein Kutſcher und blickte ihm nach und grüßte ihn noch einmal mit gezogenem Hut; aber Pferde und Wagen waren ſchon wieder gegen Schloß Traun nach Oſten gewendet und jede Secunde machte die Trennung größer. Genug! ſagte Peregrin zu ſich ſelbſt, indem er ſich in die Wageneke drückte und die Augen ſchloß; — von nun an wird nicht mehr rückwärts geſchaut, ſondern vorwärts! Habe ich dies überleben können, ſo kann ich auch andere Dinge überleben, und was ich kann . . . . das will ich auch!

Die Familie Torrigi.

In dem stolzen prächtigen, Genua mit seinen Marmorpaläſten, die von lauter Königen erbaut zu sein scheinen, deren Kunstschätze unermeßlich sind und deren Majestät durch die wundervolle Lage der Stadt erhöht wird, welche sich in unregelmäßigen Terrassen vom blühenden Abhang des Appenin bis zum warmen, leuchtenden Meere hinabsenkt: in diesem herrlichen Genua gibt es auch sehr enge finstere Gassen mit unfreundlichen, höhlenartigen Häusern, in welche kein Strahl von all dem Glanz und all der Schönheit fällt. Aus einem solchen Hause und zwar aus dem fünften Stockwerk ertönte eine Musik, die keinen Namen hat — dermaßen war sie ohrzerreißend. Es wurden verschiedene Instrumente gespielt; doch keines bekümmerte sich um das andere. Jeder Musiker machte seine Uebungen so rücksichtslos, als sei er allein im Hause. Drei Personen führten dies entsetzliche Trio aus — jede von ihnen in einem beson-

deren Kämmerchen, die jedoch alle unmittelbar neben einander lagen.

In dem einen ſaß ein junges Mädchen am Violoncell. Es war eine kräftige, breitſchulterige Geſtalt, mit ſtarken Armen, ſtarkem Nacken, ſtarkem ſchwarzen Haar, das ziemlich unordentlich geflochten und mit einer großen ſilbernen Haarnadel, deren Knopf eine Blume in genueſiſcher Filagranarbeit war — feſtgehalten wurde. Die mühſame Stellung an dem ſo höchſt ſchwierigen Inſtrument ſchien ihr ganz leicht zu werden und in ihrem Bogenſtrich war eine Fülle und eine Weichheit, die ſich nur in einer Meiſterhand vereinigt finden. Dieſe ungewöhnliche Kraftentwickelung war aber auf Koſten der weiblichen Anmuth geſchehen. Ihre Züge waren breit und hart, wie von ſchwerer Arbeit ausgeprägt — und der Ausdruck faſt roh, inſofern Rohheit Mangel an Erziehung und an Seelenbildung iſt.

In dem andern Kämmerchen ſtand ein anderes junges Mädchen mit einer Violine, gerade ſo fein, ſo mager, ſo ſchwächlich, wie die erſte derb und geſund war. Sie ſah übermüdet aus und hatte in ihrem großen ſchwarzen, von ſchweren Augenlidern und langen Wimpern beſchatteten Auge den unbewußt melancholiſchen Blick von Kindern, die da leiden, ohne zu wiſſen, was ihnen fehlt.

Dieſer Ausdruck trat im verſtärktem Maß bei

dem Knaben hervor, der ebenfalls mit einer Violine im dritten Zimmer ſtand und mit der größten Spannung und Anſtrengung ſpielte. Es that weh, dies Kind zu betrachten, denn es war augenſcheinlich in ſeiner körperlichen Entwickelung zurückgeblieben, um ſeinen Mund zitterte etwas wie Angſt, und das dunkle Geäder, das ſein Auge umgab, verrieth die Ueberreizung ſeiner Nerven.

Plötzlich verſtummte die Violine im zweiten Zimmer; das junge Mädchen horchte auf. Nach ein Paar Minuten öffnete ſie die Thüre und ſagte:

„Ruh' Dich aus, Ors' Anton! Dein Strich iſt nicht mehr rein . . . und Du hörſt es nicht! Du biſt zu müde, ruhe aus!“

„Iſt der Strich nicht mehr rein? . . . O Marietta, ich bin wohl ſehr müde, aber ich fürchte mich zu ſehr vor dem Vater! . . . ich will lieber etwas anderes üben.“

Das unglückliche Kind hatte einen Augenblick den Bogen ſinken laſſen und ſich auf einen armſeligen Strohſtuhl geſetzt. Aber es fuhr auf und ſagte haſtig:

„Der Vater kommt, Marietta! ich hörte ihn unten vor der Hausthür huſten. Geſchwind an Deine Violine!“

„Nein, Ors' Anton! ich kann nicht zugeben, daß Du weiter ſpielſt. Du bekommſt wieder Deinen Nervenkrampf.“

„Beſſer zehnmal Nervenkrämpfe, als einmal vom Vater geſchlagen zu werden, Marietta.“

„Er wird Dich nicht ſchlagen, Ors' Anton! er ſieht ja, daß Du ganz erſchöpft biſt — und ich werde ihm ſagen, ich hätte mich ein wenig ausruhen müſſen und Dich geſtört.“

„Er kommt!“ flüſterte Ors' Anton zitternd.

Ein harter kurzer Schritt wurde im Gang gehört, auf welchen die drei Kammern ſich öffneten. Eine harte Hand riß Ors' Antons Thür auf und ein ſtämmiger unterſetzter Mann von mittleren Jahren, mit Geſichtszügen, die alle in die Breite gingen, und mit einem allgemeinen choleriſchen Ausdruck, trat ein und rief zornig:

„He, was iſt das! Nennt Ihr das Uebungsſtunden, Ihr Tagediebe? Haltet Ihr Euch für ſolche Genies, daß Euch die Kunſt ohne Uebung nur ſo angeflogen käme? Da ſieht man recht, was Ihr für Tröpfe ſeid! Marſch! in Deine Kammer, Marietta! ich nehme jetzt den Ors' Anton vor; er ſoll mir zeigen, ob er ſich dieſen Morgen gut geübt hat.“

„Nimm mich zuerſt vor, Vater!“ ſagte Marietta; — „Ors' Anton hat vier Stunden hintereinander geſpielt: er muß ſich ein wenig ausruhen.“

„Albernes Käſegeſicht!“ ſagte der Vater, gab im Vorübergehen dem Knaben einen Schlag an den Kopf und ging durch Marietta's Kammer hindurch

nach derjenigen, aus welcher ununterbrochen die prächtigen Töne des Violoncellos in den reichſten und feinſten Uebungen erklangen. Da rief er mit neuem Zorn:

„So höre doch endlich einmal auf, Tota, mit Deinen ewigen Fiorituren, daß man ein vernünftiges Wort reden kann, wenn ich komme.“

„Ah bah, Vater, ſei nicht wunderlich!“ rief Tota mit ihrer tiefen lauten Stimme; — „ſtudiren wir nicht, ſo brummſt Du — und ſtudiren wir, ſo brummſt Du auch. Das iſt ja ein Hundeleben.... immerfort angeſchnauzt zu werden! und wir müſſen doch das Brod verdienen!“

„Ja, ja, mein Täubchen, mein Lämmchen,“ ſagte der Vater plötzlich beſänftigt durch dieſe Bemerkung; — „wir müſſen Alle das Brod verdienen — und mehr als Brod, meine Kinder! Geld, Ehre, Berühmtheit, Vermögen — viel Vermögen! Das Alles ſollt Ihr haben. Aber natürlich müſſen wir es zuvor erwerben — und ſehr mühſam, beſonders jetzt, da durch den Tod unſerer ärmen Cecca das Quartett geſtört iſt. Marietta wird es nie über die zweite Violine hinaus bringen; — ſie iſt keine Torrigi! Und der Tropf, der Ors' Anton, der es könnte, der ſchon jetzt ein kleiner Paganini ſein könnte, wenn ſein Fleiß mit ſeinem Talent Schritt hielte — der iſt träg' und faul.“

Als Ors' Anton die gesänftigte Redeweise seines Vaters hörte, schlich er leise herbei, und sagte nun schüchtern:

„Nicht träge, aber schwach, Vater! Wenn meine Hand könnte, wie das, was in mir ist, will — dann solltest Du schon Deine Freude an mir haben. Aber mitten drin ... brech' ich zusammen. Das ist nicht meine Schuld — gewiß nicht, Vater."

„Wie alt bist Du, Ors' Anton?" fragte Torrigi.

„Ich weiß es nicht," entgegnete der Knabe.

„Er ist genau vier Jahre jünger als ich — und ich bin fünfzehn," sagte Tota.

„Schau, Ors' Anton, bei eilf Jahren war Mozart ein Wunder von Berühmtheit als Clavierspieler in ganz Europa, wo alle Höfe des Kaisers und der Könige ihn angafften, bewunderten und priesen. Und was bist Du, Ors' Anton? ich frage, was bist Du?"

„Was ich bin, Vater!" rief der Knabe und ein Blitz von feurigem Stolz belebte sein kleines, blasses und welkes Gesicht; — „Mozart war ein großer Maestro ... und das bin ich nicht; aber ich bin ein Violinspieler und das ist etwas ganz Anderes, als auf dem hölzernen Clavier zu klimpern."

„Wie kannst Du nur das Clavier neben unsern Instrumenten nennen," rief Tota beleidigt ihrem Vater zu.

„O meine Kinder! o mein Fleisch und Blut! o

Ihr ächten Torrigi!“ rief der Vater entzückt, riß Ors' Anton in seine Arme und setzte ihn auf seine Knie: — „Ja, das ist richtig gesprochen, richtig empfunden. Mit der irdischen Musik befassen wir uns nicht! uns gehört die himmlische an. Habt Ihr je auf schönen Bildern Engel am Clavier handthieren sehen? — Niemals! — Hingegen Geigen, Violen, Harfen ... das ist die Musik des Himmels, des Paradieses! Ihr seid wie die Engel, meine Kinder! — Also betragt Euch auch gleich den Engeln — gehorsam, fleißig, bescheiden! Erleichtert die Sorgen Eures Vaters, der Euch so mühsam bildet und der durch Cecca's Tod so tief gebeugt ist.“

„Warum müssen wir denn so reich werden, Vater?“ fragte Ors' Anton unbefangen.

„Um in der Welt zu Ansehen und in späteren Jahren zu Wohlbehagen zu gelangen, mein Sohn.“

„Aus dem Ansehen mache ich mir nicht so viel!“ sagte Tota und schnippte mit den Fingern. „Und ich hätte lieber jetzt einige Annehmlichkeiten des Lebens als in meinen alten Tagen, die ich vielleicht gar nicht erlebe.“

„Nun, ich möchte wahrhaftig wissen, wie sich die Signorina jetzt Annehmlichkeiten des Lebens verschaffen wollte!“ entgegnete Torrigi mit gerunzelter Stirn, indem er Ors' Anton heftig von sich stieß. „Sie scheint zu vergessen, daß sie eine Null ist ...

eine unwiſſende, ungebildete Nullität ... daß ſie nichts iſt, als das Violoncello im Quartette ...—

„Und wenn ich nichts Anderes bin," rief Tota aufbrauſend, „wer iſt daran Schuld? Wer hat mich zum Violoncello dreſſirt und torquirt, daß nicht bloß ich, ſondern auch die ſelige Mutter Thränenſtröme darüber vergoſſen haben? ... Hatte ich Zeit, in die Schule zu gehen? Hatte ich Gelegenheit, etwas zu lernen? — Nein! Hat es Marietta ... hat es Ors' Anton? — Nein! Wir ſind zum Quartett verdammt, wie die Galeerenſklaven zur Zwangsarbeit. Aber Gott Dank! durch Cecca's Tod iſt es aus und vorbei mit dem Quartett! Es fehlt die erſte Violine."

Und frohlockend in die Hände klatſchend wiederholte ſie ein Paarmal.

„Es fehlt die erſte Violine! Gott Dank ... ſie fehlt."

Marietta und Ors' Anton hatten ſich in das Nebenzimmer geflüchtet, wo ſie mäuschenſtill und bebend das Ende einer Scene abwarteten, die, wenn Tota und der Vater ihren Paroxismus von Wildheit hatten, mit der letzten Brutalität durch thätliche Mißhandlung der Tochter zu ſchließen pflegte.

Hätte Torrigi auch gern dieſen Schluß eintreten laſſen, ſo ſah er doch ein, daß Tota jetzt die Säule ſeiner Zukunftspläne, ſeiner Hoffnungen ſei. Wenn das wilde Mädchen ihm den Gehorſam aufſagte —

ihm davonlief — was dann? Um mit zwei kleinen Violinſpielern in der Welt umher zu reiſen, dazu war Ors' Anton zu kränklich und Marietta nicht genialiſch genug. Ueberdies war es nicht ganz neu. Aber ein Quartett aus Kindern einer Familie gebildet — das war etwas ganz Neues, ganz Unerhörtes, was man noch nicht auf Erden erlebt hatte. Freilich genoſſen damals die vier Brüder Müller aus Braunſchweig durch ihr wunderbar ſchönes Quartettſpiel den höchſten Ruf in ganz Deutſchland; aber eben darauf hatte Torrigi ſeinen Plan gebaut, als ihm die Kunde von den berühmten Brüdern zu Ohren kam. Was dieſe ausgezeichneten Männer leiſteten, ſollten ſeine Kinder, ſeine kleinen Mädchen leiſten! — und da es muſikaliſche Genies waren, ſo begann er ſchon in früheſter Kindheit ſie zu dieſem Zweck zu dreſſiren und zu torquiren — wie Tota ganz richtig geſagt hatte. Als die beiden älteſten Mädchen, ein Zwillingspaar, zehn Jahr zählten, reiſte er mit ihnen umher und gab Conzerte für Violoncello und Violine, die ungeheures Aufſehen machten; denn Antonia Torrigi erſchien als Knabe gekleidet in einer Blouſe von rothem Sammt, um ihr Inſtrument gehörig handhaben zu können — und Francesca Torrigi, ein wunderſchönes Kind, ſah bei ihrer Violine wie ein träumender Engel aus. Nach einiger Zeit kam auch Marietta dazu; und nun wur-

den Trios durch die kleinen Mädchen aufgeführt. Marietta war ein verwaiſtes Kind, die Nichte von Torrigi's Frau, und ſchon ſeit ihrem dritten Jahr der Familie einverleibt, ſo daß ſie ganz zu derſelben zählte. Wendete die zärtliche Mutter der armen Kleinen alle Sorgfalt und Liebe, wie den eigenen Kindern, zu, ſo that auch der Vater daſſelbe in ſeiner Weiſe, und Marietta erhielt ihre muſikaliſche Dreſſur ſo gut, wie die Zwillinge. Sie hatte aber nicht deren immenſes Talent. „Ganz natürlich!“ ſagte der Vater, halb unmuthig, halb ſelbſtzufrieden: „Marietta iſt keine ächte Torrigi, nur eine adoptirte! wie käme ſie zum Genie der Torrigi?“ Endlich war auch der kleine Orſo-Antonio ſo weit, daß er im Quartett die Bratſche übernehmen konnte und nun begann Torrigi mit der kleinen Schaar ſeinen neuen Alexanderzug — wie er ihn nannte — um die Welt zu erobern. Er war ein tüchtiger, gründlich gebildeter Muſiker, im Orcheſter der großen Oper zu Genua bei der Violine angeſtellt, aber keineswegs durch die Opernmuſik gegen die Kammermuſik eingenommen. Er wendete der letzteren umſomehr ſein ganzes Studium zu, als ſie das Feld war, auf dem ſeine Kinder Lorbeerzweige mit goldenen Früchten pflücken — und ihm mittheilen ſollten. Ein fieberhafter Durſt nach Berühmtheit und nach Glücksgütern brach jetzt bei ihm aus, da er ſich auf dem

Punkt ſah, dieſe Ziele zu erreichen, nach denen er mit ſolcher Mühe, ſolcher Geduld, ſolcher Anſtrengung, ſolcher Beharrlichkeit geſtrebt — und ihnen die ganze Kindheit ſeiner Kinder geopfert hatte.

In Mailand begannen die Quartetts der „kleinen Torrigi's"; denn ſie waren alle klein und ſchmächtig, bis auf Antonia, die wie ein derbes Bauermädchen ausſah und längſt ihren Knabenanzug abgelegt hatte. Die Kunſtkenner gaben ihrem wundervollen Bogenſtrich entſchieden den Vorzug, während das große Publikum für Francesca ſchwärmte wegen ihrer idealiſchen Schönheit und ihres ſeelenvollen Vortrags. Alle aber vereinigten ſich dahin, daß die kleinen Virtuoſen aus einem Guß, in einem Geiſt, mit einer Hand ſpielten, ſo daß ihre Quartette den ſo höchſt ſeltenen Genuß der muſikaliſchen Vollendung boten.

Von Mailand gingen ſie nach Florenz, nach Venedig, nach allen größeren Städten Ober-Italiens. Immer ſicherer wurde das Zuſammenſpiel der Kinder, immer mehr entwickelte ſich ihre Fertigkeit, immer feiner wurde ihr Ausdruck, immer lebendiger ihr Vortrag. Torrigi ging mit ihnen nach Paris. Er hatte dort gute Freunde bei der italieniſchen Oper und die kleine Geſellſchaft wurde gut aufgenommen. Beifall und Theilnahme ſteigerten ſich, je mehr man ſich mit ihren ſeltenen Leiſtungen vertraut

machte und Torrigi hoffte mit immer größerer Zuversicht, das Rad des Glückes fest an seine Sohle geschnallt zu haben.

Da traf ihn ein schwerer Schlag: seine Frau starb mitten im Winter in Paris. Sie hatte auf Reisen wie in der Heimath die ganze materielle Seite des Lebens, die physische Pflege der Kinder, ein geordnetes, regelmäßiges Hauswesen — mit großer Sorgfalt in Händen gehabt. Bei dem Bildungsplane der Kinder, den Torrigi mit äußerster Strenge verfolgte, durfte sie ihm freilich nicht in den Weg treten; allein sie konnte ihnen tausend kleine Erleichterungen zukommen lassen, tausend kleine Freuden und Genüsse bereiten, an die Torrigi nie dachte. Sie war die Vorsehung der Kinder, so daß diese buchstäblich in's Elend geriethen, als ihr Platz leer war. Torrigi war nicht geldgierig genug, um die Kinder aus Ueberlegung darben zu lassen; jedoch viel zu sehr mit seinen Ideen beschäftigt und immer sinnend, wie dieselben zu verwirklichen und wo die größere Ausbeute zu machen sei, fiel es ihm nie ein, zu fragen: „Habt Ihr Hunger, habt Ihr Durst? Braucht Ihr Kleider, braucht Ihr Schuhe?“ Den Kindern aber fiel es wo möglich noch weniger ein, dem Vater ihre Wünsche, ihre Bedürfnisse auszusprechen; sie fürchteten ihn viel zu sehr durch die tausend Marterstunden des musikalischen Unterrichts,

den er ihnen angedeihen ließ und bei dem er nie anders als im barſchen, zornigen Ton ſprach, um ihnen jede Anwandlung von Leichtſinn und Flüchtigkeit als ein Verbrechen erſcheinen zu laſſen. Die Mutter hatte für Alles geſorgt und trotz beſchränkter Mittel die Kinder nie darben laſſen. Jetzt waren die Mittel größer; aber Torrigi legte lieber das Geld bei einem Banquier an, als es für die Bedürfniſſe der Kinder auszugeben. Litten ſie nun auch nicht gerade Noth, ſo war doch keine Ordnung in ihrer Exiſtenz und es fehlten die Erholungen, die kleinen Zerſtreuungen, welche bei ihren nervenangreifenden Muſikſtunden ebenſo nothwendig waren, wie das tägliche Brod.

Drei Monate nach dem Tode ſeiner Frau ging Torrigi nach Brüſſel, um Belgien zu durchwandern und dann nach England zu gehen. In London wurde er bereits erwartet — da erkrankte Francesca und zwar ſo ſehr, daß die Aerzte, die ſogleich das Uebel erkannten, unumwunden erklärten, wenn das Kind zu retten ſei, ſo ſei das nur möglich in der Heimath, an der ſonnenwarmen linden Meeresküſte Liguriens.

Torrigi war in wüthender Verzweiflung. Nie hatte er an den Tod eines ſeiner Kinder gedacht — jetzt bedrohte er Francesca ... ſeine erſte Violine, den Mittelpunkt ſeiner ganzen künſtleriſchen Schöpfung,

das Fundament und den Schlußstein seines Glückgebäudes! Francesca, die eben so zart und anmuthig von Charakter als in ihrer äußern Erscheinung war und keine Ahnung von ihrer tödtlichen Krankheit hatte, suchte den Vater durch die Versicherung zu beruhigen, daß vier bis sechs Wochen in Genua sie ganz herstellen würden, und daß sie dann während des Sommers in England um desto fleißiger „arbeiten" könne und werde.

„Und die weite, kostspielige Reise von hier nach Genua und zurück von Genua nach London — rechnest Du sie für nichts?" fuhr er sie an. „Ich sage Dir, der Verlust an Zeit, an Geld, ist immens, Cecca! ... ist immens! — Wenn Du doch krank werden mußtest — warum denn nicht an einer Krankheit, die in England zu heilen ist!"

„Vielleicht ist sie auch in England zu heilen, lieber Vater," sagte das unglückliche Kind; „nur fürchte ich, daß ich jetzt dort nicht im Quartett zu brauchen wäre."

„Und Ors' Anton, der mir epileptisch wird!" rief Torrigi und schlug sich selbst mit geballten Fäusten dröhnend an den Kopf.

„O nicht epileptisch! ... der arme kleine Ors' Anton ist ein Paarmal ohnmächtig geworden ... o sei ihm deshalb nicht böse, lieber Vater!" bat Francesca.

„Mit Tota und Marietta allein ... kann ich nichts anfangen — gar nichts! Wenn Du fehlst und Ors' Anton auch fehlt, ſo iſt es gerade, als hätte ich gar kein Kind. Du und Tota ... das ging! Ihr ſteht beide auf gleicher Linie. Aber die Marietta! die Marietta! ... Im Quartett, wenn Ihr Andern ſie hebt, tragt, fortreißt — nun ja, dann iſt ſie zu brauchen ... doch nur dann! — O verlorene Zeit und Mühe! ... O ich unglückſeliger Vater!"

Und abwechſelnd zornwüthig und jammernd, als hätten ſeine Kinder die größten Miſſethaten begangen, reiſte er mit ihnen nach Genua zurück. Für Franceſca war es zu ſpät. Die galloppirende Schwindſucht hatte ſich vollſtändig entwickelt und riß ihr Opfer in's Grab. Torrigi's Verzweiflung war grauſamer als die Krankheit. Dieſe bringt es mit ſich, daß der Kranke ſich nicht ſogleich als verloren betrachtet, daß er die Hoffnung auf Geneſung oft bis zum letzten Augenblick behält. Iſt mit dieſer Hoffnung die vollkommene Vereinigung des Willens mit dem Willen Gottes in Betreff von Tod oder Leben verbunden — und hält ſie nicht zurück vom Empfang der heiligen Sacramente: ſo iſt ſie eine große Wohlthat, die dem Leidenden den ſchweren Kampf durch den Hinblick auf Geneſung erleichtert. Sie ſollte aber nicht der armen Franceſca zu Theil werden.

Mit ſehendem Auge ging ſie in den Tod, denn der Vater wehklagte:

„Hab' ich's nicht dem Arzt in Brüſſel geſagt? hab' ich's nicht der ganzen hochweiſen Facultät prophezeit? ... Es iſt zu ſpät! — Keine heimathliche Luft, keine warme Meeresküſte macht meine Cecca geſund. O Kind, o meine Perle! mit Dir geht meine Hoffnung ... geht mein Glück zu Grabe! Es bleibt mir nichts übrig, als mich mit Dir unter die Erde zu legen."

„Was wird dann aus meinen armen Geſchwiſtern?" fragte ſie mit einer Selbſtverleugnung, die gegen des Vaters Selbſtſucht rührend abſtach.

„Was wird jetzt aus ihnen? ... ſo, meine Tochter, ſollteſt Du vernünftiger Weiſe fragen. Jetzt iſt das Quartett zerſtört, zum Trio ſind die zwei Kleinen nicht in dem Grade reif, daß ſie Mirakelkinder wären — mein Platz im Orcheſter der Oper iſt beſetzt — ich bin darauf angewieſen, die ganze Geſellſchaft einzig und allein zu erhalten, indem ich Muſikunterricht gebe! ... Und iſt es ſchon eine Folter, für ein gebildetes Ohr große Talente, ja Genies zu unterrichten: ſo ſprechen keine Worte die Höllenqualen aus, die der Unſelige erduldet, der ſtumpfſinnigen Creaturen, welche nicht eis von des unterſcheiden können, Unterricht zu geben hat. Was ſagſt Du nun, Cecca!"

„Vergib mir, lieber Vater, daß ich sterbe," sagte sie, faltete ängstlich ihre abgezehrten, brennenden Hände und eine Thräne milderte den Fieberglanz ihres Auges.

„O meine Cecchina, bleibe bei Deinem armen, alten Vater! o stirb mir nicht in so zarter Jugend, und so schön, so gut, so genialisch wie Du bist!" schrie Torrigi, fiel auf die Knie neben ihrem Lager, bedeckte ihre Hände mit Küssen und raufte sich in die Haare.

„Vater, steh doch auf! treibe keine Tollheiten!" sagte Antonia in ihrer barschen Weise, mit der sie zuweilen dem Vater entgegentrat, seitdem die Mutter todt war. „Der Doctor will Ruhe für Cecca haben ... und sieh, wie sie zittert, wie ihre Hände fliegen!"

„Das kommt vom Fieber," sagte Cecca leise.

„Ja, Du bist ein Lamm!" versetzte Antonia.

„Was Lamm! ein Engel bist Du!" rief Torrigi; „ein Engel, der mit den himmlischen Heerschaaren ganz bald göttlich musiciren wird."

„Ach, dann wäre ich ja selig!" sagte Francesca mit verklärtem Lächeln.

Der Pfarrer besuchte sie häufig und freute sich, daß ihre kindliche Seele so ganz unberührt von dem verderblichen Weihrauch der Welt geblieben war. In der Beziehung war die eiserne Strenge Torrigi's

ein Glück für sie gewesen: unter seiner Zuchtruthe und in der beständigen Furcht vor seiner Unzufriedenheit erstarb jede Anwandlung von Eitelkeit. Ihr Kreuz war ihr Heil. Aber sie starb am Kreuz, wie sie gelebt hatte — ein kleines, stummes, leidenvolles Opfer der Selbstsucht ihres Vaters.

In den ersten Tagen nach ihrem Tode war Torrigi wie wahnsinnig.

„Keiner von Euch rühre sein Instrument an!" rief er den Kindern zu; — „keiner von Euch lasse mich einen Bogenstrich hören! Er würde mir das Herz und das Gehirn sprengen. Geht spazieren, fahrt auf dem Meer, macht was Ihr wollt ... ich kann Euch nicht brauchen."

Antonia ließ sich das nicht zweimal sagen, nahm ihre Geschwister bei der Hand, verließ die unfreundliche, himmelhohe Wohnung, und streifte mit ihnen in der theuern Vaterstadt, in den Kirchen, auf der Aqua sola, auf dem Molo umher. Dabei verzehrten sie einige Orangen und beklagten nur, daß die liebe Cecca nicht diese goldene Freiheit mit ihnen theile.

Inzwischen besuchte der Pfarrer den verzweifelten Torrigi, theils um ihn zu trösten, theils um ihm das Wohl der Kinder an's Herz zu legen.

„Wenn Ihr es mit den Kindern forttreibt, wie mit der armen kleinen Cecca, so bringt Ihr die

zwei Kleinen unter die Erde — und die Große, die Tota ... seht Euch vor, was aus der wird! sie kommt mir vor, wie ein wildes Füllen!" sagte der Pfarrer.

„Schrecklich! schrecklich!" murmelte Torrigi. „Zehn Jahre der Arbeit — und welcher Arbeit, Herr Pfarrer! sind begraben ... und meine Aussichten mit ihnen! ich bleibe arm und die Kinder bleiben arm."

„Vielleicht ist es ein Fingerzeig Gottes, daß Sie minder heftig nach Glücksgütern streben sollen," versetzte der Pfarrer.

„Warum hat denn Gott meinen Kindern ihre großen Talente gegeben," brauste Torrigi auf, „wenn ich sie nicht gehörig entwickeln darf."

„Gehörig wohl — aber nicht ungehörig," entgegnete der Pfarrer; „nicht auf Kosten der Gesundheit, der Jugendfrische und Freude, ja ... der unsterblichen Seele Ihrer Kinder."

„Herr Pfarrer," sagte Torrigi beleidigt, „ich wünsche Ihnen von Herzen, daß Ihnen dereinst ein Plätzchen im Paradiese neben meiner Cecca zu Theil werde."

„Das wünsche auch ich, Herr Torrigi. Allein Sie werden mir eingestehen, daß Sie sich nicht bestrebt haben, das Paradies für Cecca zu gewinnen. Irdischen Glanz — nicht die himmlische Glorie — dachten Sie ihr zu. Der liebe Gott aber dachte

anders und nahm sie für die ewige Herrlichkeit, denn Ihr Kind ist auch sein Kind und er wollte es nicht fahren lassen."

„Nun, die drei Andern laufen ja jetzt herum nach Herzenslust, und freuen sich ihres Lebens, während ich hier in Jammer sitze!"

„Herr Torrigi, das ist Alles verkehrt! Sie behandeln Ihre Kinder nach Ihrer Laune, wie Sklaven. Heute halten Sie sie wie Automaten den ganzen Tag bei der Musik fest — und morgen lassen Sie ihnen eine Freiheit ohne Zügel und ohne Aufsicht."

„Kann ich mich verdoppeln?" brauste Torrigi auf; „muß ich nicht Musikunterricht geben, um das liebe Brod zu verdienen? und nun soll ich den Kindern nachlaufen? — O mein Weib, mein armes Weib! seit ihrem Tode ist alles Glück von mir gewichen!"

Der Pfarrer sah, daß auf diesen, von unbändiger Selbstsucht aufgeregten Charakter durch keinen vernünftigen Zuspruch Einfluß zu gewinnen sei. Er sagte nur noch bittend:

„Nicht wahr, Sie halten darauf, daß die Kinder Sonntags den Gottesdienst nicht versäumen ... und auch in die Christenlehre gehen?"

„Bin ich ein Jude? bin ich ein Heide?" rief Torrigi. „Das ist Verleumdung, Herr Pfarrer! Das muß ich mir höflichst verbitten! — Ich bin ein römisch-

katholischer Christ, Herr Pfarrer — und zwar ein sehr guter ... daß Sie es wissen! Sonntags wird eine Messe gehört und in der österlichen Zeit zu den heiligen Sacramenten gegangen. Ich bin correct ... was wollen Sie mehr?"

„Ich, mein bester Herr, will überhaupt gar nichts!" sagte der Pfarrer mit stillem Lächeln über die Zuversicht, womit sich Torrigi als einen guten Christen pries. „Es handelt sich nur immer darum, was unser Herrgott will."

„Ja, ja, der will mich geißeln! ... und ich muß still halten, bis ich eine erste Violine gefunden habe."

Nach einigen Tagen war aber Torrigi's gedrückte Stimmung spurlos verschwunden. Eifrig suchte er Schüler, eifrig trieb er seine Kinder zur musikalischen „Arbeit", eifrig schrieb er nach allen vier Winden, um Erkundigungen einzuziehen, ob nicht irgendwo in der Welt ein junges genialisches Wesen, gleichviel ob männlichen oder weiblichen Geschlechts, aufzufinden sei, um Cecca's Platz zu füllen. Die Kinder waren sich gänzlichst selbst überlassen und kämpften oft mit den größten Versuchungen, um des Vaters Abwesenheit zu kleinen Spaziergängen zu benutzen. Antonia hatte einmal dies Wagestück ausgeführt: sie hatte, anstatt der Magd, Einkäufe gemacht. Das machte ihr viel Vergnügen, denn es war eine Veränderung, und sie sah und hörte andere Leute. Zum Unglück

aber prallte sie, um eine Ecke biegend, gerade gegen ihren Vater an und ihr Schreck darüber war so groß, daß sie vollkommen den Kopf verlor. Sie stellte ihm blitzschnell den Korb vor die Füße, kehrte sich auf dem Absatz um und lief nach Hause. Als sie dort athemlos und besinnungslos ankam, machte ihr die Magd heftige Vorwürfe über ihr unsinniges Benehmen und was denn nun zu kochen sei. Zum Glück kam während dieser Verhandlungen ein Knabe mit dem Gemüsekorb, denn Torrigi hatte sogleich seine vorwitzige Tota erkannt — und da er nicht Zeit hatte, den Korb selbst nach Hause zu tragen, mußte er sich, innerlich wüthend, entschließen, einen Träger zu nehmen und zu zahlen. So war denn wenigstens die Köchin beschwichtigt. Aber diese zitterte mit den Kindern vor dem Strafgericht, das bei des Vaters Heimkehr über sie sammt und sonders einbrechen werde. Es erfolgte aber nichts und Tota, die sich schon zu einer Vertheidigungsrede gerüstet und ermuthigt hatte, mußte sie für sich behalten. Als aber Torrigi Nachmittags wieder ausging, schloß er die Außenthüren ab und steckte die Schlüssel zu sich, so daß die Kinder eingesperrt waren — und zu der Köchin sagte er:

„Noch ein solcher Fall und ich werfe Dich alle fünf Stiegen hinunter ... und aus dem Hause.“

Am andern Morgen verschloß er wieder die

Thüren, zuerſt bei Ors' Anton, dann bei Marietta; — als er aber an Tota's Thür kam, öffnete ſich dieſelbe, ſeine Tochter trat ihm auf der Schwelle entgegen, ſtolz wie eine Semiramis, und ſagte in demſelben Ton:

„Vater! ich bin weder ein Kind, noch eine Verbrecherin, alſo will ich auch nicht ſo behandelt werden. Einſperren laſſe ich mich nicht. Schließe alſo nicht meine Thür ab, denn ich würde ſie in Deiner Abweſenheit ſprengen — und fortlaufen."

„Biſt Du raſend geworden, Tota?" ſagte der Vater mit gezwungenem Lachen, weil er einſah, daß er das Mädchen nicht allzu geringſchätzig behandeln dürfe: — „Gib mir Dein Wort, daß Du nicht wieder mit dem Korb voll Salat umherlaufen und dadurch an Marietta und Ors' Anton ein ſchlechtes Beiſpiel geben willſt: dann ſchließe ich keine einzige Thür ab."

„Ich ſehe keine Schande darin, etwas Salat über die Gaſſe zu tragen," verſetzte Tota; „die ſelige Mutter that es oft genug."

„Dafür war ſie eine Hausfrau und ſpielte nicht das Violoncello!" rief Torrigi entrüſtet.

„Wollte Gott, auch ich wäre eine Hausfrau! das Violoncello ſollte vor mir Ruhe haben," ſagte Tota und trat ſtolz in ihre Kammer zurück, denn ſie hatte

dem Vater ihre Meinung gesagt und fühlte sich siegreich.

Eine namenlose Entrüstung wogte durch Torrigi's Brust; aber Tota's Thür blieb unverschlossen. O Gott! murmelte er halblaut, was bin ich für ein geschlagener Mann. Setzt man denn dazu Kinder in die Welt, daß die Eine stirbt und die Andere eine Hausfrau werden möchte? ... Wie kommt nur Tota auf einen solchen Gedanken? ... Ich muß sie schonen ... muß ihr Vertrauen beweisen ... muß sie nicht quälen ... damit sie nicht davonlaufe. Aber quäle ich denn die Kleinen? ... ich verhelfe ihnen ja nur zu ihrem Glück. Kann ein guter Vater mehr thun?

Von diesem Augenblick an behandelte er Tota mit etwas mehr Rücksicht; aber das Mädchen blieb mürrisch und unfreundlich. Der unnatürliche Druck ihres maschinenhaften Lebens lastete allzu schwer auf ihrer Jugend. Zuweilen wünschte sie heftig, ihre Kunstreise wieder anzutreten — nicht wegen der Kunst oder dem Geldgewinne, sondern nur, um Veränderung und Bewegung zu haben und Neues zu sehen an Menschen und Dingen. Und zuweilen wünschte sie noch heftiger, es möchte sich das geschwisterliche Trio auflösen und nur um's Himmelswillen nicht wieder zum Quartett sich vervollständigen.

„Ich bitte den lieben Gott alle Tage," sagte sie in ihrem Unmuth zu den beiden Kleinen, „daß der Vater keine erste Violine finde."

„Ist das auch Recht?" fragte Marietta.

„Ja, sehr Recht!" rief Tota; — „er hat genug an uns Dreien, um uns zu quälen."

„Aber er quält uns doch nur zu unserm Besten," wendete der Knabe ein.

„Sieh, Ors' Anton! wenn ich Dich anschaue, so möcht' ich heulen!" sagte Tota. „Es ist ja ein Jammer, wie elend Du bist!... und das sollte zu Deinem Besten sein?"

„Nun, wenn ich ganz elend werde," sagte Ors' Anton freimüthig, „so sterbe ich, wie Cecca; ... und bin ich brav gewesen, so nimmt mich der liebe Gott dann zu sich und bei Ihm bin ich am Besten aufgehoben — und Cecca auch! der Pfarrer hat's gesagt."

„Nein!" rief Tota, indem ihr große Thränen aus dem Auge rollten, „Du sollst aber nicht sterben, mein Ors' Anton! Es ist schon traurig genug, daß wir unsere gute Mutter und unsere Cecca verloren haben, denn für die, welche zurückbleiben, wird es dann immer härter zu leben."

Sie setzte sich und fing an so bitterlich zu weinen, daß Marietta und Ors' Anton nach Kinder-

art von Herzen einſtimmten und die kleine betrübte Geſellſchaft in Thränen und Schluchzen aufgelöſt beiſammen ſaß, ohne ein wiederholtes Anklopfen an den verſchiedenen Thüren zu beachten.

Mariano Torrigi.

Plötzlich öffnete sich die Thür und der weinenden Gruppe gegenüber trat ein junger Mann ein und fragte in schlechtem italienischen Accent, ob Herr Torrigi zu Hause sei. Antonia warf den Kopf ein wenig in den Nacken und schnalzte leicht mit der Zunge. Dies ist die gebräuchliche und beliebte Pantomime, die „Nein" ausdrückt und die jeder Italiener versteht. Der junge Mann verstand sie nicht und wiederholte seine Frage. Als dieselbe Pantomime, von einem unwilligen Blick begleitet, erfolgte, dachte er, er sei an drei Taubstumme gerathen, und da er nicht Lust hatte, unverrichteter Sache die fünf Stiegen hinab zu steigen, so trat er ein und setzte sich ruhig auf den ersten besten Stuhl neben der Thür nieder. Tota zog ihre breiten schwarzen Augenbrauen verwundert und zornig in die Höhe und wies mit majestätisch ausgestrecktem Arm nach der Thür. Diese Bewegung verstand der junge Mann

freilich sehr gut. Doch machte sie keinen Eindruck auf ihn. Er blieb ruhig sitzen, sah Tota lächelnd an und dachte bei sich selbst: Seid Ihr Alle taubstumm, so bin ich blind.

Nun aber sprang Tota wie eine Löwin auf, um ihr Haus gegen den Eindringling zu vertheidigen und hieß ihn gehen in einem Strom der lebhaftesten Worte, die sie im genuesischen Dialect und mit der größten Geschwindigkeit vorbrachte. Der junge Mann, der nicht eine Sylbe verstand, sagte nur immer ganz freundlich dazwischen:

„Cara mia! — Mia Cara.“

Tota verstummte endlich verzweifelnd; und da ihr Marietta leise zuflüsterte, er sei vielleicht taub, so schrie sie ihm ganz langsam und mit wenigen Worten die Frage in's Ohr, ob er etwa hier auf ihren Vater warten wolle. Da sie langsam und deutlich sprach, verstand er sie und bejahte lebhaft die Frage.

„Dann folgen Sie mir in sein Zimmer,“ sagte Tota.

Er folgte ihr über den Gang und nahm einen Kasten mit, den er neben der Thür hingestellt hatte. Als er in Torrigi's Zimmer eingetreten war, sprach Tota:

„Hier können Sie sich niederlassen und ihn erwarten.“

Damit verließ sie ihn und kehrte zu ihren Geschwistern zurück, die sich in tausend Vermuthungen ergingen, wer er sei, was er wolle und welch eigenthümliches Benehmen er habe.

Es war inzwischen Abend geworden. Das war ihre Erholungsstunde; dann durfte die „Arbeit" ruhen, und kam der Vater gut gelaunt heim, so machte er vielleicht einen Spaziergang mit ihnen am Hafen oder auf der Aqua sola — einer der schönsten Promenaden der Welt. Der Maiabend war unaussprechlich lieblich. Aus ihrem fünften Stockwerk hatten sie einen Blick auf's Meer, das im Wiederschein des glühenden Sonnenunterganges wie schmelzendes Gold leise wogte, während kleine Barken mit dem lateinischen Segel wie weiße Schmetterlinge über die rieselnden Wellen des Golfs leicht dahin glitten und von den Ortschaften der Küste Gartenfrüchte und Geflügel nach Genua brachten. Sie lagen alle Drei in demselben Fenster und plauderten über das Vergnügen, das sie haben würden, wenn sie einmal in einer solchen kleinen Barke nach Oneglia, der Heimath ihrer Mutter, oder gar nach Nizza, Marietta's Vaterstadt, reisen könnten — und welch ein schauerlicher Spaß das wäre, wenn sie an die Küste von Asien oder Afrika verschlagen würden —

„Und alle Violinen und Violoncellos untergingen," setzte Tota hinzu.

„Still," rief Marietta plötzlich.

Ein wundervoller Ton durchzitterte die abendliche Stille, ein Ton so süß und rein, so schmelzend und energisch, daß er das Herz erbeben machte, als ob etwas Himmlisches vorgehe.

„Cecca's Geist!" flüsterte Ors' Anton und ergriff ängstlich Marietta's Hand.

„Still!" riefen beide Schwestern und horchten gespannt auf das unbeschreiblich schöne Geigenspiel, das sich wie ein Strom von Melodien immer mächtiger, immer hinreißender ergoß. Athemlos vor freudigem Entzücken saßen sie beisammen. Da wurde leise die Thür geöffnet und Torrigi sagte mit weicher Stimme:

„O meine Marietta, mein Ors' Anton! wer von Euch erfreut mich mit diesem göttlichen Spiel?"

Als er sie aber alle Beide ohne ihre Instrumente erblickte, rief er erzürnt:

„Was sind das für Possen, Ihr Tröpfe! wer von Euch hat gespielt? ... und spielt noch?"

„Es ist ein Fremder, Vater, der in Deinem Zimmer Dich erwartet," sagte Tota.

„Aber dieser Ton! ... o dieser göttliche Ton! horcht auf, meine Kinder! ... das ist meine Violine nicht! Wie heißt er denn, dieser Fremde?"

„Das wissen wir nicht! er ist taub."

„Taub? bist Du närrisch, Tota? — Ein solcher

Violinſpieler und taub ... das glaub' ich nicht! ... in Ewigkeit nicht."

„Fährſt Du ihn ſo an, Vater, ſo verſteht er Dich nicht und ſagt nur: Caro mio, caro mio! Langſam und deutlich mußt Du mit ihm reden."

Kopfſchüttelnd verließ Torrigi, von ſeinen Kindern gefolgt, das Zimmer und ging über den Gang. Das Violinſpiel dauerte fort. „Haben ihm die Engel eine Geige vom Himmel herunter geworfen?" murmelte Torrigi vor der Thüre ſtehen bleibend und horchend.

„Wenn es nun doch Cecca's Geiſt wäre!" flüſterte Ors' Anton geſpannt Marietta zu.

„Dann wollt' ich, daß er in Dich führe, Du Tropf!" murrte der Vater, indem er die Thür öffnete.

Da ſtand der Fremde und ſpielte; — und obſchon er die ganze Gruppe mit acht weitgeöffneten Augen vor ſich hatte, ließ er ſich gar nicht ſtören, ſondern ſpielte ſo lange fort, bis ſeine Tonverſchlingungen in ihren eignen Quell zurückſanken, wie der Waſſerſtrahl aus einem Springbrunnen kryſtallklar aufſteigt und dann in tauſend Silbertropfen in das Baſſin zurückperlt. Torrigi hatte alle Zeit, den Fremden genau zu betrachten und zu der Ueberzeugung zu kommen, daß er ihm nicht unbekannt ſei. Als der letzte Bogenſtrich vibrirend verſchwebte,

näherte sich Torrigi mit tiefer Verbeugung diesem Meister der Töne und sagte laut und langsam nach Tota's Vorschrift:

„Mein Herr, wen habe ich die Ehre zu bewundern?"

„Mariano Torrigi" — lautete die unbefangene Antwort.

„Torrigi!!" — im vierfachen Echo erschallte dieser Name.

„Mein Herr, das wäre viel Ehre für uns; allein Mariano Torrigi ist seit langen Jahren todt. Er war mein Bruder."

Statt der Antwort zog der Fremde seine Brieftasche und aus derselben ein Schriftstück hervor, das er schweigend Torrigi darreichte. Dieser entfaltete es und las den Taufschein von Mariano Torrigi, einzigem Kinde des verstorbenen Mariano Torrigi, Hornist bei der Musikbande des ersten Regimentes der Versaglieri und der gleich nach der Geburt des Kindes als Wittwe verstorbenen Rosina Salvi aus la Spezzia. Geburts- und Tauftag: der 28. Februar und der 1. März 1813. Bescheinigt vom Pfarrer des Waisenhauses zu Genua.

„Mein Neffe! mein Neffe!" schrie Torrigi entzückt, stürzte auf den Fremden zu, umhalste ihn und brach in jubelnde Freudenrufe aus: „Wir haben unsere erste Violine, meine Kinder! ... und was für eine!!... Jetzt fort nach England! o Glück! o

Gnade! Freut Euch doch, Ihr Tröpfe!“ fuhr er die Mädchen an, die ganz verblüfft über die Entdeckung dieſes Vetters waren; — „und Du, Ors' Anton, dummer Junge, komm' her und ſage Deinem Vetter Mariano, wie ſehr Du ihn bewunderſt, ihn verehrſt, ihn liebſt.“

„Mein Onkel,“ ſagte Mariano in franzöſiſcher Sprache, „da Sie ein weitgereiſter Mann ſind, werden Sie ohne Zweifel beſſer franzöſiſch verſtehen, als ich italieniſch; alſo wollen wir vor der Hand uns auf franzöſiſch unterhalten, bis ich meine ſchöne Mutterſprache gehörig gelernt habe.“

„Ja, mein Goldſohn, das wollen wir! Erzähle mir, wie es kommt, daß Du gerade jetzt für Deinen hartgeprüften alten Onkel vom Himmel fällſt;“ — erwiederte Torrigi ſehr geläufig, doch mit ſtarkem Accent.

Als die Kinder die Wendung des Geſpräches in's Franzöſiſche hörten, gaben ſie ihre Mißbilligung und Betrübniß durch ein leiſes Gemurmel zu verſtehen.

„Das iſt Euch ſchon recht, Ihr Tröpfe,“ fuhr der Vater ſie an: „warum habt Ihr nicht franzöſiſch gelernt!“

„Weil es uns Niemand gelehrt hat!“ entgegnete Tota trotzig, nahm ihre Geſchwiſter bei der Hand und machte eine Schwenkung zum Zimmer hinaus.

„Nun, mein Sohn, erzähle! erzähle! ich weiß ja weiter nichts von Dir, als daß sich eine fremde, reiche Familie bei den Vorstehern des Waisenhauses verpflichtet hatte, Dich zu erziehen und für Dich zu sorgen.“

„Und das hat sie gehalten, Onkel! Ich habe eine Menge Dinge gelernt, die ich nur leider gar nicht anwenden kann.“

„Und inwiefern hat sie für Dich gesorgt?“

„Dadurch, daß ich eine Violine von Amati habe und auf ihr spielen kann, prima vista, Alles, was Du mir vorlegst.“

„Allerdings! damit ist Dein Glück gemacht .... wenn Du willst.“

„Ich will ganz anfrichtig sein, Onkel. In der Familie, die mich während vierundzwanzig Jahren wie ihr eigenes Kind behandelte, traten Zerwürfnisse ein, welche es mir zur Pflicht machten, das Verhältniß aufzulösen. Es geschah in aller Liebe. Ich wußte, daß ich ein genuesisches Waisenkind sei und beschloß, mir meinen wahren Namen wieder zu holen und dann als Geigenspieler durch die Welt zu wandern. Welche Angst ich ausgestanden habe, bevor ich wußte, ob meine Eltern rechtschaffene Leute waren — das kann ich nicht beschreiben.“

„Ach, mein braver Sohn, es waren die recht-

schaffensten Leute unter der Sonne, aber arm wie die Kirchenmäuse!" rief Torrigi.

„Nun auf Armuth kommt mir nichts an!" ... —

„Halt, mein Sohn, halt! darauf kommt sehr viel an!" unterbrach ihn der geldsüchtige Torrigi. Arm zu sein, wenn man eine Familie erhalten soll — das ist ein unerträglicher Zustand."

„Das begreift sich, Onkel! aber ich für mich allein — was mache ich mir daraus, ob ich arm oder reich bin? Genug! kaum war ich in Genua angelangt, so eilte ich nach dem Waisenhause, legte meine Legitimationspapiere, Paß ꝛc. vor, bat, man möge in den Registern des Hauses den entsprechenden Datum aufschlagen und fand mich zu meiner unaussprechlichen Befriedigung als Mariano Torrigi, ehrlicher Leute Kind, wieder. Auf meine Frage, ob ich Verwandte in Genua habe? antwortete einer der Herren, er vermuthe, daß der Musiklehrer Orso Antonio Torrigi ein jüngerer Bruder meines verstorbenen Vaters sei; — und ein anderer Herr fragte, ob ich von dessen musikalischen Wunderkindern nichts gehört habe? Leider mußte ich es verneinen. Aber mein Entschluß war gefaßt: ich eilte auf die Polizei, brachte auch dort meine Papiere in Ordnung, bezahlte meinen Gastwirth mit meinem vorletzten Lire — und stelle mich Dir vor mit der Frage, ob man in Genua mit der Musik sein Leben fristen kann ....

denn darauf bin ich angewiesen. Könnte ich in diesem Hause ein Kämmerlein zu meiner Unterkunft finden, so wäre ich geborgen! Weil ich gut englisch und fast gar nicht italienisch spreche, halten mich die Leute für einen Mylord, und lassen mich demgemäß zahlen — und das verträgt mein Geldbeutel nicht."

Als Torrigi von dem „vorletzten Lire" hörte, flog ein schwermüthiger Schatten über seine Züge, verschwand jedoch, als Mariano sagte, er spreche fertig englisch. Nach einigem Besinnen nahm er das Wort:

„Man kann allerdings mit der Musik sein Leben in Genua fristen, Neffe. Als ich im Orchester der großen Oper war und zugleich Violinunterricht ertheilte, konnte ich meine Frau und vier Kinder erhalten. Aber es ist ein mühseliges Stück Brod und ich weiß auch nicht, ob Du sogleich einen Platz im Orchester findest und ob Du guten Unterricht gibst."

„Unterricht geben?.... Daran habe ich nie gedacht, Onkel! Concerte wollte ich geben, bis ich eine Anstellung in einer Kapelle oder einem Orchester finde."

„Bravissimo, Neffe! unsere Gedanken begegnen sich. Ja, Concerte wollen wir geben in allen fünf Welttheilen und dann, mit Gold und Ehren beladen, Kapellmeister und Conzertmeister Sr. Majestät des Kö-

nigs werden. Du findeſt bei mir durch den Tod meiner armen Cecca ein freies Kämmerchen; da kannſt Du wohnen für die paar Tage bis zu unſerer Abreiſe nach London!"

„Ah! wir gehen nach London?"

„Ja, mein Sohn! das Quartett der Torrigi wird dort erwartet; Du trittſt an Cecca's ſtatt auf."

„Ich ... ſtatt eines jungen Mädchens?" rief Mariano lachend.

„Was gibt's da zu lachen, Herr Neffe?... Ihr ſeid beide Torrigi und beide die erſte Violine; baſta! alles Uebrige zählt nicht."

„Oho! da irrt der Herr Onkel ſich ganz gewaltig!" ſagte Mariano zwar ſcherzend, doch ſehr beſtimmt; — „ich bin allerdings Mariano Torrigi; aber eben darum bin ich ein Menſch... und keine erſte Violine."

„Gut, gut, mein Sohn! darüber wollen wir nicht disputiren. Mißfällt es Dir, die erſte Violine zu ſein, ſo biſt Du doch vielleicht nicht ungern der erſte Violinſpieler — und als ſolcher wirſt Du in unſerm Quartett Furore machen.... Zuerſt in London, dann bei dem großen Muſikfeſt zu Liverpool — und dann in ganz England."

„Und wer ſind die Mitſpieler?"

„Wie Du fragſt! Natürlich ſind es meine Kinder.... die Wunderkinder!"

„Die muß ich aber gleich kennen lernen!“ rief Mariano und ſprang auf.

„Sie ſollen Dir ſogleich ihre kleinen Künſte zeigen,“ ſagte Torrigi mit dem angenehmen heimlichen Bewußtſein, daß ſeinem Neffen eine große Ueberraſchung bevorſtehe.

Es war dunkler Abend geworden, doch Torrigi hielt es für gänzlich überflüſſig, bei einem Geſpräch Licht anzuzünden. Er führte ſeinen Neffen über den finſtern Gang nach dem Zimmer, worin ſich die Kinder aufhielten. Eine tiefe Altſtimme ſang metallreich, aber unausgebildet die Strophe einer Barcarole:

„Ah, senza amare,
Andare sul mare,
Non può consolare.“

Sie verſtummte vor den eintretenden Männern. Helles Mondenlicht erfüllte das ganze Zimmer. Antonia ſaß auf einem niedrigen Schemel; Ors' Anton lag vor ihr am Boden, mit dem Kopf auf ihrem Schooß und war dem Einſchlafen nah. Marietta ſaß neben ihr am Boden und blickte mit ihrem ſchwermüthig träumeriſchen Auge auf das ferne Meer, das wie im Silberſpiegel unbeweglich zu ruhen ſchien — und ſummte leiſe: „Ah, senza amare.“

Es lag etwas ungemein Melancholiſches auf dieſer ſtillen abendlichen Scene, auf dieſen jungen Weſen, die im Mondenſchein ihre Lieder ſangen. Es

war eine Poeſie in dieſer Einſamkeit, die mächtig zu Mariano's Herz ſprach, ſo daß es ihn ſehr unangenehm berührte, als Torrigi ſchrie:

„He! he! ſeid Ihr Alle eingeſchlafen? ſingt Ihr im Traum? Auf, Tota! Licht! ... Herbei mit Violine und Violoncello! ... Zeigt Eurem Vetter Eure kleinen Künſte!“

Tota übereilte ſich keineswegs. Sie richtete zuerſt Ors' Anton auf und ſuchte ihn auf die Füße zu ſtellen; aber er taumelte vor Schlaftrunkenheit, ſo daß Marietta ihn auffing, während Tota hinausging, um eine Lampe zu holen.

„So ſind dieſe Kinder!“ fuhr Torrigi fort; „ſo ſitzen ſie da, träg und ſchläfrig, gaffen in den Mond und auf's Meer und denken an keine Muſik! daraus kannſt Du abnehmen, Neffe, welche Noth ich mit ihnen habe.“

„Es ſind eben Kinder!“ ſagte Mariano mitleidig.

Tota kam zurück mit der dreiſchnabeligen kupfernen Lampe, ſtellte ſie auf einen Tiſch und fragte mißmuthig:

„Wir ſollen alſo noch ſpielen, Vater?“

„Nein, nein! nicht heute Abend!“ rief Mariano, der aus ihrer Verſtimmung und des Knaben Schläfrigkeit den Schluß zog, daß ſie ſich nicht von ihrer glänzendſten Seite zeigen würden; — „Nein! morgen iſt auch noch ein Tag.“

Obschon Tota diese rücksichtsvolle Freundlichkeit dankbar empfand, lachte sie doch laut auf über Mariano's Italienisch. Torrigi fuhr auf sie zu, als ob er sie schlagen wolle, und rief wüthend:

„Du böses Geschöpf! wage nicht, unsern Vetter zu beleidigen!"

„Er spricht ja ganz unsinnig!" sagte sie kalt.

„Und ich sage Dir, es ist mehr wie unsinnig, daß Du nicht französisch sprichst."

Tota zuckte schweigend die Achseln und Mariano sagte freundlich zu ihr:

„Ich werde bei Dir italienisch lernen, Tota."

„Sieh, welch ein gutes Gemüth er hat!" rief Torrigi. „Wie nimmt sich das so schön aus bei einem solchen Genie! ... und welche armselige Figur spielst Du mit Deiner Verstocktheit neben ihm!"

Tota brach urplötzlich in lautes Weinen aus. Wohl war sie dagegen abgestumpft, von ihrem Vater rauh behandelt zu werden; aber daß es vor diesem fremden jungen Manne geschah — daß er bei seinem ersten Eintritt über die Schwelle Zeuge dieser harten Behandlung sein mußte — das gab ihr einen Stich durch's Herz und sie weinte schluchzend, wie Kinder und unerzogene Leute weinen.

„Signor," sagte Mariano auf französisch zu seinem Onkel, „wenn Sie wollen, daß ich mit Ihnen nach England reisen soll, so müssen Sie Ihre Kinder

freundlicher behandeln und nicht wie Affen und Bären, die man mit der Peitsche zum Tanzen zwingt; solche Scenen kann ich gar nicht vertragen. Wiederholen sie sich: so laufe ich davon ... ich! die erste Violine."

„Das Mädchen hat aber auch etwas vom Bären!" murrte Torrigi.

„Gleichviel!" entgegnete Mariano bestimmt. „Und so wollen wir denn für heute alle Musik ruhen lassen. Ich bitte Dich, weise mir mein Zimmer an."

Torrigi klatschte in die Hände und rief munter: „Freuet Euch, meine Kinder, Euer Vetter Mariano Torrigi, Sohn meines verstorbenen älteren Bruders, bleibt bei uns, wohnt bei uns, reist mit uns ... das wird ein herrliches Leben sein! — Und nun wollen wir zu Nacht essen!"

Tota trocknete ihre Thränen, Ors' Anton verlor seine Schläfrigkeit und Marietta lächelte zutraulich den Vetter an, der den Vater so heiter gestimmt hatte. Bei der höchst frugalen Abendmahlzeit herrschte eine ganz ungewöhnliche Munterkeit, weil der Vater so guter Laune war und weil sich Mariano so gutmüthig mit seinem schlechten Italienisch necken ließ.

„Aber aus welchem Lande kommst Du denn, Mariano, daß Du nicht einmal italienisch sprechen kannst!" rief Tota.

„Aus einem Lande, das sich für das gebildetste der Welt hält: aus Nord-Deutschland.“

„Nord-Deutschland? ... Ach ja, Nord-Deutschland,“ sagte Tota, als ob ihr plötzlich ein Licht aufgehe: „das liegt freilich am Nordpol.“

„Ich freue mich, daß Du in geographischen Kenntnissen mit Shakespeare wetteiferst, der Böhmen zu einer Insel macht,“ entgegnete er mit gutmüthigem Scherz.

„Nun gut! verstehe ich nicht Geographie, so verstehst Du nicht italienisch!“ sagte sie unbefangen, — „und wir sind quitt.“

Endlich am späten Abend kam Mariano in Cecca's kleinem Zimmer zu sich selbst und zur Besinnung über die unglaublichen Ereignisse, die ihn in der einfachsten und natürlichsten Weise von der Welt aus einem falschen Gorm zu einem wirklichen Torrigi gemacht — ihm statt des glänzenden Namens, den er verloren, einen andern gegeben hatten, der in anderer Weise glänzend zu werden versprach — ihn, den Verstoßenen, einer Familie zuführten, welche ihn mit offenen Armen aufnahm — und endlich seine innigsten Wünsche erfüllten, indem sie ihn in eine Lage brachten, welche ihm vergönnte, trotz seiner Armuth Andern zu dienen, Andern zu nützen. Ob es eine gute oder eine böse Fee ist, die mich aus Schloß Traun in diese Kammer versetzt hat, sprach Mariano Peregrin zu sich selbst — das weiß ich nicht. Dem

Aeußern nach zu urtheilen, hat die böse Fee die Oberhand. Ein Nachteſſen von Brod, Orangen und Oliven, bei einer dreiſchnabeligen Lampe — ein Schlafgemach mit weißen getünchten Wänden, zwei Strohſtühlen, einem blinden Spiegel, einem Tiſch von wurmſtichigem Holz: das iſt ein ſchreiender Abſtich gegen Schloß Traun! Aber das weiß ich: ich werde von jetzt an leben, als ob ich in dieſer Kammer aufgewachſen ſei... und mein gänzlicher Mangel an Geld wird mir dieſen Entſchluß ungemein erleichtern. Nur muß ich mich hüten, nicht allzu tief in die Botmäßigkeit meines Herrn Onkels zu gerathen. Und habe ich das errungen: eine ſelbſtſtändige Exiſtenz, die meine eigene Schöpfung iſt und durch die ich zugleich dieſer meiner neuen Familie hülfreich ſein kann: ſo iſt doch wohl eine gute Fee dabei im Spiel! Es iſt ſchon ein Genuß der eigenen Kraft — mit dem Schickſal zu ringen. Es zu bezwingen... muß ein Hochgenuß ſein!... Aber nur dann wäre es bezwungen, wenn es mir Heliade zuführte, und das liegt freilich außerhalb... nicht meiner Sehnſucht, doch meiner Hoffnung. Als Graf Gorm hat ſie mich zuletzt geſehen und als der Virtuoſe Torrigi ſollte ſie mich mit denſelben Anſprüchen wiederſehen? — Nein, Heliade! dazu bin ich zu ſtolz!... ich muß mehr zu Deinen Füßen niederlegen, als mein Herz und die Amata.“ — —

Er trat an's Fenster, öffnete es und schaute lange in die mondbeglänzte Zaubernacht des Frühlings und des Südens hinaus. Ueber die Dächer und die Häuser, in denen ein Lichtlein nach dem andern erlosch, fiel sein Blick auf das unendliche, still ruhende Meer. Ja, so ist es! sprach er zu sich selbst: so steht der Mensch auf der Scheidegrenze von zwei Welten und schaut aus der Zeit und über ihre Träume, die ihm so bange und so wild das Herz durchbeben, sehnsuchtsvoll in die räthselhafte und doch so lockende stille Ewigkeit hinein." Er nahm die Violine und begann ohne Vorspiel, ohne Einleitung Heliadens Lieblingsmelodie, welche sie immer mit neuem Entzücken hörte, das schönste Liebeslied, das sich je in Tönen, nicht in Worten, aus einem Menschenherzen erschwungen hat: Beethovens „Adelaïde." — —

Am andern Morgen ermahnte Torrigi seine Kinder und sprach:

„Jetzt nehmt Euch zusammen, jetzt zeigt, was Ihr könnt, wer Ihr seid! nicht bloß Virtuosen, sondern Genies seid Ihr ... wenigstens Du, Tota und Du, mein Ors' Anton. Also spielt demgemäß ... genialisch, frei, originell! nicht so gedankenlos, wie Ihr es zuweilen thut, als ob Ihr mit dem Tamburin rasseltet. Bedenkt es wohl: von Eurem Spiel hängt es jetzt ab, ob Euer Vetter Mariano sich herablassen wird, in's Quartett einzutreten und mit uns große

herrliche Reiſen zu machen ... Reiſen, auf denen Ihr die ſchönſten Kleider bekommen und alle Tage ſpazieren fahren werdet. Das bedenkt ... und thut Euer Beſtes."

Sie thaten es und empfingen Mariano mit einem der wundervollen Trios von Beethoven, welches ſie mit ſo viel Zartheit, Friſche und Kraft, mit ſolchem Schmelz und ſolchem Brio ausführten, daß Mariano ganz hingeriſſen ein Bravo über das andere rief und am Schluß den kleinen Ors' Anton in ſeinen Armen hoch aufhob und fröhlich ſagte:

„Bübchen, Du wirſt mein Meiſter werden."

Dann ſetzte er ſich zu ihnen und Torrigi rief freudeſtrahlend:

„Jetzt ſollt Ihr Alle Euer Meiſterſtück machen und prima vista ſammt und ſonders ein Quartett von Haydn ſpielen."

„Das wird nicht gehen," ſagte Mariano.

„O doch!" rief Ors' Anton, „wir ſind an einander gewöhnt .... und Du kommſt ſchon mit."

Das Quartett war eines der leichteren. Es gelang bewundernswürdig. Die Kinder wurden ermuthigt und angefeuert durch Mariano's Mitſpiel und durch den Beifall, den er ihnen zu erkennen gab. Torrigi ſchwamm in Wonne. Seine Gefühle als Muſiker, als Vater, als Geldliebhaber wurden auf's Lebhafteſte angeregt: mit dieſem Quartett ließen ſich

die kühnsten Hoffnungen verwirklichen. Nur fort nach England — das war jetzt die Hauptsache. Mariano war ganz begeistert. Das künstlerische Element, das immer mächtig in ihm, aber immer durch Verhältnisse, Studien und Stellung aus dem Vordergrund seiner Thätigkeit verdrängt war, fühlte sich auf einmal von all diesen Banden befreit. Die Schranken fielen, die ihn bis jetzt zurückhielten, sich ausschließlich der Kunst zu widmen. Er trat freudig in die Arena ein.

„Hör' Onkel," sagte er unter vier Augen zu Torrigi, „wir wollen jetzt unsere Sache in's Klare bringen. Daß mir keine Schätze zu Gebote stehen, sagte ich Dir bereits. Ich bin Dir also großen Dank für Deine freundliche Aufnahme schuldig und es ist billig, daß ich ihn Dir nicht bloß durch Worte, sondern auch durch Handlungen ausdrücke. Ich bin also erbötig, mich auf sechs Monate ganz zu Deiner Verfügung zu stellen, insofern es Kunstreisen und musikalische Productionen betrifft, und ohne dafür irgend eine pecuniäre Entschädigung in Anspruch zu nehmen. Wie ein Sohn zu seinem Vater werde ich mich Dir gegenüber verhalten. Aber nach sechs Monaten bin ich selbstständig und nicht mehr an Dich und Deine Pläne gebunden. Bist Du hiemit einverstanden?"

„Nach sechs Monaten!" rief Torrigi und streckte wehklagend die Arme gen Himmel; — „aber, mein

Sohn, ſechs Monate ſind ein Nichts, ein Garnichts, wenn man auf die Eroberung goldener Lorbeerkränze ausgeht! Ein Jahr mußt Du wenigſtens unter Sohnesbedingungen bei mir bleiben ... und ſpäter wollen wir dann ein anderes Uebereinkommen treffen, das Dich ſelbſtſtändig macht, ohne uns zu trennen."

„Nun wohlan, Onkel! es ſei ein Jahr. Aber ich bitte Dich, nicht zu vergeſſen, daß ich mich nur aus gutem Willen dazu verſtehe. Es freut mich, meine Familie gefunden zu haben — es freut mich, daß ſie eine muſikaliſche und genialiſche iſt — es freut mich, daß ich mich in dieſer Beziehung als ein Ebenbürtiger zu ihr halten kann: deshalb bleibe ich bei ihr. Meine augenblickliche Geldverlegenheit iſt nur ein vorübergehender Grund, weil ich ganz ſicher bin, mit meiner Violine mein Brod zu verdienen... und mehr als das."

„Einverſtanden, mein Sohn!" ſagte Torrigi lebhaft. „Und jetzt will ich dafür ſorgen, daß wir mit dem nächſten Dampfboot nach Marſeille — und dann durch Frankreich nach London gehen können. Gegen Ende Mai ſind wir dort. Dann beginnt ſo recht der Glanz- und Höhepunkt der Saiſon."

Die Kinder hörten mit Freuden, daß es auf Reiſen gehen und Mariano ihr Gefährte ſein werde.

„Jetzt werden wir etwas mehr Unterhaltung und

Vergnügen von unſern Reiſen haben," ſagte Tota, „und etwas Anderes zu ſehen bekommen, als Concertſäle — und iſt das der Fall, ſo hab' ich mein Violoncell ſehr lieb. Ich verwünſche es nur dann, wenn ich, wie hier, beſtändig zwiſchen meinen vier Wänden ſitzen und „arbeiten" muß und mit keiner Seele plaudern kann."

„Gefällt Dir der Marian?" fragte Marietta.

„Hm ja! er iſt munter und ſpielt göttlich ſeine Violine. Aber er blickt doch etwas auf uns herab."

„Das finde ich nicht!" ſagte Marietta; — „im Gegentheil! er gibt mir Muth."

„Mir gefällt er ſehr!" rief Ors' Anton; „er iſt ſo gut .... der Mariano ... ich habe ihn ſchon recht lieb."

Gemäß dieſen Eindrücken entwickelte ſich der Einfluß, den der Umgang mit Mariano in dieſem kleinen Kreiſe übte. Tota's barſches, unerzogenes Weſen, ihr trotziger, mißmuthiger Ton wurden geſchmeidigt und gedämpft, weil Mariano ihr imponirte — während ſich Marietta durch ſeine Freundlichkeit von ihrer krankhaften Schüchternheit erlöst fühlte und Ors' Anton in ihm einen Beſchützer gegen des Vaters übermäßige Strenge ahnte und im Voraus liebte.

Vier Wochen nach dem Tode der armen Cecca verließ Torrigi mit ſeinem glänzend hergeſtellten

Quartett das herrliche Genua und Ende Mai befand sich die ganze Familie statt unter der goldenen Sonne und dem blendenden Himmel an der blauen Meeresküste Liguriens — in London, an dem Ufer der trüben Themse, in einer Atmosphäre, die aus Kohlenstaub und Baumwollatomen zusammengesetzt scheint, und unter einer Sonne, die Glanz und Wärme wie mit einem baumwollenen Schleier verhüllt.

Das erste Concert der Torrigi's in den Hanover-Square-Rooms war entscheidend: sie wurden „Lyons" der Saison.

Im grünen Erin.

In einer Kunsthandlung zu Heidelberg saß eine bejahrte Dame in Trauerkleidern und blätterte in einer großen Mappe, aus der sie einige Ansichten der Schloßruine wählte und bei Seite legte. Ein Mann ihres Alters stand neben ihr und sah andere Mappen durch. Beide hatten keine Spur von Aehnlichkeit in den Zügen; aber im Ausdruck von durchschmerzter Milde waren sie einander so gleich, daß man auf den ersten Blick ein Ehepaar erkannte, welches mit einem Herzen und einer Seele die Pilgerfahrt durch's Leben im Wechsel trüber und lichter Tage machte. Plötzlich legte der Herr ein Blatt vor der Dame hin und zeigte auf den Namen, der es in feinster Schrift unterzeichnete. Sie las diesen Namen. Er hieß Heliade von Horburg.

„Wo lebt die Malerin dieses schönen Blumenstücks?" fragte der Herr den Verkäufer.

„Sie lebt hier seit einigen Jahren."

„Und als Malerin von Profession?“

„Das nicht! Sie ist Dilettantin und hält sich seit einem halben Jahr nach dem Tode ihres Vaters als Gesellschafterin bei einer fremden Dame auf.

Die Dame gab dem Herrn das Blatt zurück und sagte auf englisch:

„Da hätten wir sie ja ganz leicht gefunden! laß uns zu ihr gehen.“

Sie kauften einige Blätter, fragten nach dem Namen der Adresse der Dame, bei welcher sich Heliade aufhalte und fuhren zur Baronesse Ruffach. Jacob trat ein und meldete, daß der Graf und die Gräfin von Arran einen Besuch bei Fräulein von Horburg zu machen wünschten. Da Heliade freudig sagte:

„Ein alter Freund meiner Familie, gnädige Baronesse!“ so mußte sich Justine die Störung gefallen lassen und den Genuß unterbrechen, den sie bei Heliadens Zeitungslectüre hatte.

Jacob führte den Grafen und die Gräfin nach dem kleinen engen Zimmer, wo Heliade sie mit kindlicher Freude begrüßte. Obschon sie ihn nie gesehen, wußte sie, daß der Graf von Arran der beste Katholik Irland's und der treuste Freund ihrer Großeltern sei. So war denn bald eine herzliche Bekanntschaft gemacht und die Gräfin sagte zu Heliade:

„Wir haben Ihnen im Namen Ihrer lieben Großmutter einen Vorschlag zu machen, den ich mit der

dringendsten Bitte unterstütze. Wir möchten Sie gern zu ihr nach Rom führen ... aber mit einem kleinen Umweg über Irland, damit Sie die Heimath der O'Connor doch auch kennen lernen."

Heliade warf einen flüchtigen Blick voll namenloser Dankbarkeit auf ein kleines Cruzifix, das über einem Tischchen hing, auf welchem Gebetbücher, Bildchen und kleine fromme Gegenstände lagen. In diesem Blick sprach sie die Leidenstiefe aus, in welche sie sich ruhig und schweigend gefügt hatte, bis es Gott gefallen werde, sie zu befreien. Die Gräfin verstand Alles, was Schmerz hieß. Sie nahm sanft Heliadens Hand und sagte zärtlich:

„Kommen Sie nur! Sie sollen bei uns eine liebe Tochter sein."

„Und im nächsten Jahr bringen wir Sie nach Rom," setzte der Graf hinzu; „denn wir kehren dahin zurück, weil unser letzter lieber Sohn dort zur ewigen Ruhe gegangen ist."

Heliade kniete sanft vor der Gräfin nieder, küßte deren Hände und sagte mit leisem Weinen:

„Wie viel Thränen auf Erden ... und wie viel Gnaden."

„Ja, Kind!" entgegnete die Gräfin; „aber der Gnaden sind mehr als der Thränen! ... wir erkennen sie nur nicht immer so deutlich. Aber das ist gewiß: ohne Thränen gibt es keine Gnaden!"

„Wie glücklich uns Alle die Bekehrung und der selige Tod Ihres Vaters machten, können Sie sich vorstellen. Das war auch eine Gnade, welche durch Ströme von Thränen errungen ist," sagte der Graf.

„Kannten Sie meinen guten Vater?" fragte Heliade.

„Ich kannte ihn genau," erwiderte die Gräfin, „ich heiße Magdalene de Coëtcan. Er war lange der Gast meines Vaters und ein treuer Waffengefährte meines Bruders in den Kriegen der Vendée."

„Und meine Empfehlung öffnete ihm das Haus Ihrer Großeltern in Rom," setzte der Graf hinzu. „Sie sehen also, daß Sie tausend Beziehungen zu uns haben, liebe Heliade, und nicht unter Fremden, sondern unter Ihren ältesten, besten Freunden leben werden."

„Nicht wahr, Sie kommen sogleich mit uns?" sagte die Gräfin zärtlich. „Wir möchten morgen weiter reisen."

„Ach, dann werde ich Sie schwerlich begleiten können!" seufzte Heliade. „Die Dame, bei der ich mich aufhalte, muß sich nächstens einer Augenoperation unterziehen; — da kann ich sie nicht verlassen."

„Aber, liebes Kind," sagte der Graf lebhaft, „die Dame wird einsehen, daß es sich hier um Ihre ganze Lebensstellung handelt, die sich fortan anders gestalten wird, als die einer Gesellschafterin. Sollte

sie dazu nicht freudig durch Ihre Entlassung die Hand bieten?"

„Sie hat sich an mich gewöhnt," entgegnete Heliade ausweichend; — „und sie ist blind und hülflos."

„Sie werden doch nicht glauben, mein Fräulein, daß wir uns Ihretwegen wochenlang hier aufhalten werden?" rief der Graf ungeduldig. „Wir hatten gehofft, Sie würden uns gern begleiten."

„Es würde all meine Wünsche erfüllen ... ach! weit übertreffen," sagte Heliade sanft und traurig. „Ist es denn aber auch recht, eine Blinde in diesem für sie so beängstigenden Augenblick zu verlassen?"

Die Gräfin sagte gerührt zu ihrem Mann:

„Ich bitte Dich, mache eine kleine Reise nach Paris und laß mich inzwischen hier. In einigen Wochen kommst Du wieder und holst uns ab."

„Nein, Magdalene!" sagte er fast heftig; „dieser Bürgerkönig, in dem nicht eine katholische Ader ist, ruinirt mir Paris in seiner Art ebenso sehr, wie die Revolution und der Corse es gethan haben. Tritt in Paris nicht das katholische Leben kräftig und entschieden den Greueln Babylons entgegen, so ist da kein Platz für Patrik Arran!"

„Dann, lieber Patrik," sagte die Gräfin lächelnd, „weiß ich keinen andern Rath, als daß wir beide ruhig hier warten, bis Heliadens Liebeswerk vollendet ist."

Er ſchüttelte einen Augenblick ſo raſch den Kopf, daß ſeine weißen Locken flatterten; aber dann beſann er ſich, nahm ſich zuſammen und ſagte gelaſſen:

„Gut denn! wir warten! und wenn Sie, Heliade, in dieſer Zeit ein Liebeswerk üben, ſo übe ich einen langen, heroiſchen Tugendact der Geduld.“

Heliade war ſo erſchüttert durch dieſen urplötzlichen Wechſel ihrer Verhältniſſe — durch die unerwartete Liebe, welche ſie bei unbekannten Menſchen fand — durch die zärtliche Rückſicht, die man auf ſie nahm, als ob ſie ein Weſen ſei, das wirklich noch mitzähle unter ihres Gleichen, daß ſie faſſungslos in Thränen ausbrach und ſich in die Arme der Gräfin warf. Dieſe ſagte beruhigend und mütterlich:

„Faſſe Dich, mein armes Kind ... und dann frage Deine Blinde, ob wir ſie beſuchen können; denn wir wollen Dich nicht ſtehlen, ſondern als Geſchenk mitnehmen.“

Die arme Heliade war ſo ergriffen von dieſer ungewohnten Liebe, daß ſie bat, der Beſuch möge auf einen andern Tag verſchoben werden, da ſie in dieſem Augenblick ganz unfähig zu einem ruhigen Geſpräch mit der Baroneſſe ſei. Die Gräfin ging bereitwillig darauf ein, und da ſie bemerkte, daß Heliade alle Fragen nach ihren Verhältniſſen ausweichend beantwortete, ſo erzählte ſie ihr Manches von ihrer Großmutter, die in ihrem Häuschen am Monte Celio eine Freiſtatt für

hülfloſe Convertiten eröffnet und eine kleine Schaar ſolcher begnadeter Perſonen um ſich verſammelt habe, welche ihre Familie verloren, weil ſie Chriſtus in Seiner Kirche gefunden hatten.

Endlich erhob ſich die Gräfin und ſagte, indem ſie Heliade umarmte:

„Morgen komme ich wieder.“

Und der Graf ſetzte hinzu, Heliadens Hand ſchüttelnd:

„Ich auch... denn wir ſind immer beiſammen.“

Heliade eilte zu Juſtinen zurück.

„Endlich!“ ſagte dieſe mit ihrem eſſigſauren Ton; — „ich war ſchon im Begriff, Sie durch Jacob rufen zu laſſen. Ich vertrage nicht das Geſchnatter, welches Jacobea Vorleſen nennt.“

Schweigend und ruhig nahm Heliade die Zeitung wieder auf, die Jacobea mit ſtummer Entrüſtung fortgeworfen hatte, als ſie nach jener Aeußerung ihrer Herrin aufſtand und das Zimmer verließ.

„Ich bin jetzt der Zeitung ſatt und überſatt,“ ſagte Juſtine, als Heliade weiterleſen wollte; — „hier den Brief, den will ich hören.“

Zitternd entfaltete ihn Heliade. Dieſe Briefe thaten ihr weher als Juſtinens rauhe Behandlung. Der Brief war datirt vom 1. Mai 1839 und lautete:

„Heute, liebe Juſtine, ſind es zwei Jahre, ſeitdem der Pilger mich verlaſſen hat und in die weite Welt

gegangen iſt. O wie iſt ſie ſo ſchrecklich weit, die Welt, wenn man in ihr einem Einzelweſen nachſpüren will! Freilich werden für uns alle Schritte erſchwert, weil wir nicht ganz gradeaus auf Entdeckung ausgehen. Würde ſie gemacht, ſo dürfte ſie nicht offenkundig werden; ſie ſoll nur mich beruhigen. Aber bis jetzt iſt ſie nicht gemacht und ſpurlos iſt der Pilger verſchwunden. Im Orient, dem urſprünglichen Ziel ſeiner Reiſe, war er nicht; das wiſſen wir jetzt. Alarich hat an die Conſulate von Smyrna, Alexandrien und Beirut geſchrieben, denn in einer dieſer Hafenſtädte hätte er erſcheinen müſſen, wenn er den Orient bereiſen wollte. Dort aber weiß Niemand etwas von einem Grafen Gorm. Hat er einen andern Namen angenommen? ... einen andern Paß? macht dieſer Tauſch ihn unentdeckbar ... oder iſt es der Tod? — Wir wiſſen keine Antwort auf dieſe Fragen! Und wenn man mich fragt — was tauſendmal geſchieht! — ob ich denn gar nichts über dies räthſelhafte Verſchwinden wiſſe: ſo kann ich es mit der aufrichtigſten Beſorgniß und Unruhe verneinen. Eine Perſon gibt es, die ſich im Lauf des Winters über dies Verſchwinden getröſtet zu haben ſcheint ... und das iſt Lydia. Sie weist nicht mehr jede Huldigung ſchroff zurück, wie im vorletzten Winter; — und das iſt ein ſicheres Zeichen, daß ſie, wenn der Rechte kommt, ihn erhören wird. Mit großer Zuver-

ſicht hoffe ich, Alarich werde dieſer Rechte ſein. Abgeſehen davon, daß er gegenwärtig die brillanteſte Partie im Lande iſt, iſt er ein liebenswürdiger junger Mann geworden, der in Bezug auf Vortrefflichkeit des Charakters, Bildung und edlen Sinn nicht viele Nebenbuhler haben dürfte. Ich übereile dieſe Angelegenheit durchaus nicht, denn junge Leute haben es nicht gern, bei ihrer Wahl beeinflußt zu werden; allein ich freue mich unausſprechlich, daß die Wendung einzutreten ſcheint, auf die ich ſeit Jahren gerechnet habe .... ſelbſt damals, als Lydia dem armen Pilger entſchieden den Vorzug gab, bevor er arm und ein Pilger war."

„So ſind die jungen Mädchen!" rief Juſtine ingrimmig dazwiſchen; — „von Treue, von einer Liebe haben ſie gar keinen Begriff. In Schmeicheleien und Huldigungen, in Eitelkeit und Sinnlichkeit ſchwimmen ſie mit Wonne, wie die Fiſche im trüben Waſſer, welches — wie bekannt! — für die Angler am günſtigſten iſt. Heirathen! nur heirathen! ein höheres Ideal haben ſie nicht! Iſt es auch Ihr Ideal, Fräulein?" ſetzte ſie mit ſcharfer Wendung hinzu.

„O nein, gnädige Baroneſſe! eine treue Liebe ſteht in meinen Augen höher," entgegnete Heliade ſanft und feſt; — „und hätte ich einen reichen und vornehmen Mann geliebt, ſo hoffe ich, daß mir Gott

die Herzensstärke geben würde, ihn fortzulieben, wenn er ein armer Pilger würde — und dann erst recht."

„Was meinen Sie?... Wovon reden Sie?" fragte Justine verstimmt.

„Von dem Fall, gnädige Baronesse, den dieser Brief bespricht."

„Wie!" rief Justine, die sich freute, ihrem tiefen Unmuth über Heliadens Versäumniß einer Stunde Luft zu machen; — „Sie stellen Betrachtungen über den Inhalt meiner Briefe an!... das verräth wenig Zartgefühl!"

Seit jenem Brief Lucia's, der ihr klar sagte, daß von Peregrin und seinem für sie räthselhaften Schicksal die Rede sei, hatte die arme Heliade allerdings außerordentlich viel Betrachtungen über den Inhalt dieser Schreiben angestellt. Da es aber durchaus nicht in der Absicht geschah, um Familiengeheimnisse zu ergründen, sondern nur in Bezug auf Peregrin selbst, so antwortete sie ruhig:

„Mein Gewissen gibt mir das Zeugniß, keine Indiscretion begangen zu haben."

„Ah bah, Gewissen! Gewissen und Gummi elasticum stehen auf der nämlichen Stufe der Dehnbarkeit."

„Nicht für mich! gnädige Baronesse," entgegnete Heliade kalt.

„Nach und nach wird Ihr Benehmen empörend,

mein Fräulein," ſagte Juſtine ſchneidend; — „Sie machen meine Briefe zum Gegenſtand Ihrer Studien über Ideale .... Sie vernachläßigen Pflicht und Dienſt, um ſich mit Ihren Freunden zu unterhalten ... Sie ſetzen ſich meinen Bemerkungen gegenüber auf's hohe Pferd Ihres guten Gewiſſens ... — Das Alles ſtreift an Inſolenz, die ich mir nicht gefallen laſſe! — Und deshalb kann ich Sie nicht länger brauchen. Welchen Datum haben wir heute?"

„Den 12. Mai, gnädige Baroneſſe."

„Gut! am 15. Mai iſt Ihr Monat zu Ende: dann ſind Sie entlaſſen, Fräulein von Horburg. Ich kann keine Perſonen um mich dulden, die auf ihr Gewiſſen pochen, um mir zu trotzen. Ich werde ganz leicht eine andere Vorleſerin finden .... und iſt die Operation vorüber und geglückt — was ich gar nicht bezweifele — ſo brauche ich überhaupt dergleichen Individuen nicht mehr und das wird eine große Gelderſparung und ſonſtige Wohlthat ſein."

Juſtine hatte nur die Abſicht, Heliade zu demüthigen. Sie verfuhr ſo mit allen ihren Dienſtboten. Baten dieſe aber um Vergebung und Nachſicht, ſo ließ ſie ſich erbitten — und nicht ungern. Auf Heliadens Antwort war ſie keineswegs gefaßt:

„Gnädige Baroneſſe, es betrübt mich tief, Ihre Unzufriedenheit erregt zu haben. Wäre das nicht der Grund, ſo würde ich mit innigſter Dankbarkeit meine

Entlaſſung entgegen nehmen, da die Gräfin von Arran hier iſt, um mich erſt nach Irland und dann zu meiner Großmutter nach Rom zu bringen."

„Nun, da gratulire ich gleichmäßig der Gräfin von Arran, Ihnen, mein Fräulein, und mir!" erwiderte Juſtine eiſig und bitter.

„Die Gräfin möchte Ihnen gern einen Beſuch machen: — würden Sie es erlauben, gnädige Baroneſſe?"

„Wenn die Gräfin Arran es wünſcht — warum nicht? — Und jetzt ſeien Sie ſo gut, mir Jacobea zu rufen. Da ſich Ihnen nunmehr andre Ausſichten eröffnen, werden Sie jeden Augenblick, der Sie in der untergeordneten Stellung einer Lectrice zurückhält, unerträglich finden — und ich liebe es nicht, von ſolchen Perſonen umgeben zu ſein."

Dieſe Geſinnung war ſo ganz das Gegentheil von derjenigen, die Heliade hatte, daß ſie einen Augenblick in Verſuchung kam, Juſtine darüber aufzuklären. Doch immer bereit, ſich in der Demuth zu üben, ſtand ſie auf, küßte Juſtinens Hand und vollzog deren Befehl.

Als Jacobea erſchien, ſagte die Baroneſſe ſpitzig:

„Was Du zu viel ſprichſt — ſpricht Fräulein von Horburg zu wenig: das muß man geſtehen!"

„Hat ſie der gnädigen Baroneſſe nichts erzählt von der Herrſchaft, die eben bei ihr war? rief Jacobea, augenſcheinlich ſehr vergnügt, daß ſie jetzt dieſe Mittheilung machen konnte. Der Jacob hat den Lohn-

diener etwas befragt und der hat gesagt, so viel wie er von dem Kammerdiener erfahren habe, sei es eine sehr reiche Herrschaft, die auf lauter Inseln wohne. Und kinderlos wären sie ... beide Söhne todt! und der älteste Sohn — was ist der gewesen? wenn die gnädige Baronesse das rathen, so will ich nicht Jacobea heißen."

„Ich werde mir nicht die Mühe geben, mir mit Deinen Räthseln, Jacobea, den Kopf zu zerbrechen."

„Und wenn die gnädige Baronesse es thäten, so würde es Ihnen gar nichts helfen!" erwiderte die unverbesserliche Jacobea. „Was ist er gewesen? ... — Priester ist er gewesen! — Nein, das ist einzig!"

„Die Katholiken haben Bischöfe, Prälaten, hohe Würdenträger in ihrer Kirche. Warum sollte nicht ein Graf diese Carriere machen, Jacobea?"

„Warum? ja, das weiß ich nicht. Aber der junge Graf ist kein Prälat gewesen; — ein Priester ist er gewesen ... und die Priester dürfen nicht heirathen. Vielleicht ist er aus Gram darüber gestorben! Das wird auf Tannhof kein Mensch begreifen, daß ein Pastor nicht heirathen darf und daß ein Graf Pastor wird. Wenn ich mir denke, daß Herr Graf Peregrin ein Pastor werden könnte — wir würden uns Alle halbtodt lachen — und nicht heirathen dürfte ... halbtodt weinen."

„Jacobea, Du bist mir durch Deine unerhörte

Einfalt dermaßen erbarmenswerth, daß meine Geduld unerschöpflich ist. Jetzt aber will ich Dir etwas erzählen; — ich fürchte nur Deine lästigen Thränen."

„Nein, ich werde nicht weinen," versicherte Jacobea im weinerlichen Ton; — „ist es denn aber sehr traurig?"

„Wir haben allen Grund zu fürchten, daß unser lieber Peregrin" ... —

„Priester geworden ist!" platzte Jacobea heraus.

„Nein, meine Tochter ... gestorben ist."

„Todt!" schrie Jacobea laut auf.

„Ja, todt! und Gott allein weiß, welch ein Ende er genommen hat! Seit zwei Jahren ist kein Brief von ihm gekommen und in der ganzen Zeit hat ihn keine Seele gesehen."

„Aber das ist ja ein schreckliches Unglück!" wehklagte Jacobea; — „was sagt denn die Frau Gräfin? ... Nein, das ist zu schrecklich ... Graf Peregrin todt!" ... —

„Lamentire nicht so unangenehm — und rufe mir den Jacob; ich will mit ihm rechnen," sagte Justine.

„Rechnen? ... dann muß ich wohl Fräulein von Horburg rufen?" fragte Jacobea.

„Wenn ich sage Jacob, so meine ich Jacob," versetzte Justine streng.

Jacobea vollzog mit großer, stiller Verwunderung

den Befehl. Dann ging sie zu Heliade und sagte unter strömenden Thränen:

„Ach, gnädiges Fräulein, Sie haben ja ein mitleidiges Herz ... es ist ein schreckliches Unglück passirt“ ... —

„Um's Himmelswillen!“ rief Heliade und wollte hinauseilen: „die Baronesse“ ... —

„Ja, sie rechnet mit Jacob ... zur Abwechselung heute,“ versetzte Jacobea.

„Nun wo ist denn das Unglück geschehen?“

„Das wissen wir nicht! ... aber geschehen ist es ... denn Graf Peregrin Gorm ist todt!“

Sprachlos vor Entsetzen sank Heliade auf einen Stuhl.

„Nein, es ist zu schrecklich ... nicht wahr? ... So jung, so gut, so reich ... und nun todt! Welch ein Lamento wird die Frau Gräfin anstellen! ... Bei dem Allen wird sie froh sein, daß es nicht Graf Alarich ist. Ja, ja! gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen! ... Aber ich kann es noch immer nicht glauben!“ ... —

Heliade hatte sich gesammelt und sich besonnen, daß der Brief von Gräfin Gorm durchaus nicht Peregrin's Tod als eine Gewißheit ausspreche; doch wollte sie auf keine Erörterungen mit Jacobea sich einlassen, und obschon sie gern etwas über Pere-

grin's früheres Leben gehört hätte, überwand sie sich und sagte mit einem sanften, traurigen Lächeln:

„Es wird auch an uns die Reihe kommen."

„Wie ruhig sagen Sie das, gnädiges Fräulein!" rief Jacobea entrüstet; — „wenn Sie gestorben wären anstatt Graf Peregrin ... so würden Sie die Sache nicht so ruhig aufnehmen ... das glauben Sie nur!" —

Und empört über diesen Mangel an Theilnahme ging sie von dannen, während sich in Heliade die Hoffnung mehr und mehr befestigte, daß Peregrin's Verschwinden — kein Tod sei. Er war kein Gorm — er hatte sich von der Familie Gorm getrennt — er entzog sich jeder Nachforschung: dieses, aber nicht sein Tod, ging nach Heliadens Ansicht aus Lucia's Briefen hervor. Und mit jenem Tiefsinn, der aus dem Glauben hervorgeht, dachte Heliade weiter: Und vielleicht muß er alles Irdische verlieren, um das höchste Gut zu gewinnen! Die göttliche Vorsehung hat gewiß einen Plan voll himmlischer Liebe für seine Seele und wird ihn das Ideal finden lassen, nach welchem er sich sehnt. Aber ... ob wir uns wiederfinden hienieden? — — O Herr! rette seine Seele ... und ich verzichte auf jedes andere Glück. — — —

Am nächsten Tage kam die Gräfin von Arran allein zu Heliade und sagte:

„Mein Mann ist nach Speyer gefahren, um den

Dom und die alten Kaisergräber zu sehen und sich etwas die Zeit unseres hiesigen Aufenthaltes zu vertreiben. Aber ich komme zu Dir, Heliade, denn meine Augen sind noch so voll römischer Bilder, daß mir die transalpinischen nicht gefallen wollen."

Heliade theilte ihr so schonend für Justine wie möglich mit, daß sie ihre Entlassung plötzlich bekommen habe.

„O dafür will ich ihr herzlich danken," sagte die Gräfin; „laß uns gleich zu ihr gehen."

Dies geschah. Justine empfing Lady Arran äußerst frostig, als ob man sie beleidigt habe; doch diese dankte so verbindlich für den Schutz, den Heliade bei der Baronesse gefunden und für die liebenswürdig rücksichtsvolle Entlassung, die ihr jetzt gewährt sei, daß Justinen nichts übrig blieb, als die Rolle der Liebenswürdigkeit fortzusetzen, welche ihr zum ersten Mal in ihrem Leben octroyirt wurde. Indessen konnte sie nicht unterlassen, einen Augenblick zu benutzen, da Heliade das Zimmer verließ, um zu sagen:

„Mylady werden Fräulein von Horburg's Charakter etwas schwierig zu behandeln finden. Sie hat ihre kleinen Ideen, ihre kleinen Ansichten — und hält daran mit eiserner Festigkeit."

„Das ist zuweilen der Fall bei jungen Personen von wenig Erfahrung, besonders dann, wenn ihnen

keine Mutter rathgebend zur Seite steht," sagte Lady Arran entschuldigend. „Doch Heliade ist fromm und klug, und so besitzt sie zwei Fähigkeiten, durch die man auf sie wirken und ihre kleinen Unvollkommenheiten mehr und mehr abschleifen kann."

„Möge es Ihnen gelingen, Mylady! ich muß mein Unvermögen in diesem Punkt eingestehen. Sie trieb ihre Glaubenstreue bis zu einem Anstoß erregenden Fanatismus."

„Dies wird von selbst wegfallen bei uns Katholiken in Irland und Rom."

„Das kann sein; aber der Charakterzug bleibt... und ist bedenklich."

„Dürfte man ihn nicht vielleicht Treue nennen? und verbürgt eine solche Glaubenstreue nicht Pflichttreue und Treue des Herzens? und gibt es für ein weibliches Wesen eine höhere Tugend und eine lieblichere Eigenschaft?" fragte Lady Arran sanft.

„Sie sind sehr eingenommen für Fräulein von Horburg, Mylady," versetzte Justine trocken; — „ich gestehe Ihnen aber, daß rücksichtsvolle Schonung Anderer mir auch als eine liebenswürdige Eigenschaft vorkommt."

„Wer würde nicht mit Ihnen einverstanden sein?" entgegnete Lady Arran; — „nur werden auch Sie mir gern zugeben, daß Rücksicht nach der einen Seite

hin nicht nach der andern bis zur Verleugnung gehen dürfe."

Juſtine erkannte, daß Lady Arran ihr gewachſen ſei und daß ſie bei ihr nicht den Ton durchführen könne, den ſie ſich in dem beſtändigen Verkehr mit Untergebenen und Abhängigen angewöhnt hatte. Die omnipotente Herrin auf Tannhof, vor deren Anſicht das ganze Verwaltungs- und Dienſtperſonal ſchweigend ſich beugte, war zwiſchen ihres Gleichen nur die Baroneſſe Ruffach, die nach keiner Seite hin den Zepter führen konnte. Dieſe Einſicht hatte Juſtine mehr und mehr dem geſelligen Verkehr abhold gemacht. Kam ſie in Berührung mit Standesgenoſſen, ſo empfand ſie es immer auf's Neue wie eine Art von Beeinträchtigung, daß ſie nur auf Tannhof in jeder Beziehung Autokratin ſei. Sie hatte deshalb ſelbſt in ihrer Blindheit keine Freude an geſellſchaftlichem Umgang, und als Lady Arran am andern Tage anfragen ließ, ob ſie ihren Beſuch wiederholen und Abſchied nehmen dürfe, lehnte Juſtine es ab. Ihr Lebewohl an Heliade war kurz und kühl. War ihr einerſeits deren große Zartheit, Beſcheidenheit und Brauchbarkeit außerordentlich angenehm, ſo war ihr andererſeits deren Unabhängigkeit des Charakters außerordentlich unangenehm, und ſie hatte für Heliadens demüthigen und innigen Dank nur einige kalte Worte. Jacobea ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen, daß dieſe

reichen, vornehmen Leute nach Heidelberg gekommen waren, um Heliade abzuholen.

„Es thut mir um das Fräulein recht leid, Jacob,“ ſagte ſie; „denn es war für mich eine große Bequemlichkeit ... ſie that ja Alles ... und behandelt wurde ſie wahrhaftig nicht beſſer, als Sie und ich.“

Und zu Juſtinen ſagte ſie:

„Wie wird das aber nun mit dem Vorleſen, gnädige Baroneſſe? Ich kann es wirklich nicht aushalten, wenn Sie mich ſo ſehr dabei verachten.“

„Ich treffe jetzt eine andere Einrichtung,“ antwortete Juſtine, „und nehme mir eine Vorleſerin auf Stunden. Briefe werde ich vor meiner Augenoperation nicht mehr dictiren, und nach derſelben reiſen wir ſo bald wie möglich nach Tannhof zurück. Ein Geſellſchaftsfräulein wird nicht mehr meine Schwelle überſchreiten.“

„Nun ſehen Sie ſelbſt, was dabei herauskommt, gnädige Baroneſſe!“ rief Jacobea triumphirend. „Anfangs wollten Sie mich recht unterducken durch das gnädige Fräulein ... und nun ſind Sie froh, ſie los geworden zu ſein, während ich immer noch da bin und da bleibe!“

„Bleibe?“ erwiderte Juſtine: „ich denke, das wird von mir abhängen, Jacobea. Bin ich mit Dir zufrieden, ſo bleibſt Du; bin ich es nicht, ſo gehſt Du.“

Heliade verließ Heidelberg mit tief bewegter und erschütterter Seele. Die Jahre in Heidelberg hatten eine ungeheure Umwälzung ihres ganzen inneren und äußeren Lebens hervorgerufen. In ungebrochener, kindlich froher Jugend war sie mit ihren geliebten Eltern nach Heidelberg gekommen. Wohl sah sie an ihrer Mutter, daß das Leben etwas Ernstes sei und schwere Pflichten auferlege. Wohl suchte sie diesen Ernst zu erheitern und diese Last zu erleichtern; aber unmittelbar wurde sie nicht davon berührt, nicht dadurch gedrückt: die Mutter stand zwischen ihr und zwischen der Sorge und dem Schmerz des Lebens. Mit Colomba's Tod fiel zuerst diese Schutzwehr für Heliade. Einsam an der Seite des schwermüthigen Vaters fehlte ihr der süße Sonnenschein der Mutterliebe — und mit ihr dasjenige, was ihr Glück gewesen war. Nun kam freilich eine andere Liebe, aber so zart, so leise ... die allerinnersten Saiten ihres Herzens berührend und — eben weil es die innersten sind — einen solchen Hauch von Wehmuth und von eigenthümlich süßen Schmerzen um ihre Seele ziehend, daß sie nicht wußte, ist das Glück? ist das Leid? Und in dem Augenblick, als sie erfuhr, daß es wohl ein großes Glück sei, wenn sich zwei Herzen zu einander neigen, um sich ausschließlich gegenseitig zu geben und zu nehmen — da versank dies Glück auf ihr Wort, auf ihren Aus-

ſpruch, und mit eigener Hand mußte ſie ihr Herz — und Peregrin's — und ihres Vaters Herz zerreißen. Aber während ſie den herben Kelch der Entſagung annahm, that ſie einen weiteren Schritt in das ungeheure Gebiet des Schmerzes hinein, das zwar nicht vor jedem Auge in ſeinem ganzen Umfang offen liegt, aber ſo groß iſt, wie alle Reiche der Welt zuſammen genommen. Dieſer Schritt führte ſie an den Abgrund, der in ihres Vaters Seele drohend lag. Der Schmerz, der ihr daraus erwuchs, war unendlich viel ſchneidender, als der ihrer geopferten Liebe. Jedes wahre Opfer iſt ein Abſenker des göttlichen Opfers am Kreuz, und hat dadurch Antheil wie am Leiden, ſo an der Gnade des Kreuzes. Unſer eigenes Herzblut, wenn es über das Kreuz rieſelt, wird zum beſten Balſam für unſere Wunden: das fühlte Heliade. Allein die Seelenverfaſſung ihres Vaters war nicht von der Art, um ihr Balſam zu bieten; denn das Eine, das Schrecklichſte, ſtand ihr dabei fortwährend vor Augen: die Gottesbeleidigung! — und das iſt für eine Heliadenſeele ſchwerer als das ſchwerſte perſönliche Opfer. Das Jahr, wo ſie wiſſend an der Seite ihres Vaters ging — das war ihr Kreuzesweg; aber die ewige Barmherzigkeit gab ihm am Ende kein Golgatha, ſondern ein Thabor. Und als dieſer Augenblick ſeliger Verklärung vorüber war, ſtand Heliade gänzlich verwaiſt

vor einem zweiten Grabe und vor neuen Prüfungen. Sie mußte lernen, wie hart das Brod der Dienſtbarkeit — und wie unſäglich ſchwer es für die Enterbten der äußern Glücksgüter ſei, ſich durch die Welt zu bringen. Und während ſie dieſen neuen Kampf mit einer Großmuth und Demuth beſtand, die ſie aus dem Glauben ſchöpfte, mußte ſie erfahren, daß ein räthſelhaftes Schickſal Denjenigen aus ſeinen glücklichen Verhältniſſen vertrieben habe, dem ſie entſagt hatte, inſofern es ihr irdiſches Glück — doch nicht, inſofern es ihre Liebe betraf.

Das Alles trat in den lebendigſten Bildern jetzt, da ein neuer Lebensabſchnitt begann, vor Heliadens Seele.

„Du biſt ſo ernſt, mein geliebtes Kind!“ ſagte Lady Arran, ihr das mütterliche Du gebend.

„Wie kann ich anders,“ entgegnete Heliade ſanft. „Ich kam hieher als ein glückliches Kind ... und als Waiſe gehe ich.“

„Sieh, wie ſchön uns Gott zuſammenführt!“ ſagte Lady Arran mit himmliſcher Selbſtverleugnung. „Anſtatt meiner Söhne finde ich Dich — und Du ſollſt in uns Eltern finden.“

Heliade fragte nach dem Schickſal dieſer Söhne. Der älteſte war von Kindheit auf mit jener Liebe zu den himmliſchen Dingen erfüllt geweſen, die gleichgültig gegen irdiſche Güter und Freuden macht. Da-

mals gab es noch keine Emancipations-Bill für Irland, keine katholische Institute und Seminarien, keine katholische Universität in Irland. Das prahlerische, falsche England nannte sich den Hort der Freiheit, der menschlichen Würde, des Rechtes für Jedermann, und pochte dabei auf seine Magna Charta, die allerdings ein Palladium für Englands Freiheit — aber aus Englands katholischen Tagen ist. Nimmermehr wären die feilen Höflinge, die um den Thron der beiden blutigen Tyrannen, Heinrich VIII. und Elisabeth krochen, im Stande gewesen, aus ihrer Apostasie heraus zu dem Bewußtsein sich zu erschwingen, aus dem die katholischen Barone Englands mit ihrer Magna Charta einst vor König Johann erschienen. Wie der Anglikanismus eine starre, todte, beschränkte, mehr politische als religiöse Anstalt ist: so machte er aus dem Engländer ein starres abgegrenztes Individuum und aus „merry old England“ ein Land so frostig abgegränzt, wie der Egoismus für Alles ist, was außerhalb der Insel seines Ichs liegt. Da liegt vor Allem die katholische Kirche. Sie hat nicht zu existiren. Der Anglikanismus lebt und webt einzig und allein in und von den Traditionen Heinrichs VIII. und Elisabeths, und da dies blutige Herrscherpaar die Nicht-Existenz der katholischen Kirche in Großbritannien decretirt hatte: so wurde sie bis in's volle neun-

zehnte Jahrhundert hinein, bis in unſere Tage des Lichtes, als eine Sache behandelt, die zu Recht weder beſtehe, noch beſtehen dürfe — und der Graf von Arran konnte nicht in ſeiner Heimath ſeinem Sohn die Erziehung und Bildung verſchaffen, die demſelben als katholiſcher Prieſter nöthig waren. Das Collegium zu Douay in Frankreich, wo die Katholiken Großbritanniens ihre Söhne ſtudiren ließen, war in Folge der franzöſiſchen Revolution untergegangen — und ſo erhielt denn der junge Patrik ſeine Erziehung in Rom.

„Wir konnten das!“ ſagte Lady Arran; — „aber wie wenigen Eltern ſtehen dazu Mittel und Verhältniſſe frei! Die Vollendung von Patrik's prieſterlicher Erziehung fiel mit der Emancipations-Bill zuſammen — und wir prieſen Gottes Barmherzigkeit, denn jetzt ſtand ihm in Irland ein ungeheurer Wirkungskreis offen. Er empfing die heiligen Weihen in Rom, dann eilte er zu uns, um in der geliebten Heimath ſeine Primiz zu feiern. Das war für ihn und für uns der höchſte Feſttag unſeres Lebens. Mit heiligem Jubel wurde er von Allen gefeiert, die mit uns irgendwie in Verbindung waren, und das Volk frohlockte einem Arran als Prieſter entgegen. Wir waren zu glücklich! — aber nur auf kurze Zeit. In einer armen Hütte, am Bett eines Sterbenden, athmete Patrik den Keim des Todes

ein ... und nach neun Tagen weinten wir ... und war er ſelig! — In unausſprechlichem Frieden entſchlief er zur ewigen Ruhe. Sein kleiner Bruder Arthur, damals ein Knabe von zwölf Jahren, ſagte neben Patrik's heiligſchöner Leiche: „Was er war, will ich werden! Prieſter will ich werden.“ Er war unſer einziges Kind ... der letzte Arran. Aber die Gnade rief ihn und wir verſuchten nicht, ihn zurückzuhalten — den herrlichen Knaben! Die Zeiten waren anders, er konnte in Irland bleiben. Durch ihn und ſeinen Entſchluß wurden auch wir mehr und mehr zur Liebe Gottes hingezogen. Mein Mann lebte und ſorgte für nichts ſo eifrig, ſo gern, als für das arme iriſche Volk und ich ging ihm dabei mit Freuden zur Hand. Wir wollten eine große Gottesfamilie bilden — und Arthur ſollte dereinſt unſer geiſtlicher Vater ſein. Und wiederum waren wir unausſprechlich glücklich ... jahrelang. Aber vor drei Jahren fing Arthur an zu kränkeln. Bisher hatte er die kräftigſte Geſundheit gehabt. Die Aerzte glaubten, er ſei zu ſtark, zu ſchnell gewachſen. Genug, er huſtete und war leidend. Er ſelbſt hielt das Uebel für unwichtig. Bald aber mußten die anſtrengenden Studien unterbrochen werden und wir gingen mit ihm nach Madeira, wo wir anderthalb Jahre zubrachten und wo Arthur's Geſundheit ſich ſehr beſſerte. Allmälig und in Uebergängen ſollte er ſich

nun wieder an das europäische Clima gewöhnen; deshalb begaben wir uns nach Spanien und brachten den Sommer in Granada zu. Arthur freute sich unsäglich seiner scheinbar ganz erstarkten Gesundheit, denn sie erlaubte uns nach Rom zu gehen, wo er mit Feuereifer seine Studien wieder aufnehmen wollte. Im vorigen October kamen wir nach Rom, alle Drei voll froher Hoffnungen. Gottes Rathschluß war anders! Im December machte ein Blutsturz nach kurzem Krankenlager seinem jungen Leben ein Ende, und wir haben die seltene Gnade gehabt, unsere beiden Söhne zu einem Doppelopfer darzubringen — zuerst als Priester und dann im Tode."

Lady Arran sprach so friedlich, als ob sie selbst schon mit ihren Söhnen unter den Seligen sei. Sie war so still und ganz durchschmerzt und in die Wunden ihres Erlösers versenkt, daß sie ein Klagewort nicht mehr kannte. Heliade aber schwamm in Thränen. Ihr Herz war zu leidenvoll, um nicht vor solchen Prüfungen, wie diese Mutter sie bestanden hatte, zu erschauern.

Ohne sich unterwegs länger aufzuhalten, als nöthig war, um nicht allzu sehr zu ermüden, reiste der Graf von Arran mit seiner Frau und seiner Pflegetochter — wie er Heliade liebreich nannte — durch Belgien und über England nach der Westküste von

Irland, wo an dem felsigen Klippengestade des atlantischen Oceans Schloß Arran lag.

„Das grüne Erin" ist ein eigenthümliches Land. Der Küstenstrich ringsum — wunderschön, mit Buchten und Baien und der breiten Mündung der Flüsse, bald bebaut und bebaumt, bald mit wilden, großartigen Felsenufern, immer zerklüftet und bewegt, zuweilen von südländischer Lieblichkeit, wie im Südwesten der ganze Landstrich um Cork bis zu den Seen von Killarney; zuweilen großartig phantastisch, wie im Norden vom Vorgebirge Blackhead bis zum Riesendamm, — dieser ganz wunderbaren, aus dem Meer auftauchenden Basaltformation, welche an der Westküste von Schottland in der berühmten Grotte der Insel Staffa sich wiederfindet. Das Innere des Landes aber trägt die unverkennbare Spur langer, tiefer Verwahrlosung. Es ist nicht bloß schlecht oder wenig cultivirt; es ist ruinirt, und sowie man es erblickt, muß man sogleich ganz unwillkürlich sagen: Ein rechtloses Land*)! — Die wenigen Jahre, seitdem Irland einigermaßen aufgehört hat, Großbritanniens Helote zu sein, können den fürchterlichen Charakter nicht verwischen, den Englands Katholikenhaß während Jahr-

*) Als ich das in Irland sagte, sprach ich noch gar nicht vom katholischen Standpunkt aus; denn es war im Jahr 1846.

hunderte dem Boden aufgeprägt hat. Ja, so brennend, so nagend war dieser Haß, diese ruh- und rastlose Unterdrückungswuth, daß der Boden aussieht, als wären die drei Reiter der Apokalypse über ihn hingezogen, die Pest, die Hungersnoth, der Krieg. Und sie sind es in Wahrheit. Diese Haiden, diese Torfmoore, diese menschenleeren, unbebauten Einöden sind ein gräßlicher Fleck auf der Civilisation, mit welcher England sich zu brüsten wagt; — ja er verräth, auf welcher schwachen Grundlage diese Civilisation ruht, denn da, wo keine Gerechtigkeit herrscht, ist die Civilisation nur eine oberflächliche Schminke. Und so ist dies „Smaragdene Kleinod" für England zum zweifachen Brandmal geworden! Es zeigt ein zertretenes Volk — und es zeigt die unerhörte Impotenz des Anglikanismus.

Der Graf von Arran begrüßte mit wehmüthiger Freude seine heimische Insel. Weil sie so leidenvoll war, liebte er sie um so zärtlicher. Aber ein Schmerz, den seine tiefe Frömmigkeit zwar in Frieden tragen lehrte, doch nicht hinwegnahm, lag für ihn in dem Gedanken, daß kein Sohn mehr da sei, um diese Liebe für das Volk und für die Heimath als geheiligte Tradition zu empfangen und auf die Nachkommen zu vererben. Die Gräfin trug in ihrem still gekreuzigten Herzen neben dem Kummer der vereinsamten Mutter auch den um ihren Mann, der

sein treues Wirken in seinem eigenen Grabe zu Ende gehen sah.

Der Empfang, der ihnen auf Schloß Arran zu Theil wurde, war herzzerreißend; denn ach! sie kehrten ohne Lord Arthur zurück! Er war der Liebling, er war das Idol des ganzen Volkskreises; er war „das Kind von Arran", an das sich tausend Hoffnungen knüpften, und das durch seine hochherzige Weltentsagung bewiesen hatte, daß es höhere Hoffnungen gebe, als die auf Geld und Gut. Wären nicht der Graf und die Gräfin, so wie sie den Reisewagen verließen, in die Schloßcapelle gegangen, wohin die Menge ihnen nachströmte, bis der Raum überfüllt war, so hätte die jammernde Wehklage kein Ende gefunden. Jetzt löste sie sich in Gebet und Thränen auf.

Vor Heliade öffnete sich groß und weit die Welt und das Leben. Hatte sie früher erkannt, daß es für sie andere Dinge zu thun gebe, als sich in ihr Liebesleid zu versenken, so sah sie sich jetzt gleichsam herausgehoben aus dem Boden ihrer alten Existenz und sie fragte innerlich: Mein Gott, was willst Du, das ich thun soll? Zeige mir, weshalb Du mich hieher geführt hast. Der plötzliche Wechsel ist zu groß, als daß er nicht höhere Fügungen verbergen sollte.

„Wie gefällt Dir Heliade?" hatte schon unterwegs der Graf seine Frau gefragt.

„Sie ist ein Ideal von Selbstlosigkeit," entgegnete Lady Arran.

„Fast zu sehr! sie scheint ihren Willen nicht bloß unterzuordnen, sondern gar keinen zu haben."

„Ah, das scheint nur so! Heliade hat einen Willen — aber nur für große Hauptsachen, wie ich glaube."

„Und diese Schüchternheit ... dies Stillschweigen! ... Es ist wohl schön, wenn ein junges Mädchen recht zurückhaltend ist; aber das hat seine Grenzen!"

„Bedenke nur, wie vorsichtig sich Heliade ihrem Vater gegenüber äußern und benehmen mußte — und in welcher Schule sie nach seinem Tode war. Ist ein junges Mädchen dermaßen auf sich selbst angewiesen, so muß es bei Heliadens edlem Charakter schweigsam und in sich gekehrt werden. Sie ist wie eine Blume, über deren Knospe viel Sturm und Regen hingegangen ist, so daß sie sich noch nicht schönheitsfrisch entfalten konnte. Aber das wird kommen. Habe nur Geduld."

„Geduld ist nicht das rechte Wort, Magdalene! Ich brauche keine Geduld mit dem herrlichen Mädchen zu haben. Ich möchte sie nur gern glücklich und froh sehen."

„Wir wollen sie wie unsere Tochter behandeln; — dann wird sie mit ihrem zarten Herzen sich ge-

wiß sehr bald glücklich fühlen. Dir steht sie nah als die Enkelin Deines theuersten Freundes. Mir steht sie nah als das Kind eines Mannes, für den ich unaussprechlich viel gebetet habe — als das begnadete Kind, welches das Werkzeug seiner Seelenrettung war. Das sind freilich keine Bande des Blutes ... aber es sind die geheimnißvollen Bande der Gnade, welche die Hand Gottes mit besonderer Liebe webt." —

Und so wurde die arme, verlassene Heliade eine geliebte Tochter des Hauses. Und wie die Gräfin gesagt hatte, so geschah es: sie blühte auf wie eine Blume, die man aus der Schattenseite an die Sonnenseite verpflanzt.

Das Schloß war in seiner Anlage sehr alt, aber vom Grafen neu gebaut im normannisch-gothischen Styl, mit Erkern und Söllern, mit Thürmchen und Balcons, um überall weit und frei ausschauen zu können über Land und Meer. Es lag auf einer großen Fläche, die aber besser bebaut war und bessere Menschenwohnungen trug, als man zwischen irischem Torfmoor und Haidekraut zu finden gewöhnt ist. Eine schöne Kirche, ebenfalls ganz neu gebaut, mit Pfarr- und Schulhaus, lag eine Stunde vom Schloß und in der Mitte der Besitzung. Ihr schlanker Thurm, der das Kreuz hoch in die Lüfte hob, zog überall den Blick an und wies ihn gen Himmel.

Ein weitläuftiger, sehr gepflegter Park umgab das Schloß und dessen Nebengebäude. Die Bäume waren meistens Eichen, die, wegen der furchtbaren Stürme des atlantischen Oceans, minder hoch wie die deutschen, aber von ungemein kräftigem, malerisch zerzausten Wuchs und dem frischesten Grün sind. Hohe Eibischbäume, mit ihrem breiten und dunkeln Nadelgezweig, und Stechpalmen gruppirten sich um die Eichen. Aber auf Stellen, die gegen den Westwind geschützt waren, standen blühende Myrthenbüsche in freier Erde, denn die Luft ist weich und das Clima gelinde. Gegen das Meer zu fiel der Park plötzlich mit einer schroffen Felsenwand einige hundert Fuß tief ab, und da unten brandeten die ungeheuern Wellen zwischen Klippen, Felsblöcken und Steingerölle. Oben, unmittelbar am Felsenrand, war ein Pavillon im Styl einer kleinen Warte erbaut. Da breitete sich der unermeßliche Ocean grenzenlos aus, und ein eigenthümliches Gefühl von Alleinsein des Menschen mit Gott brachte dort auch das unruhigste Herz zu momentaner Ruhe.

Heliade bewohnte im Schloß ein hochgelegenes Erkerzimmer mit weiter Aussicht auf den Park und das Meer. Bisher war Florenz für sie das Ideal der Naturschönheit gewesen — vielleicht deshalb, weil sich die Erinnerung an ihre glückliche Kindheit damit verwebte; doch jetzt sagte sie:

„Ich fange an, diese Natur mit irischem Auge zu betrachten, und da entzückt sie mich.“

Eine solche Aeußerung aber entzückte den Grafen, während die Gräfin durch Heliadens tiefe Demuth oft bis zu Thränen gerührt ward. Heliade war so gar nicht verwöhnt, daß sie Ansprüche keinerlei Art machte und nur immer versicherte, wenn die Gräfin sie um kleine Wünsche bezüglich ihrer Wohnung, ihrer Kleidung befragte, eine gute Fee sorge für sie. Eines Morgens kam Lady Arran zu ihr und sagte:

„Heliade, Du wirst hier tausend kleine Bedürfnisse, wenn auch nicht für Deine Person, haben — denn für die sorge ich. Du wirst Almosen geben, Du wirst arme Kinder beschenken, Du wirst die Kirche schmücken wollen. Ich bringe Dir also Nadelgeld, denn die Kasse eines jungen Mädchens ist gewöhnlich leer — nicht wahr?“

„Wohl nicht ganz,“ sagte Heliade erröthend; „aber ich möchte gern das Geld behalten, das ich besitze.“

„Welch ein kleiner, seltsamer Einfall, Geld behalten zu wollen, da es doch nur etwas taugt, wenn man es gut auszugeben versteht,“ sagte die Gräfin lächelnd.

Heliade nahm aus einem Fach ihres Schreibtisches einen kleinen Geldbeutel und aus demselben zwei Goldstücke und sagte:

„Dies habe ich von der Baroneſſe für den letzten Monat bekommen und ich möchte es gern behalten, um mich daran zu erinnern, in welchen beſcheidenen Verhältniſſen ich gelebt und mir mein Brod verdient habe. Hier könnte ich das ſo leicht vergeſſen ... und dadurch weniger dankbar gegen Gott und meine Wohlthäter werden. Dies iſt die Erklärung meiner Liebhaberei gerade für dieſes Geld.“

„Nun, ſo behalte es,“ entgegnete Lady Arran, gerührt Heliade umarmend; — „doch glaube ich, daß Du auch ohne daſſelbe Dein dankbares Herz bewähren würdeſt.“

Heliade mußte ſogleich reiten lernen, um den Grafen auf ſeinen Streifzügen zu begleiten. Er beſuchte ſeine Pächter, er behandelte ſie menſchlich, er preßte nicht die Pacht bis zum letzten Heller aus, wenn der Mann irgendwie in Rückſtand war. Er riß ihm nicht die Hütte über dem Kopf ein und jagte ihn nicht weg ohne Kündigung und auf der Stelle, ſobald irgend eine kleine Differenz zwiſchen ihnen ſtattfand. Er war unbeſchreiblich geliebt — ſchon deshalb, weil er, wenn er nicht auf großen Reiſen war, immer auf Arran-Caſtle und zwiſchen ihnen Allen lebte.

„Nun ſind Eure Herrlichkeit Gott Dank wieder da,“ ſagte einer der älteſten Pächter, den der Graf

einmal besuchte; „nun ist der Sonntag wieder ein rechter Freudentag.“

„Und warum das?“ fragte der Graf, der sich nicht bewußt war, am Sonntag irgend etwas für den alten Mann gethan zu haben.

„Da kommt vom Schloß her der Wagen gefahren zum Hochamt und zur Vesper — und Eure Herrlichkeit und Mylady sind mit uns Allen vor dem Herrn der Heerschaaren und vor seinem Tabernakel vereinigt,“ war die Antwort.

„Wie schön, daß die Kirche uns Alle unter ihre Flügel nimmt,“ erwiderte der Graf.

„Und daß man hier zu Lande einen so hohen Werth darauf legt, sie zum wahren Mittelpunkt für Alle zu haben,“ setzte Heliade hinzu.

„Wenn Eure lieblichen Gnaden*) länger im Lande sein werden, so werden Sie schon sehen, daß der Ire in seiner Kirche Wurzel fassen muß, weil ihm kein anderer Boden gelassen ist,“ sagte der Alte.

Heliade fühlte sich mehr und mehr als eine O'Connor in diesem Lande, zwischen diesem Volk und bei ihren Wohlthätern. Sie lernte die irische Harfe spielen; sie trug, wenn sie bei schlechtem Wetter ausging, den rothen Mantel der irischen Frauen,

*) „Your lovely Honour“ — häufige Anrede des gemeinen Mannes Damen gegenüber.

und zog sie dessen Capuze über den Kopf, so strahlten ihre schönen celtischen Augen aus der rothen Umhüllung hervor wie ein Paar Abendsterne aus dem Abendroth. Sie war für Lord und Lady Arran zärtlich wie eine Tochter, aufmerksam wie eine Dienerin, demüthig wie ein Pflegekind. In der liebevollen Umgebung kam die frische Energie ihres Charakters zur Geltung und Lady Arran überließ ihr gern in tausend kleinen Vorkommenheiten des häuslichen Lebens bald die Initiative, bald die Ausführung.

„Ich kann gar nicht an den Augenblick denken, wo wir Heliade an Mistriß O'Connor zurückgeben müssen," sagte Lady Arran eines Tages zu ihrem Mann. „Mit ihr ist wieder die Jugend, die so lieblich ist, wenn sie unschuldig ist, auf Arran-Castle eingezogen — und wir haben in unsern alten einsamen Tagen ein Stückchen Frühling durch Heliade."

„Gott läßt den Wind warm wehen, wenn das Lamm geschoren ist — spricht die heilige Schrift," antwortete der Graf bewegt. „Das trifft für uns und für Heliade zu. Nachdem ihr und uns Alles genommen war, führt uns dieselbe Hand ersatzbietend zusammen. Und darum denke ich, daß wir zwar mit Heliade Rom und Mistriß O'Connor besuchen — aber auf die Dauer sie behalten werden. Ein solches Mädchen und später eine solche Frau können wir in Connaught brauchen."

„Sie wäre wirklich nicht auf ihrem Platz bei ihrer Großmutter — obſchon ich glaube, daß ſie auf jedem Platz vortrefflich ſein würde," ſagte Lady Arran. „Aber Miſtriß O'Connor hat ſich ihr Leben ſo eingerichtet, daß ſie die Enkelin in keiner Weiſe entbehrt, während Heliade in dieſer halb klöſterlichen Exiſtenz wohl nicht ihren Beruf findet."

„Das gebe Gott!" erwiderte der Graf; „ſie ſchaut mir zuweilen dermaßen über die Welt hinweg, daß mir ganz bange wird, ob ſie nicht etwa in ihrer Art den Weg einſchlägt, den unſere Söhne nahmen."

„In unſerm Krankenhauſe geht ſie den Schweſtern der Vorſehung zur Hand wie eine eifrige Novize und ihre Andacht zum allerheiligſten Altarsſacrament iſt oft ein rührender Vorwurf für mein altes, kaltes Herz" ... —

„Nein, Magdalene!" unterbrach der Graf ſie lebhaft, „Verleumdungen dulde ich nicht! Ein Herz wie das Deine wird nie alt und nie kalt."

Lady Arran's ſanftes Auge wurde noch ſanfter, als ſie ruhig fortfuhr:

„Und dennoch meine ich, daß Heliade nicht den Kloſterberuf habe, denn ſie betrachtet die Welt nicht als Etwas, wodurch ſie ſich ſtören laſſen dürfe in der großen Aufgabe ihrer Heiligung. Sie hat nie in ihren traurigen und verlaſſenen Tagen daran gedacht, ihre Zuflucht zum Kloſter zu nehmen, wie das

junge, fromme Seelen nicht selten thun, wenn sie sich in gedrückter Lage befinden. Sie hat immer den Kampf mit der Außenwelt und den Kampf mit sich selbst zugleich geführt."

„Ha, sie ist ein prächtiges Mädchen!" rief der Graf — „und dabei schön, wie nur eine Blume aus keltischem Stamm sein kann!... Und das betrifft auch Dich, Magdalene.... denn das Volk der Bretagne ist celtischen Ursprungs."

Am andern Morgen lagen auf dem Frühstückstisch, um den sich die Familie nach der heiligen Messe einfand, zwei Briefe mit breitem Trauerrand und schwarzem Siegel an die Adresse des Grafen, der sie rasch öffnete und überflog. Dann sagte er ernst:

„Fergus O'Connor ist todt."

„Und wie mag er gestorben sein!" rief die Gräfin.

„Ohne Zweifel wie er gelebt hat," versetzte der Graf und fügte zu Heliade sich wendend hinzu:

„Weißt Du, Heliade, daß Dein Großvater, Reginald O'Connor, einen Bruder hatte, der mit Apostasie die O'Connor'schen Güter bezahlte, welche vor vierzig Jahren, nach unserer unglücklichen Revolution, confiscirt wurden?"

„Meine Mutter erzählte es mir."

„Nun, mein Kind, eben dieser Fergus O'Connor war Dein armer Großonkel. Jetzt hat er Hab und Gut,

die er mit seinem Seelenheil erkaufte und die ihm so wenig Glück brachten, verlassen müssen. Er heirathete eine querköpfige Engländerin, lebte höchst unglücklich in kinderloser Ehe mit ihr und dann lange Jahre getrennt von ihr. Ich weiß nicht einmal, ob sie noch lebt. Er adoptirte einen entfernten anglikanischen Verwandten, Bryan O'Connor, und ich hörte, er habe dem jungen Mann in England eine sehr gute Erziehung zu Eaton geben und ihn dann in Oxford studiren lassen. In irgend einer Verbindung waren wir seit seiner Apostasie nicht mehr; darum wundert es mich, daß Bryan O'Connor mir nicht nur den Tod seines Adoptivvaters anzeigt, sondern in diesem zweiten Schreiben sagt, er zähle auf meine Erlaubniß, nach Arran-Castle kommen zu dürfen, und er werde morgen erscheinen. Ich kann ihm nicht einmal ablehnend schreiben! Der Brief würde sich mit ihm kreuzen .... und wir müssen ihn empfangen, Magdalene!"

„Ein unbegreiflicher Besuch!" sagte Lady Arran; „er scheint seines Adoptivvaters Jugendgeschichte gar nicht zu kennen und will nun dessen Jugendfreund aufsuchen — denn spätere Freunde mag der arme Fergus nicht gehabt haben."

„Aber jedes Kind in Irland hätte ihm sagen können, was die Jugendfreundschaft zerrissen hat," rief Lord Arran mit einer Lebhaftigkeit, welche deut-

lich verrieth, daß sein heftiger Charakter nur durch beständige Wachsamkeit gezügelt wurde. „Indessen ist nichts zu ändern," fügte er gelassen hinzu — „und der Sohn von Fergus O'Connor wird, wie jeder andere Gast, willkommen in Arran-Castle sein."

Und so geschah es. Am nächsten Abend kam Bryan O'Connor, ein junger Mann von sehr angenehmer äußerer Erscheinung und einer ruhigen, ernsten Haltung. Ohne der früheren Beziehungen seines Adoptivvaters zu erwähnen, sagte er, ihm sei ein Güterkauf in der Grafschaft Mayo angeboten und da er die Provinz Connaught nicht kenne: so wünsche er bei Lord Arran einige vorläufige Erkundigungen einzuziehen. Des Grafen wohlwollendes Antlitz konnte trotz aller Selbstbeherrschung eine leichte Verfinsterung nicht bemeistern. Das nordwestliche Irland, von der Galway-Bai bis zur Donegal-Bai, die Provinz Connaught, ist so recht das alte, katholische, celtische Irland. In den andern drei Provinzen ist die Bevölkerung gemischt mit englischen und schottischen Einwanderern, die theils von der englischen Regierung als Colonisten dahin geschickt wurden, theils auf ihre eigene Hand ihr Glück versuchten, da es für alle Akatholiken leicht war, den Grundbesitz zu erwerben, den kein Katholik bis vor kaum hundert Jahren erwerben durfte. Als der wüthendste religiös-politische Fanatismus in Cromwell seine Spitze und seinen

Protector fand, fiel er mit Feuer und Schwert über Irland her — und der Umzug, den damals die drei Reiter der Apokalypſe in Geſtalt eines Heeres von Republikanern und Independenten durch das grüne Erin hielten, hat ihm den gegenwärtigen Charakter von Oede und Deſolation aufgeprägt, eingeätzt. Mit ihrer Bibel in der einen und dem Schwert in der andern Hand, wurden Soldaten die Apoſtel der furchtbarſten, der blutigſten Glaubenstyrannei. Wer von der Kirche abfiel und zur Bibel griff, wurde belohnt; wer ſtandhaft blieb, wurde Anfangs niedergemetzelt oder als Sklav nach Amerika verkauft; — ſpäter in die Provinz Connaught getrieben, außerhalb welcher kein Katholik bei Todesſtrafe ſich finden laſſen ſollte. Auf dieſe Weiſe ließ Cromwell ſeine Protection auch den katholiſchen Iren angedeihen: er ſchlug ihnen vor, „zur Hölle zu fahren oder nach Connaught zu gehen“ — verſteht ſich mit Hinterlaſſung von Hab und Gut, von Hof und Haus. Daher iſt Connaught die ärmſte der vier Provinzen, welche einſt Königreiche in Irland waren; — aber ſie iſt am reinſten iriſch.

Für den Grafen von Arran war es ein Stich durch's Herz, daß ein Akatholik ſich in Connaught aufkaufen wollte. Er wußte, wie dieſe es trieben! ſie eröffneten Schulen und wieſen ihre Leute an, ihre Kinder dahin zu ſchicken. Geſchah es, ſo wur-

den sie belobt und belohnt und die armen Kinder gingen dann auch bald in das akatholische Bethaus. Geschah es nicht: so wurde eines Tages dem Vater das Dach über dem Kopf abgerissen und er mit den Seinen in's Elend gejagt.

„Warum bleiben Sie nicht lieber in Ihrer Provinz, Sir?" fragte der Graf. „Munster ist fruchtbarer dem Boden — und lieblicher der Natur nach, als unser armes, wildes Connaught; und Ländereien werden ja auch dort zu kaufen sein, denn nicht das Land ist rar in Erin, sondern die Leute."

„Besonders die rechten Leute," entgegnete Bryan.

„Wen nennen Sie so?" fragte der Graf.

„Die Grundbesitzer, die nicht in Irland leben und die ihre Pächter durch Verwaltungsagenten dermaßen bis auf's Blut aussaugen lassen, daß die Cultur des Bodens darunter leiden muß, während sie diese Einkünfte, an denen Schweiß und Blut klebt, in London vergeuden."

„Nun, das ist eine vernünftige, eine christliche Auffassung der Sache, Sir; aber ich sehe nicht ein, was das mit Connaught zu thun hat."

„Mein armer Vater hinterließ mir nicht nur seinen Güterbesitz, Mylord, sondern auch noch ein bedeutendes baares Vermögen. Ich wünschte es so anzulegen, daß es vortheilhaft für Viele sei — und deshalb zieht mich das arme Connaught an."

Sechs Augen ruhten mit inniger Theilnahme auf Bryan O'Connor, als er bewegt fortfuhr:

„Ich bin nicht immer so reich gewesen wie jetzt, Mylord. O nein! ich bin armer Leute Kind. Mein Vater war angestellt in dem Büreau eines großen Kohlenbergwerkes bei Shrewsbury — und als er starb, erhielt meine arme Mutter sich und mich durch Handarbeit. Sie war eben ihren Anstrengungen und einem Zehrfieber erlegen, als Fergus O'Connor Umfrage halten ließ nach Namensvettern, um denjenigen an Sohnesstatt anzunehmen, der ihm am Besten gefallen würde. Ob sich noch Andere meldeten, weiß ich nicht. Genug, er adoptirte mich. Aber die zwölf ersten Jahre meines Lebens werde ich nie vergessen, nie! und daraus entspringt mein Interesse für das arme, oft so schwer gedrückte Volk — und mein inniger Wunsch, diese Theilnahme praktisch zu machen."

„Für den guten Willen wird Gott Sie segnen, Sir," sagte Lady Arran liebreich — „und in unserm Connaught finden Sie ein enormes Feld, um ihn zu verwirklichen."

Die einfache Art, in welcher Bryan O'Connor von sich selbst sprach, machte auf Alle den besten Eindruck. Man vergaß gänzlich, daß man ihn nicht gern hatte kommen sehen und die Unterhaltung war leicht und ungezwungen. Als man sich trennte, sagte der Graf:

„Laſſen Sie ſich nicht ſtören, Sir, durch die Glocken, die Sie morgen früh hören werden. Man läutet zur Meſſe. Das Frühſtück iſt ſpäter.“

Bryan O'Connor verbeugte ſich und zog ſich zurück.

„Welch ein guter Geiſt hat Fergus O'Connor zur Adoption dieſes vortrefflichen jungen Mannes beſtimmt!“ rief Lady Arran.

„Bei dem Allen wünſchte ich dennoch, er bliebe dort, wo er zu Hauſe iſt,“ ſagte der Graf; „denn abgeſehen davon, daß es doch ſehr zweifelhaft iſt, wie er hier ſeine Wirkſamkeit unter katholiſchem Volk durchführen wird, erinnert er mich ſtets ſchmerzlich daran, daß ſein Vermögen im Grunde nicht ihm gehört, ſondern Deiner Mutter, Heliade, und Deinem Onkel, dem Dominicaner.“

„Mein Großvater verlor ſein Vermögen in Folge ſeiner Betheiligung an der Revolution,“ entgegnete Heliade; „dürfen ſeine Nachkommen Anſprüche daran erheben? und gibt die ſchreckliche Handlung meines Großonkels uns unſer Recht zurück? .... Nein! Bryan O'Connor beſitzt gewiß mit allem Recht das Vermögen und mein Onkel Reginald wird es ihm ſchwerlich ſtreitig machen.“

„Und Du, Heliade? Du, als die Erbin Deiner Mutter?“ fragte der Graf ſcherzend.

„O ich!“ rief ſie; — „ich kann mich gar nicht als

Beſitzerin eines Vermögens mir ſelbſt vorſtellen! Heliade und Reichthum — das paßt nicht zuſammen! in anderer Weiſe ſorgt Gott für mich."

„Ja, wie für die Lilien des Feldes, denen er ihre eigene Schönheit gibt," ſagte der Graf.

„Werde ich gelobt, ſo laufe ich davon," erwiderte Heliade, küßte die Hand ihrer Pflegeltern und lief fort.

„Wäre Bryan O'Connor katholiſch, ſo wüßte ich, was ich thäte, Magdalene," ſagte der Graf nach einer Pauſe. „Ich adoptirte Heliade ... und Arran und O'Connor würden ein Geſchlecht bilden!"

„Mir ſcheint die Adoption nicht im nothwendigen Zuſammenhang mit Bryan's Glauben zu ſtehen," entgegnete Lady Arran.

„Allerdings nicht! aber es wäre mir ein großer Troſt, daß dereinſt ein O'Connor Herr auf Arran-Caſtle würde ... da es kein Arran werden kann. Doch vor der Hand ſteht die Adoptionsidee auch noch keineswegs feſt in mir. Sie flog mir mehrmals ſchon durch den Sinn, weil Heliade uns ſo recht zu unſerem Troſt an's Herz gelegt iſt — und wurde heute Abend ganz lebhaft, weil dem armen Fergus der Adoptivſohn ſo ſehr geglückt iſt."

„Uebereile Dich nicht," ſagte Lady Arran bittend. „Heliade iſt erſt ſeit drei Monaten bei uns."

„Ja, ja!" verſetzte der Graf lächelnd; „aber ich,

Magdalene, ich bin achtundſechszig Jahr alt ... zwei Jahr älter als Fergus O'Connor. Da iſt es nicht weiſe, einen Plan, wenn er gut iſt, lange aufzuſchieben."

„Nur ſo lange, bis er gereift iſt," ſagte ſie mit der ſanften Gelaſſenheit, welcher der Graf nicht widerſtehen konnte.

Die Kapelle war der ſchönſte Raum im Schloß. Der Graf hatte auf ſeinen Reiſen die größten Koſtbarkeiten geſammelt, um die heilige Stätte zu ſchmücken. Aus Rom war der Altar von weißem Marmor mit Moſaikbildern ausgelegt. Aus Sevilla das Altargemälde, eine Kreuzigung Chriſti von Morales, zubenannt el divino — theils wegen der Schönheit ſeines Pinſels, theils weil er immer mit ſeinen Gedanken bei himmliſchen Dingen verweilte und nur heilige Gegenſtände malte. Aus Paris waren die Glasfenſter, die den hl. Patrik und die hl. Magdalene verherrlichten. Der Tabernakel, mit koſtbaren Steinen ausgelegt, hatte früher die Hauscapelle eines genueſiſchen Palaſtes geziert. Die heiligen Geräthſchaften, die Meßgewänder entſprachen dem Glanz der Umgebung. Man fühlte ſogleich, daß dieſe Kapelle das höchſte Kleinod der Schloßbeſitzer war. In ihrer Crypta war die Familiengruft; — da ruhte der älteſte Sohn des Hauſes, Patrik O'Connor und die Eltern ſchwankten, ob ſie Arthurs Aſche dem Boden der erſten Martyrer zu Rom entführen und ſie

dem Boden der spätern Martyrer in Irland übergeben sollten. Jeden Morgen um neun Uhr beging der Schloßcaplan, der bei diesem Heiligthum angestellt war, die Feier des heiligen Meßopfers.

Heliade pflegte eine halbe Stunde früher auf einer kleinen Emporbühne sich einzufinden und in stiller Betrachtung vor dem Allerheiligsten zu verweilen. Heute aber wurde sie unwillkürlich sehr gestört, denn bald nach ihr trat Bryan O'Connor unten ein, nahm Weihwasser, machte das Kreuzzeichen, eine Kniebeugung vor dem Sanctissimum und kniete dann in einer Bank nieder, so ruhig wie Jemand, der daran gewöhnt ist, diese Dinge zu thun. Heliadens Herz schlug höher vor Freude, daß der Sohn des Apostaten — ein Sohn der Kirche sei. Zuweilen schloß sie die Augen und öffnete sie dann wieder, um sich zu vergewissern, daß sie nicht träume; — und immer kniete Bryan ruhig auf demselben Platz. Nach und nach kamen die Leute zur Messe und die Kapelle füllte sich; aber Bryan ließ sich nicht stören. Die Messe begann und Bryan folgte ihr ganz als Katholik. Heliade warf einen freudestrahlenden Blick auf Lord und Lady Arran, die eben neben ihr eingetreten waren und nur durch die Heiligkeit der Stätte und des Augenblicks abgehalten wurden, ihr Frohlocken über diesen so ganz unerwarteten Anblick zu äußern. Er war also ein Glaubensbruder, dieser

junge Mann, ein ächter treuer Ire! was sein Vater schlimm gemacht, hatte er gut gemacht! Diese drei Menschen, die den katholischen Glauben wirklich für das hielten, was er ist — für den wahren und einzigen Führer der Seele zum ewigen Leben, kannten keine höhere Wonne, als eine Seele mehr auf diesem Wege zu sehen.

Als sie nach der Messe die Emporbühne verließen, die an Lady Arran's Zimmer stieß, umarmte Heliade die Gräfin und rief:

„Wie gut ist Gott!... ich habe während der ganzen Messe ein Tedeum über das andere gebetet."

Sie gingen zum Frühstück. Lord Arran eilte seinem Gast entgegen, führte ihn in den Saal und rief:

„Jetzt sage ich willkommen in Connaught! Tausendmal Gottwillkommen!"

„Willkommen in der Kirche!" sagten die Gräfin und Heliade.

„Also deshalb wollten Sie zu uns kommen?" rief Lord Arran gerührt. „Dem tiefbetrübten Jugendfreund Ihres armen Vaters wollten Sie diese namenlos frohe Ueberraschung machen? Gott vergelt's! Bryan O'Connor. Gottes Segen wird mit Ihnen sein, wie er mit Ihnen war."

„Was ist es doch für ein eigenthümlich wohlthuendes Gefühl," entgegnete Bryan, „eine solche Theilnahme zu finden, weil Gott mir gnädig war."

„Aber das ist doch ganz in der Ordnung, daß man sich für einen Liebling Gottes interessirt!“ rief Heliade.

Bryan hatte am vorigen Abend Heliade kaum beachtet. In ihrer schweigsamen, zurückhaltenden Weise mischte sie sich wenig in das Gespräch mit Fremden. Um so mehr überraschte ihn jetzt diese blendende, seelenvolle Schönheit. Es war, als habe das Marmorbild einer Psyche Leben bekommen.

„Wollen Sie sich denn wirklich in Connaught ankaufen?“ fragte Lady Arran.

„Gewiß!“ entgegnete Bryan. „Ich hörte von einem großen Güter-Complex, der zu verkaufen sei und möglicherweise in englische, akatholische Hände fallen könne; — dem wollte ich vorbeugen.“

„Was wird man in Oxford sagen,“ rief der Graf ungemein heiter, „wenn man erfährt, daß Sie zur Mutterkirche zurückkehrten!“

„In Oxford kann man sich darauf gefaßt machen, Mylord, daß ganz andere Leute als ich aus der anglicanischen Kirche ausscheiden werden.“

„Hatten Sie schon dort ein Interesse für den katholischen Glauben?“

„Ich muß es wohl immer gehabt haben, denn ich erinnere mich gar nicht, daß es in mir, so zu sagen, erwacht sei. Nur konnte es sich bei meiner Erziehung, bei meinen Studien nicht anders äußern, als

durch Vorliebe für katholische Charaktere und Geschichtsepochen, die ich jedoch kaum in Zusammenhang mit dem katholischen Glauben brachte. Als ich aber im vorigen Spätjahr nach Rom kam, galt mein erster Besuch den Catacomben, in denen P. Marchi*) mich umherführte. Wie es nun möglich ist, ein Christ zu sein und — wenn man Akatholik ist — durch die Catacomben nicht zur Mutterkirche geführt zu werden: das, ich gestehe es, wird mir ewig ein Räthsel bleiben. Daß der Ungläubige hinausgeht, wie er hereingegangen ist, frech und frivol nicht bloß die Offenbarung, sondern die Weltgeschichte, die sich auf ihr und durch sie seit achtzehn Jahrhunderten entwickelt, leugnend: das begreife ich. Der Ungläubige erniedrigt sich selbst zu einem Atom der Materie und muß folgerichtig jede übernatürliche Offenbarung leugnen, da sie vom Standpunkt des atomistischen Vielerlei's durchaus unfaßlich ist. Deshalb wittert er überall Priesterbetrug und Gaukelspiel. Aber der akatholische Christ, der an die Offenbarung glaubt, müßte, wie mir scheint, ein tiefes Verlangen haben, sich zu überzeugen, ob die Lehren, die seine Reformatoren ihm beibrachten, auch wirklich mit den altchristlichen übereinstimmen. Ob dies der Fall ist —

*) Aus der Gesellschaft Jesu, einer der gründlichsten und gelehrtesten Kenner und Durchforscher der Catacomben, der im Jahr 1858 gestorben ist.

davon kann er sich in den Catacomben überzeugen. Ihre Malereien, ihre Inschriften, ihre symbolischen Zeichen, ihre Einrichtungen, diese stummen und unwiderleglichen Zeugnisse für den alten Glauben werden ihn belehren, daß man vor dreihundert Jahren denselben seines Markes beraubt und nur die Schale übrig gelassen hat. Als ich in dieser Gräberwelt die bildliche Darstellung des geheimnißvollen Opfers — und immer wiederkehrend die Symbole der heiligen Eucharistie so vor meinen Augen sah, wie man vor sechszehn oder siebzehn Jahrhunderten an sie geglaubt hat — da sagte ich zu P. Marchi: Da ich ein gläubiger Christ sei, so wünsche ich nicht mit Bruchstücken der Offenbarung abgefunden zu werden, sondern ihren vollen Inhalt, all' ihre Dogmen anzunehmen — und könne das nur in der katholischen Kirche geschehen, so würde ich mich mit Freuden zu ihr bekennen. Ich wurde unterrichtet — und bin seit einigen Monaten Katholik."

„Was! ohne Kampf, ohne Schwertstreich der bösen Natur?" rief der Graf.

„Welch eine schöne, glückliche Seelenstimmung setzt das voraus," sagte Lady Arran hinzu.

„Die Wahrheit der katholischen Kirche strahlte mir dermaßen sonnenhell entgegen," sagte Bryan lächelnd, „daß die böse Natur sich in ihre tiefsten Schlupfwinkel flüchten mußte."

„In welchen Zorn wäre der arme Fergus gerathen, wenn er Ihren Schritt erfahren hätte," sagte der Graf.

„Davor habe ich ihn bewahrt, Mylord. Zu ändern war mein Schritt nicht mehr. Gott aber hat es so gefügt, daß gerade auf den Platz wieder ein katholischer O'Connor kommen mußte, was — nach menschlicher Berechnung — unmöglich war. Mein Verhältniß zu meinem armen Vater war überhaupt kein inniges, kein vertrauliches; — daß ich tüchtig lernen und ein ganzer Mann werden möge, war sein höchster Wunsch. Ich glaube diesen erfüllt zu haben, indem ich nach meiner tiefsten, auf Vernunft gestützten, durch Gnade erleuchteten Ueberzeugung handelte. Daß sie einen Gegenstand betraf, der ihm nicht homogen war, konnte mich betrüben, nicht behindern. Als ich vor drei Wochen auf die Nachricht von seinem Schlaganfall vom Continent herüber eilte, waren seine geistigen Fähigkeiten bereits gänzlich gelähmt und mit unaussprechlichem Schmerz sah ich ihn bewußtlos seiner letzten Stunde entgegen vegetiren."

Bryan wendete zufällig den Blick auf Heliade. Sie saß ruhig da mit niedergeschlagenen Augen, aber unter den langen dunkeln Wimpern drängte sich Thräne auf Thräne hervor.

„Mein Gott!" rief Bryan betroffen, „habe ich diesen Schmerz geweckt?"

„Heliade gedenkt ihres eigenen Vaters, der in ähnlicher Seelenverfassung lebte, aber in seinen letzten Tagen der Gnade Gehör gab," sagte Lady Arran.

„Das Fräulein wird besser als ich zu beten verstanden haben," entgegnete Bryan.

„Die Kirche nennt uns „das fromme Geschlecht," versetzte Lady Arran, das Gespräch von Heliade ablenkend; „da müssen wir doch etwas zu thun suchen, um das zu rechtfertigen."

„Jetzt reiten wir aus, mein Töchterchen und ich," sagte der Graf. „Sie reiten doch mit uns, Sir? Sie werden sehen, von welcher wilden Schönheit unsere zerrissene und zerklüftete Küste ist."

„Das ist sie auch bei uns in Munster," sagte Bryan. „Zuweilen kommt es mir vor wie ein Symbol für Irlands Schicksal — dies Meer, das wie mit Geierkrallen einzudringen sucht, aber nur zerreißt, nicht zerstört."

„Ja, Irland hält Stand!" rief der Graf stolz. „Die Geierkralle — oder vielmehr die Klaue des Leoparden greift ihm an's Herz heran: Irland leidet — aber es harrt aus."

„Irlands Wappen ist auch sein wahres Symbol," sagte Heliade: „die Harfe! Psalmen und Hymnen — das sind ihre Melodien — und sie strömen aus dem Glauben, der all das reißende Gethier der Welt besiegt."

„Sind Sie eine Irin?“ fragte Bryan erfreut.

„Mein Vater war ein Deutscher, meine Mutter war die Tochter von Reginald O'Connor — und in irischen Traditionen bin ich aufgewachsen,“ entgegnete Heliade unbefangen.

Bryan wechselte die Farbe. Der Graf bemerkte es und sagte freundlich:

„Das ist also eine Namensverwandtschaft! — Aber jetzt, Heliade, kleide Dich um! die Pferde werden gesattelt!“

Sie ritten durch den Park nach der kleinen Warte, die kühn wie ein Adlernest auf dem Felsenvorsprung schwebte. Dort war der Blick auf's Meer am schönsten; zur Rechten und Linken tauchte er in die Tiefe der schäumenden und brausenden Brandung hinein, die hier immer, wegen der vielen Riffe und Klippen, ungemein heftig war — während er, über die Meeresweite dahin schweifend, kein Land, keine Küste, keine Grenze fand. Dann ritten sie weiter am Felsenrand durch einen gelichteten Eichenhain. Das Rauschen der Wogen klang zu ihnen hinauf und der Seewind säuselte um die kräftigen Zweige der Eichen und durch das starke, smaragdfarbene Laub.

„Alle diese schönen Naturstimmen ertönen auch auf Irlands Harfen,“ sagte Heliade zum Grafen.

„Gewiß!“ rief er; — „die süße Liebe zum Vaterland nährt sich von Allem, was es uns bietet. Ja, die

tausend Einflüsse, die der Glaube, die Natur, die Tradition, das Schicksal der Heimath um unser Herz webt, bilden ihm die Vaterlandsliebe ein."

„Bei tausend kleinen Zügen wird sie wach," sagte Bryan; — „wenn ich bei den Ruinen am Rhein und Neckar Epheu sah, dachte ich an das immergrüne Irland."

Wohl eine Stunde ritten sie auf der Höhe; dann senkte sich allmälig die Felsenwand bis zum Gestade herab; und hier hörte die Meeresschönheit auf, denn hier hub eine Art von Chaos an, indem das Wasser und das zertrümmerte Gestein durcheinander gemischt war und weder den Eindruck von Meer, noch von festem Lande machte.

„In meiner Jugend," sagte der Graf, „war ich ein Waghals und fand großes Vergnügen daran, von einem dieser Steinblöcke auf den andern zu springen. Zur Zeit der Ebbe war es insofern nicht gefährlich, als ich mir bei einem Sturz nur Arm und Bein hätte brechen können. Zur Zeit der Fluth aber standen manche Blöcke tief unter Wasser und ich riskirte, vom Ufer abgeschnitten und von den Wellen mit fortgespült zu werden. Dennoch richtete ich diese Springerzüge, wie ich als eifriger Schachspieler sie nannte, immer so ein, daß ich nur gerade Zeit hatte, vor der steigenden Fluth das Ufer wieder zu erreichen.

„Warum iſt nur die Jugend ſo tollkühn?“ fragte Heliade.

„Weil ſie eben Jugend iſt, deren Selbſtvertrauen noch nicht im Kampf mit den Gefahren Schiffbruch gelitten hat,“ entgegnete der Graf.

Sie ritten nun landeinwärts über einen gewellten Boden, der mit rothem Haidekraut und goldgelbem Ginſter üppig bewachſen war, bis ſie an die cultivirte Region der Felder und zu einzelnen Weilern kamen, die nicht ſo vernachläſſigt ausſahen, wie es im Allgemeinen der Fall in Irland iſt.

„Wo der Menſch auf's Ungewiſſe lebt,“ ſagte Lord Arran, „da hat er keine Veranlaſſung, ſich behaglich einzurichten. Kommt nun gar die Armuth dazu, ſo ſinkt die Behaglichkeit der Exiſtenz unter Null herab und man verliert den Maßſtab für alle Bedürfniſſe des mittelmäßigſten Wohlſtandes. So lebt der Ire unter dem Joch ſeiner Peiniger. So haben die Eltern es von ihren Eltern gelernt und ſo lehren ſie es ihren Kindern. So lange wir die Leute füttern müſſen — und wie füttern! — die ſich anglikaniſche Geiſtlichkeit, Erzbiſchof, Biſchof, Dechant ꝛc. nennt: ſo lange frißt dieſe himmelſchreiende Ungerechtigkeit dem iriſchen Volk das Brod vor dem Munde weg und nimmt ihm die Luſt zur Arbeit. Und das iſt ganz in der Ordnung, denn der Menſch iſt darauf angewieſen, durch einen unverwüſtlichen Zug ſeiner

Natur zuerst für die Seinen zu sorgen. Weib und Kind und die eigenen Priester darben — die Diener der Häresie aber schwelgen zu sehen durch die Mittel, welche jenen gebühren — das nenne ich einem Volk den Haß einimpfen! Und die wunderreiche katholische Kirche thut eines ihrer größten Wunder, indem sie den Iren abhält, in beständiger offener, blutiger Revolte gegen seine Unterdrücker zu stehen. Denn wenn er es thäte ... wahrlich! so würde er nur das Recht der Selbstvertheidigung üben — und das ist erlaubt."

„Vielleicht soll das irische Volk einen größeren Antheil am Kreuze Christi haben, um Buße zu thun für Englands Abfall," sagte Heliade sanft.

„Wer weiß, ob Irlands Leiden nicht das Fundament zu Englands Bekehrung sein werden," setzte Bryan hinzu. „Je mehr Martyrer, desto mehr Christen, hieß es im ersten Christenthum. An Martyrern fehlt es hier nicht — wohl aber dem Anglikanismus an Christenthum, durch die Lehre der Vereinigung des geistlichen und weltlichen Oberhauptes in der Person des Monarchen. Mit diesem ganz heidnischen Prinzip muß das, was vom Christenthum übrig blieb, ganz allmälig auf solche Abwege gerathen, daß man sich in die alte Kirche wird zurückflüchten müssen, um es vollständig wiederzufinden."

„Sehen Sie," sagte der Graf zu Bryan, als sie

an der Pfarrkirche vorüber ritten, die bei einem größeren Dorfe lag; — „dieſe Kirche habe ich gebaut. Früher war es uns nicht erlaubt, Kirchen mit Thürmen und Glocken zu haben! das beleidigte Aug' und Ohr unſerer Unterdrücker. Und noch eine Generation früher durften wir auch keinen Gottesdienſt haben — wir! Irlands ureingeborene Katholiken! Der Anglikanismus, der im Vergleich zur katholiſchen Kirche von geſtern iſt, ſetzte auf den Kopf eines Prieſters und auf den Kopf eines Wolfes die Prämie von fünf Pfund. Sie ſind noch fremd in unſeren Verhältniſſen, Sir, fremder noch in unſeren Erinnerungen und Traditionen. Wenn Sie das Alles kennen werden, ſo werden Sie erſchauern vor dem Mysterium iniquitatis, das über dem katholiſchen Irland herrſcht. Der Schlüſſel dazu liegt in dem ſataniſchen Haß, den die Häreſie gegen die Kirche Gottes hat."

„Hier iſt viel gut zu machen und viel zu ſühnen," entgegnete Bryan, „und ich könnte Sie beneiden, Mylord, daß Sie und Ihre Vorfahren immer zu den Unterdrückten gehört haben."

„Selig ſind, die da Leid tragen, denn ſie ſollen getröſtet werden," erwiderte Lord Arran: — „die Verheißung hält uns aufrecht." — — —

Als der Abend die kleine Geſellſchaft wieder vereinigte, ſagte Lord Arran:

„Nun, Heliade, wo bleibt Deine Harfe?“

„Sie versteckt sich vor einem fremden Zuhörer,“ erwiderte Heliade erröthend.

„Kannst Du dich nicht so weit demüthigen,“ fragte Lord Arran scherzend, „um einen Fremden hören zu lassen, daß Du eine Anfängerin bist?“

„Wenn ich es auf Kosten seines Ohres thun darf ... dann sehr gern,“ erwiderte Heliade bereitwillig und nahm ihren Platz bei der Harfe.

Sie spielte nur irische Volksmelodien, Lieder, Kriegsgesänge, in denen sämmtlich eine klagende Sehnsucht, abwechselnd mit feuriger Begeisterung sich ausathmet — möchte man sagen, weil sie aus einer solchen Tiefe des Gefühls aufsteigen. Das war es gerade, was Lord Arran entzückte.

„So sind wir! ... genau so!“ sagte er zu Bryan. Wir sind kein berechnendes, kein reflectirendes und räsonnirendes Volk, sondern ganz Empfindung, ganz Hingebung, wenn unser Herz getroffen wird und sich aussprechen darf — wie in diesen Liedern.“

„Für diese Lieder ist das sehr gut,“ wendete Lady Arran lächelnd ein; „übrigens aber ist ein wenig Reflectiren keine ganz üble Sache, Mylord.“

„Da hören Sie die kalte Französin!“ sagte der Graf zu Bryan und küßte die Hand der Gräfin.

Bryan hörte aber nur sehr unvollkommen sowohl was Lord Arran, als was Lady Arran sagte. Er

war verloren in Heliadens Anblick und jene wunderbaren Jungfrauen der Vorzeit fielen ihm ein, jene Druidinnen, die ihre Jungfräulichkeit den Göttern weihten und um den Preis der irdischen Entsagung einen geheimnißvollen Zauber über die ganze Natur übten. Heliade war noch in leichter Halbtrauer; zu ihrem weißen Kleide trug sie Band und Echarpe von schwarz und weißem schottischen Taffet — und im Haar, gerade über der Stirn, trug sie eben heute einen Kranz von violetblühender Verbena, welche bei den Druiden eine geheiligte Pflanze war. Unter dem Kranz und unter der klaren Stirn blickte ihr großes, tiefes, schwarzblaues Auge über ihre Harfe hinweg, als wolle ihre Seele den Tönen nachziehen, welche durch die Saiten klangen. Wer ist dies Wesen? dachte Bryan; — warum sieht sie so wunderbar schön aus? Ist sie ein geschmücktes Opfer... ist sie eine Opferpriesterin? — Und sie ist die Enkelin von Reginald O'Connor ... und das, was jetzt mein Besitz ist, wäre der ihre ... wenn! — — Ein heißer Schmerz zuckte durch Bryan's Gedanken wie ein Dolchstich in sein Herz hinein. Aber dann dämmerte ein anderes „Wenn!" zart wie Morgenroth am tiefsten Horizont seines Herzens auf, und leise sprach Bryan zu sich selbst: „Ja gewiß! hier ist viel gut zu machen!"

Da er sehr musikalisch war und das Piano spielte,

ſo mußte er den Flügel, der ſeit Lord Arthur's Tod verſtummt war, wieder in's Leben rufen, und die Muſik blieb die Unterhaltung des Abends.

„Hörten Sie das Quartett der Torrigi, My-lady, die vor zwei Jahren einen muſikaliſchen Triumphzug durch England und Schottland hielten?“ fragte Bryan.

„Wir waren damals mit unſerm Arthur auf Reiſen,“ entgegnete ſie; „doch meine ich, mich aus den öffentlichen Blättern dieſes Namens zu entſinnen.“

„Es war der ſchönſte, der edelſte muſikaliſche Genuß, den ich — kirchliche Muſik abgerechnet — jemals hatte. Stellen Sie ſich die Meiſterwerke Haydn's, Mozart's, Beethoven's, von vier Paar Meiſterhänden einer und derſelben Familie ausgeführt, vor, die in einem Geiſt, mit einem Strich wie ein Mann ſpielten — das waren dieſe entzückenden Quartetts.“

„Und nicht wahr ... es waren Kinder dabei?“

„Ganz richtig! ein kleiner Knabe, ein halberwachſenes Mädchen; dann ein älteres — und ein junger Mann. Sehr merkwürdig war es auch, daß dieſe muſikaliſchen Torrigi's wie Pilze aus der Erde hervorſchoſſen. Der Vater, welcher der Director und Anführer der kleinen Geſellſchaft war, hatte im Frühling ſeine älteſte Tochter verloren, mit der er in London erwartet wurde. Troſtlos geht er nach Genua zurück, um, wo möglich, einen Erſatzmann zu finden;

und siehe da! er findet ihn in seinem eigenen Neffen, den er zuvor nie gesehen, ja kaum von ihm gewußt hatte. Möge die Tochter nun gewesen sein, wie sie wolle — Vollkommneres konnte sie gewiß nicht leisten, als dieser Mariano Torrigi auf seiner Amata."

„Auf seiner Amata!" rief Heliade.

„So nannte er seine Geige, die von der Arbeit des berühmten Violinvirtuosen Amati war," sagte Bryan.

„Wie sah er aus!" rief Heliade gespannt.

„Wer?" fragte Bryan erstaunt über diese lebhafte Theilnahme.

Lady Arran's verwunderter Blick gab Heliaden ihre Fassung zurück und sie erwiderte:

„Sah er auch so abentheuerlich aus, dieser Mariano Torrigi, wie die Bilder seines Landsmannes Paganini?"

„Durchaus nicht!" entgegnete Bryan; — „er sah mit seinen schwarzen Augen, besonders beim Spiel, höchst interessant, doch ganz einfach und natürlich, ohne Verzerrung durch Eitelkeit aus, und er hatte überhaupt Haltung und Benehmen, wie eine sehr gute Erziehung sie zu geben pflegen."

„Er ist's! ... So ist er!" seufzte Heliade im Stillen.

„Eigentlich ist's doch ein Jammer, daß solch ein junger Mann in der Welt umherzieht wie ein Zi-

geuner mit seinem musikalischen Instrument," sagte Lord Arran.

„Man kann sie freilich Zigeuner der Kunst nennen ... diese Virtuosen," sagte Bryan. „Aber so wie die Welt nun einmal ist, sind sie es doch, welche ihr auf ihrem Gebiet die edelsten Genüsse bieten. Hätten Sie ihn gehört, Mylord, den Mariano Torrigi, wenn er auf der Geige und die Antonia auf dem Violoncello Beethovens „Adelaïde" spielten, Sie ... gerade Sie mit Ihrem warmen Gefühl — Sie wären hingerissen von Bewunderung und Entzücken gewesen."

„Wie! ein junges Mädchen am Violoncello! — das ist ein starkes Gegenmittel gegen alles Entzücken ... ist das Widerspiel zu aller Grazie!" rief der Graf.

Und da Bryan das zugeben mußte, jedoch behauptete, man vergäße es, — Lady Arran aber auf ihres Mannes Seite trat, so blieb Heliade bei dem lebhaften Gespräch unbeachtet. Als sie die „Adelaïde" nennen hörte, da wußte sie, daß Peregrin — Mariano Torrigi sei. Wie in einem Blitz sah sie, daß die Zeit und die Umstände, die Bryan angab, genau mit Peregrin's Verschwinden — und die Beschreibung der äußern Erscheinung genau auf seine Persönlichkeit passe. Er ist's! jubelte — und seufzte ihr Herz. Er spielt hinreißend die Adelaïde!... O, er ist's!...

Die Beſchreibung ſeines Aeußern ... die Amata ... die Adelaïde ... Alles ſtimmt zuſammen ... Er iſt's! Er lebt! ... aber wo ... aber wie!

„Was iſt denn aus dieſer Künſtlerfamilie geworden, Sir? Exiſtirt ſie noch?" fragte zu Heliadens Freude Lady Arran.

„Gewiß! ... und in voller Blüthe der Berühmtheit. Amerika huldigt ihr mit wahnwitzigem Beifall und mit rationellem Golde."

„Geräth der Yankee in Begeiſterung," ſagte der Graf, „ſo ſprengt ſie ſogar ſeinen Geldkaſten und ſtimmt ihn verſchwenderiſch."

„Ja, es geht den Torrigi's, laut Zeitungsnachrichten, ſo gut, daß ſie, die ſchon anderthalb Jahre in Amerika ſind, noch mindeſtens ein Jahr dort bleiben werden."

„Und dann?" fragte Heliade.

„Wer kann das wiſſen, liebes Kind!" rief Lord Arran. „Vielleicht ſetzen ſie ihre Kunſtreiſen in Europa fort; vielleicht ziehen ſie ſich in's Privatleben zurück und verehelichen ſich mit goldreichen Bewunderern und mit muſikaliſchen Enthuſiaſtinnen."

„Ah!" ſagte Heliade.

„Ja, mein armes Kind, dergleichen geſchieht in der Welt ... ſo unglaublich es klingt," verſetzte Lord Arran.

Heliade ſchwieg. Der Abend verging ihr wie im

Halbſchlaf. Was ſie ſah, that und hörte, war mit einem leichten Schleier umhüllt und als ſie endlich allein in ihrem ſtillen Zimmer war, hielt ſie ihren Kopf mit beiden Händen feſt und ſeufzte halblaut: Graf Peregrin Gorm ... Mariano Torrigi ... ein reiſender Violinvirtuoſe ... eine und dieſelbe Perſon!! O, das iſt aber entſetzlich! der Schickſalswechſel geht über menſchliche Kraft hinaus! Wie wird er ihn tragen? ... in welcher verlockenden Umgebung, in welcher gefährlichen Welt lebt er ... immer von Weihrauchwolken der Bewunderung umgeben, die doch nur einer äußern Kunſtfertigkeit gelten — wie berauſchend muß das auf die Eitelkeit wirken! Kann ſeine gute, edle Natur ihr auf die Dauer widerſtehen? — O mein Gott! es wäre mir tröſtlicher, ihn durch ſein räthſelhaftes Schickſal in die demüthigſten Verhältniſſe, als auf dieſen glänzend gefährlichen Weg verſetzt zu ſehen.

Sie trat auf den Altan hinaus, der vor dem einen Fenſter ihres Zimmers luftig ſchwebte, und athmete die linde Kühlung der Sommernacht ein, die tiefdunkel, und nur von Myriaden von Sternen durchflimmert, über der dunkeln, träumenden Erde lag. Durch die Eichen des Parks ſäuſelte die weiche Seeluft und ſtoßweiſe ſtieg der Duft der blühenden Orangenbäume und des Heliotrops, die in Maſſen vor dem Perron des Schloſſes ſtanden, zu ihr her-

auf — während die Brandung des Meeres dumpf, tief und majeſtätiſch wie ein ernſter Glockenton durch die nächtliche Stille hallte.

Unten im Park ſtreifte noch Bryan O'Connor umher. Ihm war zu Sinn, als ſei dieſer Tag entſcheidungsſchwer für ſein ganzes Leben. Und warum ſollte ich dieſem Gefühl nicht nachgeben? fragte er ſich ſelbſt; — wie ſchön würde die Vergangenheit geſühnt, wenn die Liebe mit der Sühne zuſammenfiele. — — Er wollte morgen ſeine Reiſe fortſetzen. Lord Arran hatte ihn gebeten, ſeinen Rückweg wieder über Arran-Caſtle zu nehmen — ein Vorſchlag, den Bryan freudig annahm. — Alſo ich gehe morgen ... aber ich komme wieder! ſprach er zu ſich ſelbſt und wendete ſeine Schritte nach dem Schloß zurück, denn es ſchlug ſo eben Mitternacht. Einzelne Fenſter waren noch ſchwach erhellt; aber die große Fenſterthür da hoch oben hinter dem kleinen Altan war weit geöffnet und ein breiter Lichtſtrom quoll aus dem Zimmer heraus, und in dieſem Licht ſtand Heliade, groß und ſchlank, in ihrem weißen, ſchimmernden Kleide. Da ſtand ſie ſchwebend über den Blumen und unter den Sternen wie eine Sylphide, und Bryan ſchaute zu ihr hinauf mit der ſtillen Frage: Unerreichbar? — Sie aber blickte hinweg über ihn und über den Park und über das Meer und über die Welt, und ſuchte auf der andern Hemiſphäre eine geliebte Seele,

für welche sie zitterte. — Es war eine jener Nächte in der Mitte des Augustmonates, in denen die eigenthümliche Erscheinung der zahllosen Sternschnuppen stattfindet. In einigen Gegenden spricht das Volk: Wenn man in dem Augenblick, wo man eine Sternschnuppe fallen sieht, die Geistesgegenwart hat, einen Wunsch auszusprechen, so geht derselbe in Erfüllung. Als Heliadens Blick sich, müde vom Schauen durch Zeit und Raum, einen Ruhepunkt am Himmel suchte, da löste sich eine prachtvolle Sternschnuppe vom Firmament ab und sank groß und strahlend wie ein Stern in's Meer. Heliade faltete die Hände und sagte: „O Herr, gerettet laß mich ihn wiederfinden... gerettet für die Ewigkeit."

Sie trat vom Balkon zurück; das Fenster schloß sich, die Vorhänge bedeckten es — und es war Bryan zu Sinn, als spräche eine Stimme zu ihm: Unerreichbar! unerreichbar!

Jenſeits des Meeres.

In dem Salon eines eleganten Boarding-Hauſes in New-York befand ſich eine ſehr muntere Geſellſchaft — woraus man ſchließen darf, daß ſie nicht allein aus amerikaniſchen Elementen zuſammengeſetzt war. Der Mittelpunkt derſelben war eine ſchöne junge Dame, die ſich nicht im mindeſten verlegen fühlte, die einzige ihres Geſchlechts zwiſchen einem Dutzend Männern zu ſein. Sie war ungemein elegant gekleidet, das roſenfarbene Atlaskleid mit prächtigen Spitzen beſetzt, das rabenſchwarze Haar mit koſtbaren Nadeln aufgeſteckt, die Menge der Armbänder hemmend für die Bewegung der Hände, die zwar etwas groß, aber ſehr wohlgebildet waren. Die ganze Erſcheinung war nicht die einer Dame, war nicht, was der Engländer — unüberſetzbar — „ladylike“ nennt; ſondern war die eines Weſens, welches nur inſoweit, als es den Luxus und die Eitelkeiten betrifft, in die Sphäre der Dame gerathen

war. Sie lag mit der vollen Nachläſſigkeit der Amerikanerinnen auf einer Chaise longue, ſpielte abwechſelnd mit einem wunderſchönen chineſiſchen Fächer und mit einem immenſen Strauß der allerſeltenſten Blumen und rief plötzlich ſo laut und kräftig, daß es alle Männerſtimmen übertönte:

„Was ſind das für langweilige Geſpräche: X. iſt mit dem Dampfboot Plutus in die Luft geflogen! — Y. hat auf der Eiſenbahn den Hals gebrochen! — Z. hat — ich weiß nicht was für ein Glück oder Unglück gehabt! denn hier in dem Amerika ſehen ſich Glück und Unglück ähnlich wie Zwillingsbrüder.“

„Welche Verleumdung, Donna Antonia!“ ſagte einer der Herren; — „Glück iſt Reichthum, Unglück iſt Armuth. Sind das Zwillinge?“

„Reichthum beſitzen, genießen ... im Golde wühlen und ſchwelgen ... mit vollen Händen es wegwerfen, ja, das iſt Glück, d. h. eine Sorte Glück! — und eine gute Sorte!“ rief Antonia Torrigi. „Aber dieſe fürchterliche amerikaniſche Arbeit, um reich und überreich werden zu wollen, um im Alter, bei funfzig, ſechszig Jahren, wo aller Lebensgenuß erſtorben iſt, den Reichthum zu genießen — das iſt eine miſerable Sorte von Glück.“

„Es beſitzen nicht alle Sterbliche Donna Antonia's Zauberſtab! ſie winkt ... und das Gold liegt ihr zu Füßen. Unſereiner muß arbeiten, raſtlos, uner-

mündlich gespannt, ausdauernd, bis wir uns den Reichthum in einem Kampf auf Leben und Tod errungen haben."

„Ja, das ist eben das Langweilige hier zu Lande, daß überall der Blick auf die Reichthumsjagd fällt."

„Aber, meine schöne Donna Antonia, weshalb sind denn Sie hier?" fragte der junge Mann halb beleidigt, halb ironisch.

„Weil mein Vater mich hergeführt hat wie ein curios abgerichtetes wildes Thier," versetzte sie; „und weil es zum guten Virtuosenton gehört, Kunstreisen unter ungeheurem Applaus zu machen. Allein das Gefallen, welches man daran findet, nimmt täglich ab. Man wird älter!"

„Und wie alt sind Sie denn?" fragte er lächelnd.

„Achtzehn Jahr — und das ist den Jahren nach jung genug. Aber ich führe dies Leben nun schon seit meinem zehnten Jahr — und kann wohl behaupten, daß ich es herzlich satt habe."

„Wie kann eine junge Dame so gleichgültig gegen die Bewunderung sein, die man ihr zollt?"

„Wer sagt Ihnen, daß ich dagegen gleichgültig sei?" rief Antonia; — „kann man denn gar nicht bewundert werden, ohne immerfort am Violoncello zu sitzen? ... Und doch ist es noch das Beste, was man hier thun kann!"

Sie stand rasch von ihrer Chaise longue auf,

ging zu Mariano, der am andern Ende des Salons im Geſpräch war, und ſagte auf italieniſch:

„Laß uns Muſik machen! ich ſterbe vor Langeweile.“

„Biſt Du närriſch, Mädchen!“ fuhr ihr Vater ſie an. „Wenn wir anfangen, in unſerm eigenen Hauſe gratis zu ſpielen — ſo thun wir unſern Concerten Schaden.“

„Das glaub' ich nicht!“ verſetzte ſie gleichgültig und fügte bittend hinzu: „Komm', Marian, laß uns ſpielen ... die Adelaïde.“

Mariano begnügte ſich, eine ſchweigende Verneinung zu machen.

„Ich will aber ſpielen!“ brach Antonia aus; — „und gerade die Adelaïde! ... Wo iſt Ors' Anton? Er ſpielt ſie ſehr gut. Wo iſt Marietta?“

Sie ſchellte heftig und wiederholte dem eintretenden Diener die Frage, während der Vater rief:

„Biſt Du unſinnig geworden, Tota? ... Willſt Du uns ruiniren? ... Hat man je ſolche Tollheit erlebt!“

„Gönnen Sie uns doch dieſen Genuß und ſein Sie nicht minder großmüthig wie Donna Antonia,“ ſagte einer der Anweſenden.

„Herr, es iſt nicht mein Beruf, großmüthig zu ſein!“ fuhr Torrigi ihn an; — „ich habe für meine Kinder zu ſorgen durch öffentliche Concerte ... und dies tolle Mädchen ruinirt uns.“

Der Diener kam mit der Nachricht zurück, Donna Marietta laſſe ſich entſchuldigen und der Signorino liege bereits im tiefen Schlaf. Ohne ein Wort zu verlieren rauſchte Antonia in ihrem Atlaskleide aus dem Salon, und ehe man Zeit gehabt hatte, ſich zu beſinnen, was nun geſchehen werde, kam ſie zurück, mit Marietta an der Hand, und rief triumphirend ihrem Vater und Mariano zu:

„So! jetzt ſpielen wir die Adelaïde!“

Die fremden Herren applaudirten, die beiden Torrigi ſchwiegen, die Inſtrumente wurden geholt, geſtimmt und die Muſik begann. Es war eine Phantaſie über die Adelaïde, die Mariano für Violine und Cello componirt hatte; — aber ſo glücklich, daß Beethovens zauberſchöne Melodien nicht darin verloren gingen. Bei ihrem Inſtrument bekam Antonia einen edleren Ausdruck. Sie ſah ernſt und ſinnend, beinahe tragiſch aus, als ob der Genius, der in ihr war, ſich nun Platz mache über dem Chaos ihrer wilden, ungeordneten Natur. Die zarte, ſchüchterne Marietta mit den ſchwermüthigen Augen ſah neben Antonia aus wie ein kleiner, blaſſer Mond neben der ſtrahlenden Sonne; aber gerade dieſer ſcharfe Contraſt war für beide Mädchen vortheilhaft, hob bei einer Jeden die Eigenthümlichkeit hervor. Nur Eines hatten ſie gemeinſchaftlich; — und das war ein Zug von Traurigkeit, der ihnen ſelbſt un-

bewußt einer ſtummen Klage glich, welche ihre Seelen gegen ihr Schickſal erhoben.

Mitten im Spiel, als die Zuhörer athemlos vor Entzücken dieſer Sphärenmuſik lauſchten, ſchlug Antonia die Augen auf. Als ſie anfing zu ſpielen, hatte Mariano ihr gegenüber geſtanden. Jetzt war er nicht da. Ihr Blick überflog den Salon; — er war nicht da. Da warf ſie den Bogen fort, ſprang auf und eilte unter ſtrömenden Thränen aus dem Zimmer.

„Was fehlt ihr! warum weint ſie!“ riefen Alle erſchreckt durch das unerwartete Intermezzo.

„Sie iſt ſehr nervös,“ ſagte Marietta und folgte ihr.

„Da ſehen Sie, meine Herren, was ich für ein unglücklicher Vater bin!“ wehklagte Torrigi. „Dieſe Antonia iſt der größte Querkopf unter der Sonne — und jetzt wird ſie noch gar nervös und ſtatt ſich zu ſchonen, ſpielt ſie da, wo ſie es durchaus nicht nöthig hat. Wenn ſie mir nur nicht ſtirbt!“

„Sterben? ... das ſchöne, prächtigſchöne Mädchen! ... In voller Kraft und Jugendblüthe ſtirbt man nicht ſo leicht!“ rief man dem betrübten, egoiſtiſchen Vater zu.

„Es wäre auch allzu traurig, denn wir ſollen jetzt nach Mexico gehen. Was finge ich an ohne Antonia!“ —

So lebte die Familie Torrigi ſeit zwei Jahren

in den Vereinigten Staaten, welche ſie von Oſten nach Weſten und von Norden nach Süden durchkreuzt, und wo ſie überall goldene Beute gemacht hatte. Auch an Bewunderern fehlte es ihr nicht. Die Einen bewunderten die Kunſt, Andere die Künſtler, Andere die Perſonen ſelbſt — und noch Andere machten die allgemeine Bewunderung mit, als ſei ſie eine eben graſſirende Grippe. Tiefer muſikaliſcher Sinn, zartes Verſtändniß der Muſik — und beſonders dieſer Muſik, die ſich in der hohen Sphäre des Quartetts bewegt — kam ihnen unendlich ſelten entgegen. Und hätte dies Quartett nicht durch ſeine ungewöhnliche Zuſammenſetzung ungewöhnliche Theilnahme geweckt, ſo wäre das Furore der Begeiſterung, das von England herüber ſchallte, doch vielleicht etwas gedämpft jenſeits des Oceans fortgeſetzt worden. Aber jede einzelne Perſönlichkeit, Marietta vielleicht ausgenommen, war dazu gemacht, ſogar Amerikaner hinzureißen. Antonia hatte ſich zu einer impoſanten Schönheit entfaltet. Fehlte es ihren Zügen an Feinheit, ſo fehlte es ihr nicht an einem lebhaften Mienenſpiel und einem klugen Ausdruck, der mehr auf dem Inſtinkt, als auf der Bildung beruhte und ihrer ganzen Erſcheinung eine gewiſſe urſprüngliche Friſche verlieh. Sie war unerzogen. Sie blieb es; — und blieb es gern. Es war dies eine kleine Rache, die ſie dafür nahm, daß ſie bei

der Musik zu viel geschult und dressirt worden war. Uebrigens war sie auch sehr mit sich selbst zufrieden. Wie hätte sie es nicht sein sollen? Alle Welt war es ja! ... und auf deren Beifall war sie angewiesen. Marietta's zarte, schüchterne, stille Erscheinung war in allen Punkten Antonia's Gegensatz. So wie sie ihre Violine weglegte, hatte sie nur ein Bemühen: zu verschwinden, unbeachtet zu bleiben — und es gelang ihr, denn die Welt liebt es durchaus nicht, daß man kalt bei ihren Huldigungen bleibe, und Marietta war und blieb kalt. Der kleine Orso-Antonio, der nur gerade so viel Körper hatte, um dem Genius ein Erdenkleid zu geben, trug das Charakteristische des frühreifen Kindes, die vorwiegend geistige Entwickelung, seinem ganzen Wesen aufgeprägt; — während Mariano das hinreißende, das sympathische Element in dieser Gruppe war, weil er, wenigstens in der ersten Zeit, das ganze Feuer seiner Seele seinen Kunstproductionen einhauchte, in der Hoffnung, seine Zuhörer für die Liebe zum Idealen zu gewinnen. Gerade in dieser ersten Zeit, in England, schwebte er oft in großer Furcht, von irgend einem Bekannten aus seinem früheren Leben erkannt zu werden. Es geschah aber nicht; — sei es, daß er mit Niemand zusammentraf; sei es, daß die Bekannten sicher wußten, Peregrin Gorm sei nach dem Orient gereist; — und was hatte der mit Mariano Torrigi zu thun? — —

Um einige Abwechſelung in die Concerte zu bringen und durch den Ernſt der Quartette nicht zu ermüden, ließen ſich Antonia, Mariano und Ors' Anton auch allein auf ihren Inſtrumenten oder in Duos hören — und da bei ſolchen Muſikſtücken die Originalität mehr hervortreten kann, als im Quartett, ſo bot das der Bewunderung neuen Stoff.

Nach Außen hin war Alles vergoldet. Aber nach Innen? — — —

Mariano hatte ſich mit ganzer Energie in ſein neues Leben, in ſeinen Künſtlerberuf verſetzt. Die Kunſt ſollte ihm das Mittel werden, veredelnd auf die Menſchen zu wirken — ſo hoffte er. In dieſer Sphäre einer ganz idealen Schönheit wähnte er die Seelen feſtzuhalten und gegen allzu materielle Beſtrebungen wenigſtens etwas gleichgültiger ſtimmen zu können. Es war ihm nicht möglich zu leben ohne ein Streben, das über ſein Ich hinausging und ohne die Annahme, daß es auch in Andern rege ſei. Fand man ſich zu Gleichgeſinnten, oder entwickelte man ſich an und durch einander: ſo war ja ein Kern gefunden, der nach den verſchiedenſten Seiten hin bildend, wohlthuend, ſittigend auf die Zeit wirken mußte. Leider brachte er nicht in Anſchlag, daß dieſer Kern gleichſam in der Luft ſchwebe, wenn er nicht die Baſis feſter Prinzipien für die Richtung und das Ziel der Bildung habe. Durch das Schöne das

Gute zu fördern iſt ein ſehr löbliches, aber ſehr dehnbares Programm, ſobald die ganze Welt in dies Bündniß aufgenommen werden ſoll und jeder Einzelne Dasjenige das Gute nennt, was ihm genügen iſt, oder was ſeiner Anſchauungsweiſe gut erſcheint.

Zuerſt fand Mariano eine wirkliche Befriedigung darin, ſeinem Onkel von großem Nutzen und für deſſen Kinder eine Art von Beſchützer zu ſein. Weil der Vater ohne Mariano nicht fertig werden konnte, ſo hatte er große Rückſichten für denſelben — und nicht leicht ſchlug er deſſen Bitte oder Vorſtellung ab; und weil Mariano nichts für ſich begehrte, ſo benutzten das die Kinder und er mußte ihre Wünſche ausſprechen und deren Erfüllung bei dem Vater durchſetzen. Sie betrachteten ihn als ihren Schutzpatron und ihr Leben nahm eine viel freundlichere Färbung und einen leichteren Gang an. In der Atmoſphäre der Kunſt erwachte aber auch Mariano's Künſtlernatur mit ihren Licht- und Schattenſeiten. Die Glut der Empfindung — wenn ihr Feuer nicht vom Himmel ſtammt, und der Schwung des Gefühls, — wenn deſſen Flügelpaar nicht zum Himmel trägt: ach, ſie ſind gefährliche Gaben — und ſie ſind die Grundirung der Künſtler-Natur. Ohne dieſe vibrirende, electriſche Begeiſterung für das Ideal des Schönen iſt ſie gar nicht denkbar. Reflexion, Studium, techniſche Fertigkeit muß ſie in ſich hinein-

ſchmelzen, mit aller Kraft und aller Selbſtüberwindung; aber ohne jene Naphthaflamme, die aus den irdiſchen Weſenselementen hervorbricht, ſind jene drei dienenden Geiſter ohne Seele und, was die Kunſtleiſtung, die ſchaffende Phantaſie anbetrifft, auch ohne Macht.

Aber in jeder Macht liegt eine Gefahr für Den, der ſie beſitzt und übt: ſie gibt und ſteigert das Selbſtbewußtſein, ſie gibt und ſteigert die Herrſchſucht — und in Folge davon macht ſie den Mächtigen ſtolz und egoiſtiſch. Es gibt Ausnahmen, ja! aber *nur* da, wo die Seele, der irgend eine Macht zu Gebot ſteht, ſie dem Dienſt und der Ehre Gottes unterwirft. — Als Mariano noch Peregrin war, waren ſeine Eltern das maßgebende Ideal geweſen, dem er ſich gleichförmig zu machen ſtrebte. Er wollte ein vollkommener Gorm ſein und nichts thun, nichts unterlaſſen, wodurch dieſe Vollkommenheit getrübt worden wäre. Dieſer natürlich-edle Sinn wurde von den Verhältniſſen begünſtigt, indem er, als der ältere Sohn, die Hoffnungen ſeiner Eltern zuerſt zu erfüllen, dem jüngeren Bruder ein gutes Beiſpiel zu geben und inmitten ſeines Kreiſes eine Hauptſtimme zu führen hatte. Aber das hatte aufgehört! — Als Peregrin Mariano wurde, ſtand er für ſich allein auf dem platten und glatten Boden des Lebens und der Kreis der Liebe, der ihn bis dahin hebend, kräf-

tigend, ſchützend umgeben und ihm tauſend Verſuchungen fern gehalten, tauſend Kämpfe erleichtert hatte — war zerſtoben. Er war allein mit ſich ſelbſt. Weil er eine gute, edle Natur hatte, war er durchaus nicht ungläubig; aber auch ſein Glaube hing mit ſeinen früheren Verhältniſſen zuſammen: er hatte den Glauben des Gorm'ſchen Hauſes — er verabſcheute den Atheismus. Er war nie ein Jünger der Hegel'ſchen Philoſophie geweſen, welche damals in ihrer vollen tauben Blüthe ſtand; aber Schelling's Philoſophie war nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben. Die pantheiſtiſche Weltanſchauung hat etwas Blendendes und Verlockendes für ſolche Seelen, die ſich in der Wüſte des Rationalismus und im Schlamm des Materialismus nicht heimiſch fühlen und denen der Glaube an die chriſtliche Offenbarung, als an die abſolute Wahrheit, traurig fehlt. Einem poſitiven Dogma und Bekenntniß ſtand Mariano fern. Aber er hatte vortreffliche Grundſätze über Tugend und Ehre und eine großmüthige, wohlwollende Natur.

Im Anfang ſeiner neuen Laufbahn kam es ihm vor, als ſtecke er in dem Mariano Torrigi wie in einem Maskenkleide — und das erleichterte ihm ſein Auftreten vor dem Publikum umſomehr, als die Verzichtleiſtung auf pecuniären Vortheil zu Gunſten ſeines Onkels ihn in dieſer kleinen Selbſttäuſchung beſtärkte. Ueberdas gab er immer dort, wo ſich die

Familie länger aufhielt, er allein — ein Concert, und zwar ſtets zum Beſten der Armen, der Wohlthätigkeitsanſtalten; auf dieſe Weiſe förderte er, wenigſtens indirect, das Gute. Seine Uneigennützigkeit erwarb ihm Bewunderung auf einem andern Gebiet. In England, wo ſich das ſchöne Geſchlecht durch tauſend Formen von Geldſammlungen eifrig an Werken der Wohlthätigkeit betheiligt, war ein Concert von Mariano Torrigi zum Beſten ihrer armen Schützlinge ein Ziel, um welches Wettkämpfe ſtattfanden, indem ihn die Damen mit liebenswürdigen Billets beſtürmten, um ihn zu bewegen, gerade für jene Anſtalt großmüthig zu ſein, für welche eine Jede von ihnen ſich intereſſirte. Anfangs hatte der alte Torrigi mit ſtiller Verzweiflung Mariano's tolle Verſchwendung verwünſcht. Doch bald ſah er ein, daß er nicht dabei zu kurz komme, da Mariano ſein Violinconcert immer nur am Schluß eines Aufenthaltes gab, ja, daß Manche die Quartetts eifrig beſuchten, um deſto gewiſſer zu ſein, daß Mariano ſie mit einem Wohlthätigkeitsconcert belohnen werde.

In dieſem Leben der ungeheuern Aufregung, — immer einem entzückensberauſchten Publikum gegenüber, immer in geſpannteſter Aufmerkſamkeit auf die möglichſt vollkommene Leiſtung, immer in Verkehr mit Muſikern, mit Muſikfreunden, Muſikkennern, Muſikenthuſiaſten — konnte es nicht fehlen, daß

Mariano von der berauſchenden Atmoſphäre, in der er ſich bewegte, allmälig ergriffen wurde. Es war nicht mehr jene reine Freude an der Muſik und an ihrer vollkommenen Ausführung, die Peregrin gehabt hatte, wenn er im Gorm'ſchen Hauſe entweder allein oder mit auserleſenen Künſtlern oder Dilettanten die Werke der großen Meiſter der Muſik ausführte. Wohl wurde ihm auch dort Beifall und Bewunderung zu Theil; aber ſie äußern ſich ganz anders gegen den Dilettanten, als gegen den Künſtler von Profeſſion, den Virtuoſen, der — wenn er auch dem Publikum einen hohen muſikaliſchen Genuß bereiten, ſo doch ebenfalls Effect machen will. Der Zuhörer fühlt, daß bei einem ausgezeichneten Dilettanten — und gerade je ausgezeichneter er iſt! — die Perſönlichkeit hinter der Kunſt zurücktritt, und daß dadurch nicht die Bewunderung, aber der Ausdruck dafür, in Schranken zu halten iſt, welche dem Virtuoſen gegenüber wegfallen, weil er nicht ſelten durch ſeine Perſönlichkeit ſeine Kunſt frappanter und effectvoller macht. Nahm Peregrin ſeine Violine, ſo war ſie eben wirklich die Amata, der er ſeine Seele anvertraute und ſie ſüß harmoniſch von ihr zurückempfing; — und ob hundert Augen auf ihm ruhten oder kein einziges ... er bemerkte es nicht, er wußte es kaum, ſo gleichgültig war es ihm! — Trat aber Mariano mit ſeiner Violine vor das Publikum —

nicht gerade in den ersten Wochen, aber so wie er sich an seinen Virtuosenberuf gewöhnt hatte — blickte er auf diese fieberhafte Spannung, auf diese unruhige Erwartung, auf diese Symptome einer Exaltation, welche die krankhafte Richtung des Geschmacks in unsern gebildeten Tagen bezeichnet: so fragte er sich unwillkürlich: Kann ich diese Erwartung unerhörter Dinge befriedigen? übertreffen? — Und das mußte ihm gelingen, denn er bedurfte den Beifall. Sobald aber der Applaus — Bedürfniß ist, geht die reine, unbefangene Freude an der Kunstausübung verloren. Zuweilen fühlte Mariano das mit Schmerz, und wenn dann sein Auge diese Mosaik von Menschenköpfen überflog, sprach er zu sich selbst: Die wünschen nun Alle, von meiner Amata verdreht zu werden! Gut ... das soll geschehen! — Und dann überließ er sich seiner musikalischen Laune, und seine Capriccio's, seine Improvisationen, seine Phantasien thaten das, was er sich vorgenommen hatte und weckten einen Beifall, der ihrer Excentricität entsprach. Zuweilen freute und zuweilen ärgerte ihn das. Ist dies die Kunst mit ihrem erhabenen Ziel, die Seelen zu veredeln? fragte er sich selbst; — ist dies das Schöne, welches das Gute hervorlocken und pflegen soll? Kann man diesen Rausch noch Begeisterung nennen? Ist es nicht vielmehr schauspielerische Uebertreibung und — ich weiß nicht was für ein

Anflug von bachantiſcher Raſerei? — Dann nahm er ſich vor, dieſer excentriſchen Laune nicht mehr alle Zügel ſchießen zu laſſen, ſondern die Muſik wie einen Cultus zu üben. Doch bald gab es wieder Veranlaſſung, den Vorſatz aufzuheben, da die große Maſſe des Publikums gerade für ſeine möglichſt capriziöſen Phantaſien ſchwärmte.

Bei dem Allen hörte und ſah er viel, und nicht beſinnungslos ließ er ſich vom breiten Strom der Welt treiben. Heliadens idealiſches Bild ſtand noch in ſeiner Seele; da es aber mit keiner Hoffnung verbunden war, ſo ſtand es, wie die Götterbilder in den altegyptiſchen Tempeln, in der allerinnerſten, dunkeln Zelle. Sie war ihm verloren, aber nicht vergeſſen und unter ihrer Inſpiration componirte er die Phantaſie über Heliadens Lieblingslied, über Beethovens Adelaïde, die zugleich Heliadens und Beethovens würdig war und die er mit Antonia auf's Sorgfältigſte einübte und nicht in jedem Concert hören ließ. An ſeine Zukunft dachte Mariano gar nicht. Der ungeheure Wechſel ſeines Schickſals hatte ihn mißtrauiſch gegen alle Zukunftspläne gemacht. Während eines Jahres wollte er ſeinem Onkel redlich dienen.

„Für Lia oder Rahel?“ fragte Torrigi einmal.

„Für keine von Beiden!“ rief Mariano. „Der

Künſtler darf ſich mit den Feſſeln der Häuslichkeit nicht belaſten.“

„Braviſſimo, mein Sohn!“ jubelte Torrigi; — „Du bleibſt bei uns! da haſt Du deine Freiheit.“

„Das iſt noch nicht ausgemacht, Onkel! ich will auch meine Freiheit haben, was das Kommen und Gehen betrifft.“

„Nun ja, mein Sohn!.... Später, das verſteht ſich von ſelbſt, wird auch das kommen! — Doch vor der Hand denkſt Du doch gewiß nicht daran, Dich von Deinem geplagten Onkel zu trennen. Und ſieh' nur, welche außerordentliche Fortſchritte die Kinder machen, ſeitdem ſie Dich hören und mit Dir ſpielen. Ors' Anton iſt ganz aufgelebt, ganz kräftig geworden ... Nicht wahr, das freut Dich! Du wirſt nicht ſo grauſam ſein, mir allein die Sorge für die Kinder aufzubürden, da Du doch ſo glücklich biſt, keine zu haben.“

Torrigi hatte Recht: die Kinder machten große Fortſchritte. Ihr Spiel wurde ſeelenvoller, eigenthümlicher, charakteriſtiſcher.

„Wenn es nicht mein Handwerk wäre, ſo wäre es eine Götterwonne, das Violoncello zu ſpielen!“ ſagte Antonia.

Dennoch gewöhnte ſie ſich jetzt ſehr ſchnell an die Huldigungen, die ihr Handwerk, wie ſie es nannte, ihr eintrug. Sie wurde auch ſchön in ihrer Art.

Besonders Abends bei vielem Licht, im eleganten Anzug war sie mit ihrem rabenschwarzen Haar, ihrem feurigen Auge, ihrem lebhaften Mienenspiel, ihrem schönen gemuesischen blaßgelben Teint, ihrer stolzen Haltung — eine glänzende Erscheinung, die den Triumph herausforderte. Sie that das mit großer Unbefangenheit und man fand diese Naivetät bei ihrer Schönheit und ihrer eminenten Kunstfertigkeit höchst liebenswürdig. Es hing zusammen mit ihrer derben Natürlichkeit, unter deren Einfluß sich auch ihr Verstand entwickelte, der ihr im Verkehr mit so vielen Menschen der verschiedensten Art und Richtung gute Dienste leistete. Für geistige Bildung hatte sie keinen Sinn und Alles, was nur entfernt an Studium erinnerte, war ihr unerträglich. Als Mariano ihr einmal rieth, ein Buch über Geographie in die Hand zu nehmen, erwiderte sie:

„Wozu soll ich eine Erdbeschreibung lesen? ich lerne die Erde hinreichend kennen, indem ich sie bereise. Das ist genug für mich. Ich habe von Kindesbeinen an so viel studiren müssen — freilich nichts Anderes als Musik! — daß ich jedes Studiums überdrüssig geworden bin."

„Es müßte eine Abwechselung, eine Erholung für Dich sein, sollt' ich meinen ... einmal etwas ganz Anderes zu denken, als ewig Musik!" sagte Mariano.

„O Du darfſt mir glauben, daß ich meine Gedanken wahrhaftig nicht länger, als nöthig iſt, bei der Muſik verweilen laſſe! . . . Aber dann denke ich an angenehme Dinge und nicht an Deine langweilige Geographie, Marian! . . . Die iſt gut für Kinder! Ors' Anton mag ſie lernen! . . . . nicht ich."

„Und was ſind denn das für angenehme Dinge, an welche Du denkſt?" fragte er lächelnd.

„Hauptſächlich an die wunderſchönen Toiletten der Damen und an die Complimente, welche die Herrn mir machen. Es iſt wohl nur fades Geſchwätz und übertriebene Schmeichelei . . . aber es klingt doch gar ſüß im Ohr . . . und wer weiß im Grunde, ob es übertrieben iſt."

„Nimm nur all dieſe ſüßen Worte leicht, Antonia, und vergiß nicht, daß ſie genau ſo . . . morgen einer Primadonna — übermorgen einer Tänzerin geſagt werden — und daß Ihr alle Drei über einer Kunſtreiterin vergeſſen werdet."

„Aber, Marian, welche Verläumdung! es macht mir ungeheuern Spaß, in Paris Franconi's — und hier Aſtley's Circus zu beſuchen, aber von Pferden und Reitern bis zu unſerm Quartett iſt und bleibt denn doch ein himmelweiter Unterſchied!" rief Antonia ſtolz und faſt beleidigt.

„Wenn die Complimente, welche man Dir macht, nur Deinem Spiel gelten würden, ſo hätteſt Du

Recht, meine arme Antonia. Gelten sie jedoch Deiner Person, so bleibe ich bei meiner Behauptung."

„Und zuweilen denke ich, daß ich eigentlich recht unglücklich bin und gern glücklich sein möchte!" sagte Antonia plötzlich.

„Diesen Wunsch theilst Du mit allen Menschen," rief Mariano lachend; — „glücklich will Jeder werden; das liegt in unserer Natur. Es kommt nur darauf an, was man unter Glück versteht und wie man es erlangen will."

„Ja, das weiß ich nicht," erwiderte Antonia; „doch dies weiß ich: so wie unser Leben jetzt ist, bin ich gar nicht glücklich — und es ist doch jetzt schon viel besser, seitdem Du bei uns bist. Manchmal muß ich weinen ohne Ursache, gerade wenn ich recht lustig gewesen, recht bewundert worden bin. Daraus sehe ich dann, daß das Alles nicht wahres Glück ist; denn das wahre Glück macht zufrieden, nicht wahr?"

Der arme Mariano konnte ihr nichts Anderes geben, als das, was er selbst hatte. Jene Zufriedenheit, welche in der Vereinigung mit dem Willen Gottes das wahre Glück sieht und welche auf's Innigste mit dem übernatürlichen Glauben der Offenbarung zusammenhängt — kannte er nicht. Er antwortete:

„Ob der Mensch zufrieden sein kann, Antonia, das ist wohl sehr die Frage. Wir sind aus lauter

Bruchstücken zusammengesetzt . . . . . aus Seele und Sinnen, aus Leib und Geist; dazu die tausend fremden Bruchstücke, die von Außen, durch Welt und Schicksal, durch Menschen und Verhältnisse auf uns einstürmen; — da ist es schwer zu fassen, wie aus diesem chaotischen Zustand die Zufriedenheit, diese weiße Taube mit dem Oelzweig auffliegen und sich in unserer kleinen Lebensarche ein Nest bauen sollte."

Antonia sah ihn fragend und traurig an. Er setzte rasch hinzu:

„Die Hauptsache bleibt immer die, daß wir nichts Böses thun, Antonia! das gibt auch eine Art von Zufriedenheit."

„Eine Art! eine Art!" rief sie ungeduldig; — „wer kann sich damit begnügen! ich nicht!"

Ihren Vater fürchtete sie durchaus nicht mehr.

„Wir verdienen das Geld," sagte sie zu Marietta; „wir können einen Theil davon ausgeben."

Dann kaufte sie schöne Stoffe, Hüte und Bänder und ließ die Rechnung dem Vater einhändigen. Seine Vorwürfe hörte sie mit kaltem Trotz an und sagte:

„Wir müssen passend gekleidet sein."

„Eben darum!" rief Torrigi wüthend, in jeder Hand eine Rechnung haltend; — „passend für junge Mädchen ist ein weißes Kleid, ein buntes Band.

Aber dieſe ſchweren ſeidnen Stoffe ſind eine wahre Lächerlichkeit in Eurem Alter.“

„Sind aber viel ſchöner und viel kleidſamer,“ entgegnete Antonia — „und machen uns mehr Spaß.“

„Undankbare Geſchöpfe!“ rief er außer ſich; „habt Ihr nicht Spaß genug? Macht Ihr nicht Landparthieen? geht Ihr nicht in's Schauſpiel? fahrt Ihr nicht in Hydepark umher, als ob Ihr Mylady's wärt? Glaubt Ihr, daß mir das Spaß macht? — Nicht den mindeſten — das verſichere ich Euch!.... Nur Euch zu Liebe thue ich es.“

„Nun gut, Vater! darum wirſt Du uns auch ſchöne Kleider geben.“

Dabei blieb Antonia. Marietta hätte mit Freuden auf all die Herrlichkeiten und all die Vergnügungen verzichtet. Mußte ſie „ihr Handwerk“ treiben, wie Antonia es nannte, ſo war ſie demſelben noch viel mehr abgeneigt, weil ſie an dem äußern Glanz nicht das Gefallen fand, welches Antonia hatte. Marietta wuchs zu einem ſehr hübſchen Mädchen heran; aber ſie war ſo ernſt, ſo ſtill, ſo in ſich gekehrt, daß man ſich unwillkürlich von ihr entfernte und alle Huldigungen zu Antonia's Füßen niederlegte. Sprach man mit ihr, äußerte man gegen ſie ein Lob, ſo antwortete ſie mit höflicher Freundlichkeit, ohne je das Geſpräch über dieſe Grenze hinaus fortzuſetzen. Gern hätte ſie ſich auf's Einfachſte gekleidet,

gern sich von aller Gesellschaft fern gehalten; doch das erlaubte Antonia nicht, die in ihrer natürlichen Gutmüthigkeit darauf bestand, alle Freuden und Erholungen mit Marietta zu theilen, deren Eingezogenheit ihr lediglich als Furcht vor dem Vater erschien, obschon Marietta tausendmal versicherte, es sei eben ihr Geschmack. Dazu schüttelte Antonia bedenklich den Kopf und entgegnete, eine solche melancholische Stimmung sei Krankheit, welche nicht überhand nehmen dürfe; — und wie ihrem Vater die Kleiderrechnungen, so octroyirte sie Marietten die Kleider, den Besuch des Schauspiels und Alles, was ihr selbst Vergnügen machte. Mariano hatte keine große Theilnahme für Marietta, die er immer nur „das stille Kind" nannte. Doch bemerkte er wohl, daß sie aufhorche, wenn einmal ein ernstes Gespräch aufkam — mochte es die Kunst oder einen andern Gegenstand betreffen und daß sie dann wohl sogar irgendwie Fragen zu thun wägte. Sein Leben war aber viel zu zerstreut und von allen Seiten in Anspruch genommen, als daß irgend eine Persönlichkeit ihn besonders hätte interessiren können. Aber der veredelnde Einfluß der Kunst auf die Menschen — wo blieb er? — wie äußerte er sich? — Schon bei seiner Kunstreise durch England, also im ersten Jahr seiner Laufbahn, mußte er sich eingestehen, daß bei solcher Virtuosen-Existenz davon gar nicht die Rede sein könne.

Als diese Reise gemacht war und die Familie Torrigi nach London zurückkam, um sich von dort aus in Southampton nach Amerika einzuschiffen, gaben ihr einige junge Männer ein Abschiedsdiner in Richmond und einer der Herren sagte zu Mariano:

„Nun wie steht's, Sie neuer Orpheus! Sie waren ja in Irland! Haben Sie dort die wilden Bestien in die Civilisation hineingezaubert?"

„Von Irland kann ich nichts sagen," entgegnete Mariano etwas scharf; — „daß es mir aber nicht in Sheffield geglückt ist, muß ich eingestehen, denn während unseres dortigen Aufenthaltes fielen zwei Mordthaten und verschiedene andere Unthaten vor."

Der junge Mann war der Sohn eines ungeheuer reichen Fabrikbesitzers in Sheffield, welches ebenso berühmt durch seine Stahlarbeiten, als berüchtigt durch eine verwilderte Arbeiterbevölkerung ist.

„Man geht dort so viel mit Messern und schneidenden Werkzeugen um," entgegnete er gleichmüthig, „daß ihr Gebrauch etwas mißbraucht wird."

„Ich habe aber in Irland einen Mann kennen gelernt," sagte Mariano, „der die Orpheusrolle etwas gründlicher spielt als ich."

„Wer ist das? Wer kann das sein?" riefen Alle.

„Das ist der Pater Matthew in Cork, meine Herren!"

Ein schallendes Gelächter, unterbrochen von dem Ausruf:

„Der Mäßigkeitsapostel! — — Sind Sie ein Tea-totaler geworden?“ — erklang von allen Seiten.

„Ja,“ sagte Mariano, „ich habe den Mann kennen gelernt, der die Axt an die Wurzel legt, um ein Laster auszurotten, welches das Verderben eines Volkes ist — und der an diese Arbeit seine ganze Existenz — Zeit, Thätigkeit, Interesse, Gesundheit und Leben setzt. Ein so uneigennütziges Opfer von jeder Stunde und von dem ganzen Dasein hat mich mit ungeheurem Respect für den Mann erfüllt — und unter den interessanten Persönlichkeiten, die ich in Albions drei Königreichen so glücklich war kennen zu lernen, nimmt er vielleicht den ersten Platz ein.“

„Dies „Vielleicht“ läßt auch noch Andern die Hoffnung, glückliche Rivale eines Franziscanermönches zu sein! Sie sind großmüthig, Don Mariano!“

„Ich spreche so, wie ich die Sache betrachte, Sir. Ich finde es größer, einen Menschen vom sittlichen, als vom leiblichen Elend zu retten. Dieses erfordert nur ein Stück Brod, welches der Eine gibt und der Andere verzehrt; Jenes — eine ungeheure Willenskraft auf beiden Seiten.“

„Glauben Sie wirklich, daß Ihr Heros das Whiskyberauschte Irland ernüchtern werde?“

„Die statistischen Angaben beweisen schon jetzt,

nach wenig Jahren, daß der Branntwein-Consum in Irland abnimmt. Läßt die gegenwärtige Generation allmälig vom Trunk ab, so ist ihm die nächste schon von selbst entfremdet — und dies Laster würde dann wohl nicht häufiger in Irland, als überhaupt im nördlichen Europa — und vielleicht seltener als hier in London vorkommen, wo Sie in den Sonntagsnächten ganze Trupps von Schwerberauschten, Weiber und Kinder inbegriffen, aus den Gin-shops hervortaumeln sehen."

„Aber, Don Mariano, warum studiren Sie denn auch so genau die Nachtseite von London's Nächten?"

„Weil es meine alte Marotte ist, für Alles, was menschliches Elend ist, physisches und moralisches, eine namenlose Theilnahme zu haben. Und eben deshalb sind meine Sympathien so stark für solche Männer, wie Pater Matthew, die sich nicht, gleich mir, mit unfruchtbarer Betrachtung des Uebels beschäftigen, sondern praktisch Hand anlegen, um es auszurotten oder wenigstens zu lindern."

„Gehören Sie nicht einer Gesellschaft, einer Verbindung ... oder wie ich es nennen soll! an, deren Zweck es ist, gerade die Uebel, von denen Sie sprechen, theils durch materielle Unterstützung, theils durch Aufklärung und Belehrung zu mindern?" fragte ihn ein junger Mann halblaut, der auf der andern Seite neben Mariano saß.

„Ich weiß, daß es ſolche Vereine gibt; doch hatte ich früher keine Gelegenheit, ſie kennen zu lernen und jetzt hindert mich mein wanderndes Leben daran.“

„Den Verein, den ich meine, finden Sie überall, hier auf engliſchem Boden ſo gut wie auf dem Continent oder in Amerika, und ich wundere mich, daß Sie mit Ihrem Intereſſe für Menſchenwohl und Menſchenbildung, mit Ihrem offenen Sinn für Alles, was die Humanität betrifft, ihm bisher fremd bleiben konnten.“

„Ah, Ihr Verein iſt die Loge! nicht wahr, Sir ... iſt die Freimaurerei?“ rief Mariano. „Nein! der Verein, der das Tageslicht ſcheut, kann unmöglich anziehend für einen vernünftigen Menſchen ſein; denn eine ſolche Geheimnißkrämerei iſt entweder lächerlich, wenn nichts dahinter ſteckt als ein wenig Wohlthätigkeit — oder verächtlich, wenn die zur Schau getragene Maske der Humanität ein Treiben verbirgt, welches den Tag ſcheut.“

„Das unſchuldige Geheimniß, womit ſich die Loge umgibt, iſt nun einmal ihre äußere Form und da die edelſten und beſten Männer ihr angehören, ſo iſt das eine Garantie für ihre Vortrefflichkeit.“

„Ah ja! die edelſten und beſten Männer!“ entgegnete Mariano lachend; — „kennen Sie auch dieſe Phraſe? ſie ſcheint ſtereotyp für die Bezeichnung der Logenbrüder untereinander zu ſein. Ob aber Die-

jenigen, die außerhalb der Loge stehen, derselben Ansicht sind — ist wohl sehr zweifelhaft."

„Hat man in Deutschland Vorurtheile gegen die Loge?" fragte der junge Mann höchst erstaunt.

„Nein, Sir, durchaus nicht! sondern es steht so: die Einen haben ein Urtheil, und die Andern haben kein Urtheil über sie. Die ganze Welt der halben Bildung, deren Charakterzug durchgehends Aufgeblasenheit und Oberflächlichkeit ist — ist ein geborener Logenbruder. (Ich spreche von Deutschland, Sir, nicht von England.) Also ist da kein Urtheil. Man taumelt in die Humanität und Brüderlichkeit hinein, wie der Nachtschmetterling in die Flamme der Kerze — weil er die Sonne nicht sieht."

„Was nennen Sie die Sonne?" fragte der Engländer gelassen.

„Die Wahrheit."

„Aber wo ist die Wahrheit? ... die absolute?"

Auf diese Frage wußte Mariano nichts Anderes zu erwidern als:

„Es ist leichter zu sagen, wo sie nicht ist: nämlich bei allem Treiben, welches sich der Oeffentlichkeit entzieht."

Oh! das ist aber zu niedrig gegriffen für die absolute Wahrheit, Don Mariano! die ersten Christen entzogen ihre Versammlungen und ihre Lehren ebenfalls der Oeffentlichkeit. Die Loge setzt ihr Werk fort."

„Nein, Sir, das thut sie nicht .... sondern genau das Gegentheil!“ sagte ein junger Mann, dessen ernster beobachtender Ausdruck seine jugendlichen Züge sehr angenehm machte und der Mariano gegenüber saß.

„Wie so ... das Gegentheil?“ rief der Logenbruder.

„Die ersten Christen weckten, verbreiteten und pflegten in der Unterdrückung, die der heidnische Staat auf sie wälzte, in aller Stille den Glauben an die göttliche Offenbarung durch den Sohn Gottes; — die Loge kennt kein höheres Ziel, als diesen Glauben zu zerstören.“

„Woher wissen Sie das? das kann Verleumdung sein!“

„Ich weiß es daher, weil die katholische Kirche den Freimaurer excommunicirt, d. h. die Erklärung abgibt, der Freimaurer schließe sich selbst freiwillig von ihrer Gemeinschaft aus, indem er sich der Loge anschließt: das ist ein sicheres Zeichen, daß die Grundsätze, welche in der Loge gelten, dem christlichen Dogma feindlich sind.“

„Was kümmert uns papistische Anmaßung, Sir!“

„Die katholische Kirche ist aber die Trägerin der christlichen Offenbarung, der absoluten Wahrheit, nach deren Maß und Gesetz Alles zu richten ist, was darauf Anspruch macht, die Entwickelung der Menschheit auf dem Gebiet des Geistes und der Sittlichkeit zu för-

dern. Weil göttliche Vollmacht ihr die absolute Wahrheit anvertraut hat, so steht ihr das Schiedsrichteramt über alle Lehren und alle Prinzipien zu, welche in diesen Bereich fallen — und folglich erfüllt sie einen Act ihrer göttlichen Sendung, wenn sie da, wo sie Irrthum findet, ihn als das, was er ist, bezeichnet."

Mariano betrachtete schweigend den jungen Mann, der eben so ernst als ruhig sprach. Aber sein Nachbar rief:

„Bryan O'Connor, Sie sind ein Crypto-Katholik!"

„Nein," entgegnete dieser lächelnd; — „nicht Crypto, denn ich verberge nicht, sondern spreche aus, was ich denke; und nicht Katholik, denn dazu gehört das Bekenntniß der vollsten Ueberzeugung."

Bryan O'Connor interessirte Mariano; doch sein Nachbar, der Logenbruder, wünschte allzu lebhaft Mariano zu gewinnen, um nicht das Gespräch mit ihm fortzusetzen, indem er halblaut sagte:

„Es ist merkwürdig, noch immer beschränkte Köpfe zu finden, welche sich durch den mittelalterlichen Popanz der kirchlichen Autorität verblüffen lassen."

„Und noch merkwürdiger, daß so ein Beschränkter und Verblüffter die Antwort gibt, welche wir schuldig bleiben, Sie und ich, Sir — obschon wir uns gewiß nicht zu den Bornirten zählen; — die

Antwort auf Ihre Frage nach der absoluten Wahrheit."

„Oh, mein bester Don Mariano, Sie scheinen ein Grübler zu sein; das paßt nicht für den Künstler. Lassen Sie die Philosophen nach dem Absoluten suchen — suchen und nicht finden! — und halten Sie sich mit uns an kluge Praxis, die uns eine Welt von Brüdern und dadurch tausend Hände und Füße, tausend Augen und Ohren, mit einem Wort, tausend Werkzeuge schenkt, die uns mit Freuden dienen."

„Um welchen Preis, Sir?"

„Umsonst, Don Mariano! ganz umsonst! nur aus brüderlicher Freundschaft."

„Ich sagte vorhin, daß es in Deutschland auch Leute gebe, die ein Urtheil über die Loge hätten und die sagen, es werde ein Preis gefordert — und zwar ein sehr hoher."

„Es ist armselig, kleine Geldopfer zum Besten fremder Noth einen hohen Preis zu nennen."

„Nein, nicht von Geld ist die Rede, Sir! ich will Ihnen eine wahre Begebenheit erzählen, die in etwas den Preis beleuchtet. — In einem kleinen deutschen Staat waren zwei der „edelsten und besten Männer" — ein Minister und ein Beamter seines Ressorts — Freimaurer. Jener war ein Meister, dieser ein einfaches Mitglied. — (Brauche ich nicht die richtigen Ausdrücke, Sir, so entschuldigen Sie das gefälligst mit

meiner Unwiſſenheit!) — Nun, der Beamte ſcheint in der That einer der „edelſten und beſten Männer“ geweſen zu ſein. Unbedachtſam, wie Jünglinge ſind, war er in die Loge eingetreten. Als er in reiferen Jahren eine Disharmonie zwiſchen ihr und ſich erkannte — ſei es in den Grundſätzen, den Zwecken, der Richtung! — ſo wünſchte er ſich von dieſer Geſellſchaft mit Entſchiedenheit zu trennen und er zeigte dem Meiſter, der zugleich ſein Miniſter und ſelbſtverſtändlich „einer der edelſten und beſten Männer“ war, ſeinen Austritt einfach und offen an. Von dieſem Augenblick war es mit der Carriere des Beamten zu Ende. Die jüngeren Leute um ihn her rückten hinauf, wurden ſeine Vorgeſetzten: er blieb, was er war. Müde dieſer Ungerechtigkeit nahm er ſeinen Abſchied. Er konnte es, weil er Vermögen hatte. Andere können es nicht. — Nun, Sir, wie gefällt Ihnen dieſe ganz wahre und wirkliche Begebenheit? verräth ſie nicht, daß da im Hintergrund ein hoher Preis begehrt wird? ja, der allerhöchſte: die Ueberzeugung! Denn wenn man nicht erwartete, daß, wie man zu ſagen pflegt, eine Hand die andere wüſche, ſo hätte der Herr Miniſter den Beamten ruhig hinaufrücken laſſen, da der Staatsdienſt ja nicht im mindeſten beeinträchtigt war. Aber die Loge verlor einen Adepten: die Loge rächte ſich.“

„Ja, ſehen Sie, ſo etwas iſt nur in Deutſchland

möglich!" versetzte der Engländer phlegmatisch. „Der Büreaucratismus will immer das Heft in der Hand behalten. In diesem speciellen Fall erwürgte der engherzige Büreaucrat von Minister, der sich über seinen Beamten ärgerte, den hochherzigen und freisinnigen Maurer."

„Da es aber zum Nachtheil des Staates geschah, der dadurch einen tüchtigen Beamten verlor, so ist es unleugbar, daß gerade in diesem speciellen Fall der Freimaurer im Minister den Büreaucraten erwürgte," sagte Mariano. „Uebrigens bin ich der Meinung, daß sich diese zwei Schmarotzerpflanzen der menschlichen Gesellschaft, Freimaurerei und Büreaucratismus, in Deutschland vor der Hand helfen, schützen und stützen, bis eines guten Tages Revolution kommt, die ganze Sippschaft der Geheimbündlerei zusammentritt und der Büreaucratismus mit diversen Kronen und Thronen über Bord geworfen wird."

„Wie kommt es, daß Sie Deutschland so genau kennen?" fragte Bryan O'Connor.

„Wohlthäter ließen mir dort meine ganze musikalische Bildung geben und wendeten viel auf meine Erziehung," sagte Mariano ruhig.

„Er spricht auch deutsch!" rief Antonia vom andern Ende des Tisches herüber. „Das klingt, als ob Bären brummten."

„Ei was!" sagte Torrigi, „seine eigentliche

Sprache ist seine Violine .... und die ist von himmlischer Süßigkeit."

Alle stimmten bei. Man brachte Cheers aus auf Mariano, auf Antonia, auf die ganze Familie.

„Soll ich Ihnen Briefe nach New-York geben?" fragte Mariano's Nachbar.

„Gern, insofern Sie mich nur als Musiker und nicht als Aspiranten zur Maurerkelle empfehlen wollen," entgegnete Mariano.

„Dies wäre gerade die Hauptsache."

„Aber nicht für mich, Sir! Mir, wie jedem Künstler ist es angenehm, wohlwollend empfangen und behandelt zu werden. Doch würde ich lieber darauf verzichten und vorziehen, todtgeschwiegen oder mit Koth beworfen zu werden, als mich durch den Eintritt in einen Geheimbund, möge er Namen haben, welchen er wolle, in meiner Freiheit beschränken zu lassen."

Drei Tage später befand sich die Familie Torrigi auf dem Ocean und zog der Neuen Welt entgegen. Ihr Aufenthalt in England hatte zehn Monate gedauert. Es fehlten also noch zwei, bis Mariano in seine Selbstständigkeit zurücktrat. Davor zitterte Torrigi. Er wollte ganz gern für Mariano mit vollen Händen in die Kasse greifen; aber mit ihm zu theilen — das war ein unerträglicher Gedanke. Dennoch mußte er es thun, wenn Mariano es verlangte;

denn ohne ihn ... fiel das Quartett auseinander, und das war doch noch unerträglicher — wie Torrigi im Hinblick auf die soliden Banknoten, die er in England zurückgelegt hatte, wohl fühlte.

Vor fünfundzwanzig Jahren gab es in Deutschland Menschen, die ganz aufrichtig für Amerika schwärmten. Die persönliche und bürgerliche Freiheit, die Leichtigkeit, Grundbesitz zu erwerben und reich zu werden, die völlige Gleichgültigkeit bezüglich religiöser Ansichten — waren die Motive ihrer Schwärmerei. Der Constitutionalismus der Staaten nach französischem Revolutionszuschnitt, diese durchaus undeutsche, exotische Pflanze, hatte erst in den wenigsten und kleinsten Staaten Deutschlands Wurzel gefaßt, so daß der Liberalismus noch nicht den festen Boden der Kammern hatte, um gegen die Regierungen Opposition zu machen. Sie wurde daher auf jedem Gebiet, in jeder Richtung, bei jeder Veranlassung, auf jede Weise — und durch jedes Mittel betrieben — und dazu gehörte auch ein gewisser Fanatismus für Amerika, für die „Neue Welt," die dem alten, vermorschten Europa gegenüber als die Heimath der Menschenwürde und der edelsten Unabhängigkeit gepriesen wurde. Die Verbindung der Vereinigten Staaten mit Europa war damals nicht so leicht, so häufig und so alltäglich, wie sie jetzt ist; die Kunde war seltener, die von dorther

kam — und ſo war es möglich, daß Menſchen, welche keineswegs zur politiſchen Partei des Liberalismus gehörten, dennoch mit Bewunderung auf die Zuſtände jenſeits des Oceans hinüber ſchauten, weil ſie dieſelben nur preiſen hörten — und ſie nicht kannten.

Auch Mariano hatte aus Deutſchland eine gewiſſe bewundernde Hochachtung für Amerika mitgebracht. Er ſtellte ſich unter einem Bürger der Vereinigten Staaten ſo etwas wie einen Senator der alten Republik Rom vor; aber dieſen ernſten und gediegenen Charakter verſchmolzen mit den wärmeren und weniger excluſiven Ideen der neuen Zeit. Er trug immer ſein Ideal im Sinn: die Vereinigung der Menſchen für höhere Zwecke, als für materielle. Actiengeſellſchaften mit ihren Erfolgen — und wenn ſie noch ſo glänzend waren, erſchienen ihm nicht als das höchſte Ziel der Cultur. Die unbeſtimmte Vorſtellung von allgemeinem Intereſſe, allgemeinem Glück, allgemeiner Bildung lag in verſchwimmenden Umriſſen im Hintergrund ſeiner Seele — und was er als Peregrin Gorm gehofft hatte, in ſeinem Lebenskreiſe zu bewirken, das hoffte er jetzt in Amerika von Andern in einer Weiſe bewirkt oder wenigſtens angeſtrebt zu finden, die mit ſeiner innern Richtung übereinſtimmte. War es ihm gelungen, ſo viel zu erwerben, wie zu einer unabhängigen Exiſtenz gehörte, und hatten ſich

während der Zeit seine Sympathien befestigt, so hinderte ihn nichts, ein Bürger der Vereinigten Staaten zu werden. Diese Gedanken beschäftigten ihn lebhaft auf der Reise und versetzten ihn in große Spannung. Seine Virtuosenexistenz betrachtete er nur noch so, wie andere junge Leute die sogenannte Brodwissenschaft, welche sie für ihr Fortkommen studiren müssen. Daß die Kunst in dieser Form nicht veredelnd auf die Menschen wirke — daß die Welt sie betrachte als einen Genuß für das Ohr, welcher mit den Genüssen für Auge und Zunge, mit Allem, was Schaulust und was materielle Freude betrifft, abwechseln müsse: davon hatte er sich zur Genüge bei seiner ersten Kunstreise überzeugt.

In New-York ging es der Familie, insofern es die Concerte und den Beifall betraf, sehr gut. Torrigi selbst mußte gestehen, daß er noch bessere Geschäfte mache als in Großbritannien; und alles Uebrige war ihm gänzlich gleichgültig. Nicht so Mariano. Er suchte hinter diesem gewaltigen Treiben der Thätigkeit nach jenen Ideen, welche, wie er meinte, von der höheren Stufe intellectuellen Lebens, auf die er die neue Welt gestellt hatte, untrennbar wären. Er fand sie nicht. Seine Stellung brachte ihn in Berührung mit den verschiedensten Personen, die sich alle von ihrer liebenswürdigsten Seite zu zeigen suchten, weil er eben eine Berühmtheit war

und man ihm zeigen wollte, wie hoch Amerika eine ſolche ſchätze und wie es kein Geld ſpare, um dem Genie zu huldigen. Er lernte auch außerhalb ſeiner Kunſtſphäre verdienſtvolle, kluge Männer kennen; allein es war nicht das, was er im Herzen trug — es war kein Leben für uneigennützige Ideen.

„Daß ich hier weniger Bücherweisheit treffen würde, als in Europa — darauf war ich vorbereitet," ſagte Mariano zu einigen jungen Männern, mit denen er öfter zuſammen kam. „Deshalb meinte ich aber, die ganze innere Entwickelung müſſe kräftiger — und weil kräftiger, auch höher ſein."

„Haben Sie denn aber nicht den Eindruck, als ob im Vergleich zu Amerika die Menſchen in Europa ſchliefen?" fragte ein eingeborener Sohn New-Yorks. „Ich war in Europa, in London und Paris, in Belgien und am Rhein — alſo gerade auf den Punkten, die man dort als Sammelplätze großer Thätigkeit, lebhaften Verkehrs betrachtet. Es kam trotzdem mir vor, als brauchten die Europäer vierundzwanzig Stunden, wo der Amerikaner eine Stunde gebraucht ... ſo langſam, ſchleppend, ſpärlich und ſchläfrig geht Alles vor ſich. Ich kam gar nicht aus der Ungeduld heraus. Man verliert ſo entſetzlich viel Zeit in dem Europa!"

„Aber worauf verwendet man die Zeit in Amerika, die man in Europa verliert!" rief Mariano;

„doch immer nur auf Geschäfte — und das Geschäft aller Geschäfte ist — reich werden. Wie eine Hetzjagd, wie eine Steeple-chase wird es betrieben! Ob man dabei Arm und Bein bricht, den Nachbar überrennt, von ihm überrannt wird, Leib und Leben dabei wagt . . . gleichviel! die rasende Hetze wird fortgesetzt! und wofür? Um Geld zu gewinnen!"

„Wie wollen Sie dann aber großartige Unternehmungen, Bauten, Anstalten, in's Leben rufen ohne Geld? — und gibt es in dieser Beziehung großartigere Leistungen, als bei uns?"

„Zugegeben! aber die Goldsucht steht in erster Reihe, thut sich überall hervor, und mit solcher Vehemenz, daß es unmöglich zu glauben ist, eine gemeinnützige Absicht liege ihr zum Grunde. Das kann ausnahmsweise bei einem Einzelnen der Fall sein; doch die große Masse denkt daran nicht! die arbeitet für sich selbst."

„Thut sie das etwa nicht in Europa auch?"

„Freilich! allein ich glaubte, die neue Welt sei der alten vorausgeschritten."

„Das ist sie in Bezug auf die bürgerliche Freiheit."

„Eine bürgerliche Freiheit, welche die Hauptthätigkeit eines ganzen Volkes dahin verwenden läßt, möglichst schnell reich zu werden, gibt diesem Volke keine große Idee von seiner Bestimmung — und

dürfte am Ende nicht das Ideal der bürgerlichen Freiheit sein."

„O mein Herr!" rief der Amerikaner, „wenn Europa längst eine Wüste sein wird, in welcher Eure Throne, Eure stehenden Heere, Eure Schreiber und Eure Krämer kleine, traurige, versandete Ruinen bilden: so wird der freie Bürger der Vereinigten Staaten — Beherrscher aller Meere und somit die gewaltigste Macht des Erdballs sein."

„Ja, Sir! ... wenn er nicht vorher zusammenstürzt und an den Tag bringt, daß der Geldsack kein Sockel für die dauernde Größe eines Volkes ist."

„Das ist Ihre ganz willkürliche Annahme! Uns Amerikanern aber gibt unsere Freiheit die stolze Zuversicht auf dauernde Größe, auf wachsende Macht und auf eine Weltherrschaft, die uns Europa's Pygmäen, Afrika's wilde Horden und Asiens verzerrte, verbildete und veraltete Culturvölker nicht streitig machen werden."

„Der Grund eines Sturzes," sagte Mariano, „liegt häufiger in uns, als außer uns; und was von Individuen, gilt auch von Völkern und Staaten. Ihr nordamerikanischer Freistaat hat keine Vergangenheit, in der er sich langsam entwickelte, wie sollte er eine lange Zukunft haben? Früh reif, früh alt — das geht Hand in Hand."

Solche Discussionen kamen häufig vor, denn die-

ſer junge Herr Stronghead beſuchte oft die Familie Torrigi, weil Antonia ihn anzog — nicht die Virtuoſin, ſondern gerade Antonia, denn ſie war genau der Gegenſatz zu den wohlerzogenen, gebildeten, kühlen — wenigſtens im Benehmen kühlen — amerikaniſchen Damen, alſo etwas ganz Neues und Fremdartiges, das einen großen Reiz hatte. Antonia nahm alle Huldigungen mit aufrichtigem Vergnügen an und hörte ſehr gern die Verſicherung, daß ſie wunderſchön ſei.

„Ich habe ſo lange für ein Violoncello gegolten, daß ich eine immenſe Freude habe, jetzt für ein junges Mädchen zu gelten ... und einem ſolchen ſagt man natürlich angenehme Dinge, was eine höchſt wünſchenswerthe Abwechſelung mit den ewigen Lobeserhebungen der Kunſtfertigkeit bildet. Findeſt Du das nicht?“ — So ſprach Antonia zu Marietta.

„Mich freut weder das eine noch das andere Lob,“ entgegnete Marietta, „und ich bitte täglich den lieben Gott inſtändig, daß es ihm gefallen möge, mich von Beidem zu erlöſen.“

„Früher hab' ich das auch wohl gethan,“ ſagte Antonia, „und wenn ich wüßte, daß ich auf eine andere Art ganz außerordentlich glücklich würde, ſo thäte ich es wieder. Aber ganz gewiß nicht, ſo lange Mariano bei uns bleibt ... und der hat ſich mit dem Vater wieder auf ein Jahr geeinigt um den

vierten Theil der Einnahme, was sehr großmüthig ist. Sprich, Marietta ... wie gefällt Dir der Herr Richard Stronghead?"

„Ich habe weder Gefallen noch Mißfallen an ihm. Er ist mir gänzlich gleichgültig."

„Mir nur dann ... wenn er neben Mariano steht."

„Denke nicht an Mariano, denn er denkt nicht an Dich," sagte Marietta ernst.

„Oho!" rief Antonia mit einer stolzen Kopfbewegung — und von Stund' an dachte sie aus einer Art von Trotz und Hochmuth erst recht an ihn und zog tausend Vergleiche, welche alle zu seinem Vortheil waren — und that das so beharrlich und so eifrig, bis sie sich in eine Art von Leidenschaft versetzt hatte, die sie hinter ihrem verwandtschaftlichen Verhältniß versteckte. Mariano dachte an nichts weniger als eine Neigung zu wecken oder zu erwidern. Er machte sich, wie er selbst sagte, zum Amerikaner hinsichtlich des Eifers für Gelderwerb. Er musicirte, er componirte, er gab sogar an zwei junge Leute deutscher Abkunft, die Talent für die Violine hatten, einigen Unterricht, den die Eltern mit Gold aufwogen. Er hatte weder Zeit noch Lust, irgend ein Bedürfniß seines Herzens zu berücksichtigen, nicht einmal zu spüren; denn in diesem ganz nach Außen gekehrten und auf Aeußerlichkeiten gerichteten Leben ging unvermeidlich

eine gewiſſe edle Zartheit des Herzens verloren. Oftmals ſprach er zu ſich ſelbſt: Heliade hat meiner Jugend eine ideale Richtung gegeben, von welcher ein Nachhall durch mein ganzes Leben ziehen wird. Aber mein Schickſal weiſt mich vor der Hand auf eine andere Bahn, nachdem es zwiſchen ihr und mir eine Kluft geriſſen hat, die nicht auszufüllen und nicht zu überſpringen iſt. Ob ich dereinſt wieder für höhere Beſtrebungen leben und wirken werde ... ich weiß es nicht! Jetzt iſt's meine Aufabe, mir eine Unabhängigkeit zu erringen, die mir ſpäter jede Laufbahn ermöglicht. — Mariano wurde angeſteckt von dem Fieber des Gelddurſtes, das rings um ihn graſſirte — nicht in dem Grade, wie ſeine amerikaniſchen Freunde und noch weniger, wie ſein geiziger Onkel damit behaftet war, doch immer genug, um in der Zartheit der Empfindungen dadurch zu leiden. Und weil das der Fall war, ſo gewann Antonia ganz leiſe und allmälig viel mehr Macht über ihn, als er je geglaubt hätte.

Ein unerwartetes Ereigniß brachte ihn zur Erkenntniß, daß er auf einem gefährlichen Pfade gehe. Die Familie hatte von New-York aus größere und kleinere Kunſtreiſen gemacht, war aber immer wieder nach New-York zurückgekehrt. Nachdem über ein Jahr auf dieſe Weiſe verfloſſen war, wollten ſie nach Waſhington und in die Südſtaaten gehen. Da

trat Richard Stronghead mit seinem Heirathsantrag vor Antonia. Sie lehnte ihn ab, ohne einen Grund anzugeben. Stronghead ging nun zu Torrigi und sagte:

„Ich habe Ihrer schönen Tochter meine Hand, mein Herz und mein Vermögen zu Füßen gelegt. Da sie zugleich eine Schönheit und ein Genie ist, so hat sie das Recht capriciös zu sein, — ein Recht, welches ohnehin alle Frauen für sich in Anspruch nehmen: sie hat mich abgewiesen."

„Was!" rief Torrigi in seiner wüthendsten Manier; — „Sie ... abgewiesen! einen Millionär! ... das ist unmöglich, Herr! ... ganz unmöglich."

„Das denke ich auch," entgegnete Stronghead kalt. „Eine Künstlerin muß enden mit einem Millionär ... sonst wäre ihre Laufbahn verfehlt."

„Ganz meine Meinung ... ganz!" jubelte Torrigi.

„Wohin eilen Sie?" fragte Stronghead, denn Torrigi wollte aus dem Zimmer stürmen.

„Dem unvernünftigen Mädchen will ich den Kopf zurechtsetzen!"

„Sie kennen zu wenig die Damen!" sagte Stronghead ungeduldig; — „das würde Ihre schöne Tochter erst recht in den Trotz hineintreiben. Nein! wir wollen ihr Zeit lassen, sich zu besinnen. Sie ist sehr jung, sie findet Vergnügen an diesen Reisen, diesen Huldigungen, diesen Triumphzügen: also reisen Sie noch ein Jahr mit ihr umher; das wird sie

schon abkühlen gegen ihre Künstler-Carriere, und wenn sie wieder hieher zurückkommt, besinnt sie sich und schlägt eine solche Heirath nicht aus."

„Aber wenn Sie sich inzwischen eines andern besonnen hätten, Sir?" fragte Torrigi zweifelnd.

„Nein, das wird nicht geschehen! ich kenne alle hiesigen Damen: keine einzige gefällt mir. Sie wissen, wie rücksichtsvoll der Amerikaner das schöne Geschlecht behandelt, wie er alle Mühe, Sorge und Arbeit im Leben auf sich allein nimmt und seine Frau ungefähr wie einen Paradiesvogel existiren läßt, von dem früher die Sage ging, er habe keine Füße und könne daher die Erde nicht berühren. Bei solchen Ansichten, welche bei uns allgemein herrschen, verlange ich wenigstens die Satisfaction, daß ein so kostbarer Paradiesvogel mir außerordentlich gefalle ... und deshalb ist meine Wahl fixirt."

„Das klingt sehr gut ... wenn es nur ganz sicher ist ... und bleibt," sagte Torrigi bedenklich.

„Es bleibt Ihnen nichts übrig, als auf diesen Vorschlag einzugehen ... denn zwingen läßt sich Ihre Tochter nicht ... und das macht sie liebenswürdig."

„Nun, wenn Ihnen der Trotz zusagt, Sir ... damit kann die Tota aufwarten!"

„Er muß seine Grenzen haben ... und er wird sie haben, Sir! Aber ein junges Mädchen, das sich

durch keine Gewalt zu einer Heirath zwingen läßt, ist mir sehr respectabel."

„Wohlan!" sagte Torrigi, dem ein Jahr in den Südstaaten einen neuen Juwel in der Krone der Berühmtheit und einen reichen Goldstrom in seine Casse versprach; — „wohlan! jetzt die Reise und über's Jahr die Vermählung."

Hatte Stronghead gewähnt, Torrigi werde über die Sache schweigen, so war er im größten Irrthum. Die Reise wurde freilich angetreten und gemacht, allein die Aussicht, bei der Rückkehr einen Millionär zum Schwiegersohn zu bekommen, entsprach viel zu sehr Torrigi's heißesten Wünschen und erschien ihm so ganz als Antonia's höchstes Glück, daß er kaum New-York verlassen hatte — wo er schwieg, um Stronghead nicht zu verstimmen — als er auch schon die ganze Familie mit dieser glänzenden Aussicht bekannt machte.

„Denkt nur, welch eine gute Fee an Tota's Wiege gestanden hat," hub er an in einem Ton, der jeden Widerspruch verbieten sollte; — „Herr Richard Stronghead hat mich um ihre Hand gebeten und hofft nächstes Jahr auf seine Vermählung."

Antonia wurde erst leichen- und dann purpurfarben und sagte:

„Da hofft er umsonst! ich sagte es ihm."

„Darf man fragen, warum?“ sagte Torrigi mit verhaltenem Zorn.

„Weil er mir nicht gefällt,“ erwiderte sie kurz.

„Du aber gefällst ihm, und das ist bei einem Millionär die Hauptsache. Junge Männer gefallen übrigens, wenn sie rechtschaffen sind und ernste Absichten auf die Ehe haben, immer den jungen Mädchen, wenn nicht auf der Stelle, so doch allmälig. Wird nun gar ihre Vortrefflichkeit durch Millionen unterstützt, so wäre es eine Narrheit und des Einsperrens werth, wenn man da nicht mit beiden Händen zugriffe; — nicht wahr, Mariano? Nicht wahr, wenn eine Millionärin sich dermaßen für uns begeisterte ... wir ließen uns willig finden, sie zu beglücken?“

„Das weiß ich doch nicht,“ sagte Mariano verlegen. Obschon nie ein Wort zwischen ihm und Antonia gefallen war, das auf eine Verbindung oder nur auf den beiderseitigen Wunsch einer solchen gedeutet hätte: so fuhr ihm doch jetzt ein Blitz durch den Sinn, das sei der wahre Grund für Antonia's Weigerung. Zwischen der Furcht, sie zu verletzen, und dem Wunsch, sie umzustimmen, schwankte er und suchte nach passenden Worten. Da hub auf einmal Marietta an:

„Weißt Du auch, Vater, daß Herr Richard Stronghead ein Irrgläubiger ist?“

„Närrin!“ fuhr er ſie an; „hier iſt Religionsfreiheit! hier fragt kein Menſch den andern: was glaubſt du!“

„Gewiß nicht!“ rief Antonia bitter lachend; — „hier heißt es: was haſt du — an Dollars!“

„Wir ſind aber keine Amerikaner,“ entgegnete Marietta ſanft; — „und wenn Du in New-York einen Prieſter fragen wollteſt, Vater, ſo würde er Dir ſagen, daß die Katholiken in der ganzen Welt bei ihrer Religion und ihrer Kirche bleiben ſollen.“

„Miſericordia!“ rief Torrigi kreideweiß vor Zorn, „wo hat dieſe Närrin das Predigen gelernt!“

Mariano ſtarrte das ſtille Kind an. Waren das nicht Heliadens Grundſätze? Wie kam Marietta dazu? Hatten die Prieſter wirklich das Recht zu ſagen, die Katholiken der ganzen Welt ſollten bei ihrem Glauben bleiben? ... Alſo hatten ſie wirklich einen und denſelben Glauben, mit denſelben Lehren und Vorſchriften auf beiden Hemiſphären?

„Sie hat ganz Recht, Vater!“ ſagte Antonia trotzig; „ich heirathe keinen Irrgläubigen. Vielleicht iſt Richard Stronghead ein Mormone und hätte ich Kinder, ſo müßten es Mormonen werden. Dafür dank' ich! Möchteſt Du ein Großvater von Mormonen ſein? ... Gewiß nicht.“

„Von Mormonen iſt nicht die Rede, Tota, mein Lämmchen,“ ſagte Torrigi ſo ſanft wie möglich;

„sondern von Millionen. Diese fasse in's Auge ... und dann wird es Dir ganz klar werden, daß ein so vernünftiger, solider Mann, wie Richard Stronghead, auch irgend eine höchst vernünftige und solide Religion — und keine so aberwitzige wie die Mormonen haben werde. Die ganze Welt, mein Täubchen, kann nicht katholisch sein; das ist nun einmal so. Und weil es so ist, wird es wohl gut sein und darf uns in unsern Glückseligkeitsplänen nicht stören."

„Immerhin! mich stören aber Deine Glückseligkeitsprojecte, denn es sind nicht die meinen!" erwiderte Antonia mit Entschiedenheit.

Torrigi wollte auffahren; Mariano rief:

„Quäle sie doch nicht, Onkel! laß ihr Zeit!"

„Wozu?" fragte Antonia; — doch ehe Mariano antworten konnte, verließ sie das Zimmer.

„Du hast Einfluß auf sie, Mariano," sagte Torrigi; „ich beschwöre Dich, stimme sie vernünftig."

„Onkel!" sagte Mariano plötzlich finster und hart, weil er mit sich selbst unzufrieden war: — „es ist am Besten, wenn wir uns trennen. Halte Du Deine Reise inne, kehre nach New-York zurück, thue, was Du willst — ich gehe nach Brasilien!"

„Seid Ihr denn Alle wahnsinnig geworden!" rief Torrigi, stürzte auf Mariono zu und umklammerte ihn mit beiden Armen. „Daraus wird nichts, mein Sohn! Du hast Dich noch auf ein Jahr mit

mir verbunden, Du mußt bleiben! — Du nach Brasilien? ich bitte Dich, das würde meinen Ruf, mein Quartett, meine Kasse ruiniren! Wolltest Du mich in ein solches Elend stürzen?"

„Und weshalb wolltest Du jetzt gehen? bleibe, Mariano, Du kannst vielleicht einen guten Einfluß gewinnen," sagte Marietta so ernst, so überlegen, daß er staunend das stille Kind betrachtete und schwieg.

„Recht so, Marietta! halte ihn fest! und bringt Ihr Beide die Tota zur Vernunft. Ich muß an unsere Geschäfte gehen," sagte Torrigi.

Als Beide allein waren, nahm Marietta sogleich das Wort und sagte ernst:

„Du hattest Unrecht gegen Antonia. Was für Dich Scherz und Leichtsinn war, Marian, das war für sie Ernst. Ich warnte sie öfter, aber sie glaubte mir nicht. Eine eheliche Verbindung kann nie zwischen Euch stattfinden wegen Eurer allzu nahen Verwandtschaft — und werden auch zuweilen Dispensen gegeben, so würde das in diesem Fall sicher nicht geschehen, weil Du nicht katholisch bist. Ueberdas hast Du gewiß nie an eine Ehe mit Antonia gedacht! Warum also mit einem Gefühl spielen, das Euch dereinst aus einander, nicht zu einander führen wird? — Es war nicht edel von Dir, Marian."

„Aber Marietta, stilles Kind, um's Himmels-

willen, woher weißt Du das Alles?" fragte er staunend.

„Weil ich ein stilles Kind bin, Marian! ich höre und sehe und denke ein wenig nach — und dann" ... —

„Nun ... und dann?"

„Dann bete ich auch ein wenig und gehe zu den heiligen Sacramenten und halte mich so fern ich kann von all dem Treiben, das um uns vor sich geht — und so bleibe ich in meinem Frieden, bis die Stunde der Erlösung kommt."

„Was ist das für eine Stunde, Du liebes, stilles Kind?"

„Sieh, Marian, ich bin ein armes Waisenkind und muß meinen Verwandten und Wohlthätern dankbar dienen — und thue es gern ... Gott zu Lieb'. Aber wenn der Vater einmal findet, daß er reich genug ist, dann bitte ich ihn um seinen Segen und gehe in ein Kloster, wo ich Gott dienen kann, Gott allein — und das, Marian, wird die Stunde meiner Erlösung sein."

Er legte die Hand über die Augen, weil ihm zu Muth war, als ob ein Paar Thränen aufquellen wollten, und er sagte:

„O Du stilles, seliges Kind, Du weißt Deinen Weg so sicher zu finden, also sage mir den meinen? Soll ich jetzt bei Euch bleiben? soll ich gehen?"

„Es würde den Vater in Verzweiflung und in die allergrößten Unannehmlichkeiten stürzen, da er mit seinem Quartett schon gewisse Verpflichtungen übernommen hat, auf welche sich Andere verlassen, die ihrerseits Vorkehrungen treffen, Concertsäle einrichten — was weiß ich! — Das Alles würde verstört, wenn Du gingest .... und Antonia käme vielleicht ganz außer sich. Bleibe also und sei freundlich mit ihr, um sie nicht zu erbittern. Ich hoffe, sie kommt noch zur Erkenntniß über sich selbst — nicht bloß in Bezug auf Dich, sondern auf ihr ganzes Thun und Treiben mit seiner erbärmlichen Eitelkeit. Ich weiß wohl, daß es Dir lieber wäre, jetzt nach Brasilien zu gehen, Marian, aber es ist Dir recht heilsam, durch Dein Verweilen etwas Buße zu thun" — setzte sie lächelnd hinzu.

„Buße zu thun? — — Höre, Marietta, es wäre mir recht lieb, wenn ich etwas Buße thun könnte. Aber wie fängt man das an in unserm bunten, zerstreuten, confusen, windschiefen, tumultuarischen Leben!"

„Ganz leicht, Marian! Zuerst hat man den lieben Gott lieber, als die ganze übrige Welt zusammengenommen."

„Fange nicht mit etwas an, das über meine Kraft geht! d a s — kann ich nicht."

„Niemand kann es aus sich selbst. Aber wolle

es .... und wolle es beharrlich .... bitte, bete, flehe darum, und Gott ſchenkt dieſe Gnade."

„Und weiter?"

„Dann bereuſt Du, daß Du Gott nicht über Alles geliebt, ſondern armſelige Geſchöpfe, armſelige Freuden ihm vorgezogen haſt, — und Deine Reue iſt ſo tief und macht Dich ſo demüthig, daß Du Dich im heiligen Bußſacrament Deiner Verfehlungen anklagſt, den Vorſatz faßt, ſie zu meiden — und dann kleine und große Leiden, Widerwärtigkeiten, Prüfungen, die nie ausbleiben .... dazu anwendeſt, um Dich in Deinen guten Vorſätzen zu beſtärken, Dich mehr und mehr von Deinen Fehlern zu beſſern und Dich in der Geduld zu üben. Die prieſterliche Abſolution und die heilige Communion theilen Dir die nöthigen Gnaden dazu mit."

„Aber Marietta, Du weißt ja ... ich bin nicht katholiſch."

„Leider nicht, Marian! Doch Du fragteſt — und da hab' ich Dir geſagt, was wir thun und was Du thun mußt."

„Kön[illegible] nicht in anderer Weiſe Buße thun?"

„D[illegible]ußt Du andere Leute befragen."

„[illegible], daß ihr Rath beſſer wäre?"

[illegible]möglich, Marian! in Dingen, die das [illegible]effen, kann es nur eine wahre Lehre

geben; und die iſt in meiner Kirche und meine Prieſter verkünden ſie."

„Dieſe Behauptung kann Jeder aufſtellen."

„Aber er kann ſie nicht begründen, Marian, wenn er nicht katholiſch iſt."

„Und Du willſt das unternehmen?" fragte er mitleidig.

Marietta ſah ihn wieder mit ihrem tiefen, ernſten Blick an und entgegnete:

„Ich ſpreche nicht von dieſen Dingen, um mit Dir zu disputiren — noch weniger, um ſie Dir geringſchätzig zu machen, weil ich ein unbedeutendes Mädchen bin — ſondern nur, weil ich Deine Seele liebe und ſie gerettet ſehen möchte. Haſt Du aber kein Verlangen nach der göttlichen Wahrheit, ſo ſchweige ich."

„Du liebſt meine Seele, Marietta!" rief er freudig. „Das iſt ein wunderbares Wort, ein himmliſches Wort, ein Wort, worin ich weiß nicht was für eine ideale Liebeswelt ſich aufthut."

„Aber ganz anders, wie Du es verſtehſt," ſagte ſie ruhig. „Du biſt ein recht guter Menſch, Marian, nur leider etwas confus."

„Findeſt Du?" rief er überraſcht.

„Ich hoffe, Du kommſt noch zu Licht und Klarheit. Du biſt ſehr gut für den Vater und für uns Alle .... ſehr großmüthig, Marian! vielleicht be-

lohnt Dich der barmherzige Gott dafür mit dem Beſten, was er einem Menſchen geben kann .... mit dem katholiſchen Glauben! — Jetzt ſei verſtändig in Deinem Benehmen gegen Tota. Ich gehe zu ihr. Addio."

Ganz betäubt blickte Mariano ihr nach. Was bin ich für ein armſeliger Menſch! ſeufzte er; dies Weſen ſtand neben mir ... und ich ahnte es nicht! mein Auge war verſchleiert von Staub und die Begier der Irdiſchkeit nach Irdiſchem wurde immer mächtiger. Wie, wann, wodurch rette ich mich aus dieſem vergoldeten Elend? — —

Antonia war tief gekränkt, daß Mariano zum Vater in Bezug auf ſie und auf Strongheads Antrag geſagt hatte: Laß ihr Zeit, ſich zu beſinnen. Marietta fand ſie in Thränen und in Zorn und auf ihren ſanften Zuſpruch antwortete Antonia nur:

„Das verſtehſt Du nicht! Marian iſt ein Ungeheuer von Liebloſigkeit ... und weil er das iſt, will ich Richard Stronghead heirathen und ihm auf der Stelle ſchreiben, ich hätte mich beſonnen und wolle ſeinen Antrag annehmen. Ich ſchreibe nur gar zu ſchlecht, Marietta! Was fang' ich an? Ich will Ors' Anton den Brief dictiren. Er ſchreibt ſo ſchön nach ſeinen Vorſchriften."

„Haſt Du denn vergeſſen, daß Stronghead nicht Katholik iſt?" fragte Marietta beſtürzt.

„O das war nur ein Vorwand, weil ſich Marian noch nicht in ſeiner wahren Geſtalt enthüllt hatte! Da er aber vorausſetzt, dieſer Marian, daß ich mich mit der Zeit entſchließen könne, einen andern Mann liebenswürdiger zu finden, als ihn, ſo will ich ihm beweiſen, daß ich dazu gar keine Zeit brauche und daß es bereits geſchehen iſt.“

„Durch einen ſolchen Leichtſinn ſchadeſt Du Dir ſelbſt, Antonia, aber nicht Marian.“

„Ich weiß es! doch der Vater freut ſich halb ſelig — ich werde eine ſehr reiche, ſehr angeſehene Frau .... das iſt Alles zu berückſichtigen! Noch ein Paar Jahre der Triumphreiſen — und unſer Zauber iſt erſchöpft. Es iſt vernünftiger, den Moment nicht abzuwarten, ſondern ſich zuvor in's Privatleben zurückzuziehen. Du ſiehſt, ich bin ſchon ganz kalt und entſchloſſen .... und gar nicht leichtſinnig. Im Gegentheil! — ich berechne.“

Marietta war tief betrübt über dieſen Charakter, der ſich nur von leidenſchaftlichen oder launenhaften Aufregungen des Augenblicks beſtimmen — oder beſſer geſagt, hinreißen ließ. Sie ſchwieg aber, denn dadurch wurde Antonia wenigſtens nicht zum Widerſpruch gereizt. Das ganze Quartett — Ors' Anton abgerechnet — ging von nun an innerlich auseinander, während es äußerlich durch die ſchönſten Harmonien eine wahre Sphärenmuſik des Friedens und

der Eintracht hervorrief und Tausende von begeisterten Zuhörern in eine selige Stimmung versetzte. Antonia warf sich mehr denn je allen Huldigungen, allen Zerstreuungen, allen Festen entgegen. Jeder Tand war ihr willkommen. Sie schwamm in Vergnügungen, sie badete in Schmeicheleien. Gegen Mariano war sie hochfahrend. Den Vater ließ sie in Ungewißheit über ihren Entschluß. Vielleicht stand er noch nicht fest in ihr. Marietta zog sich mehr und mehr von all dem Tumult zurück. Früher hatte Antonia stets Marietta's Gegenwart gewünscht; jetzt ließ sie ihr Freiheit, zu erscheinen oder fortzubleiben. Sie fragte wohl zuweilen:

„Langweilst Du Dich nicht, mit Ors' Anton oder mit Deinen Büchern allein zu bleiben?"

Und wenn Marietta es lächelnd verneinte, rief Antonia:

„Dann bist Du glücklicher als ich! Mich wandelt nicht selten so etwas an wie Langeweile ... manchmal sogar auf einem Ball. Es ist ein ewiges Einerlei, und man wird dessen recht überdrüssig. Gestern fiel mir mitten im Tanz ein, daß ich zur Abwechselung arm sein und wieder Salat und Oliven zum Nachtessen haben möchte .... wie früher in Genua .... weißt Du noch? Damals gefiel mir das freilich gar nicht, doch besonders deshalb nicht, weil wir so sklavisch „arbeiten" mußten. Im Ganzen genommen

iſt man in einem ſchlichten, einfachen Leben doch wohl am glücklichſten."

„Gewiß!" ſagte Marietta aus vollem Herzen.

„Und deshalb bin ich auch noch gar nicht der Sache mit Richard Stronghead ſicher!.... Ich ginge ſo gern nach Genua zurück! Aber was finge ich dort an? — Was würdeſt Du dort anfangen?"

„Ich würde Gott bitten, es mir einzugeben," erwiderte Marietta, die ihr Geheimniß nicht vor Antonia offenbaren wollte.

„Ja, Du biſt ganz anders als ich ... vielleicht glücklicher, gewiß beſſer," ſagte Antonia ſeufzend.

„Wir Alle ſollen uns bemühen, immer beſſer zu werden" — verſetzte Marietta ſanft.

„Ich will es auch verſuchen .... ſo wie ich aus dieſem Leben heraus bin. Aber in demſelben iſt es mir unmöglich! ich werde ja förmlich in Eitelkeit begraben, und da ich von Natur eitel bin, kann ich mich nicht dagegen vertheidigen."

Aus jedem Wort Antonia's ſprach eine tiefe Unzufriedenheit, wie ſie aus einem ſo ganz ungeordneten, verfehlten, der Beſtimmung eines jungen Mädchens widerſprechendem Leben hervorgehen mußte. Für Marietta ſtand es anders; ſie hatte ihren Beruf klar vor Augen und in der Seele. Wie es Künſtler gibt, die ſich in der Kindheit und Jugend durch die allermühſeligſten Verhältniſſe nicht davon abbringen laſſen, Bild-

hauer oder Maler zu werden, weil ein innerer Trieb, der im Einklang mit ihren Fähigkeiten ist, sie dazu drängt, ihrem Beruf zu folgen: so war es auch mit Marietta. Nur war ihr Beruf — ein Gnadenruf, während jener eine eigenthümlich schöne Gabe der Natur ist. Nicht in die äußere Welt hinein sollte Marietta eine Psyche meißeln oder malen, sondern in sich selbst ihre Seele zur schönsten Vollkommenheit, zu allen stillen, unscheinbaren, demüthigen Tugenden der Jungfräulichkeit, zu einer christlichen Psyche voll Glauben, Hoffnung und Liebe — ausarbeiten. Darum stand sie friedlich neben der stürmisch unzufriedenen Antonia und neben Mariano, der mehr und mehr in sich gekehrt war und von dem kein Mensch ahnen konnte, was eigentlich in ihm vorgehe.

„Wo ist Dein Animo, Marian, Dein Animo?" fragte Torrigi. „Bei der Amata bist Du immer der Alte, immer voll Feuer und Leben ... aber nur da! Discussionen, Rhapsodien sind verstummt, Du läßt die Leute reden, was sie wollen, disputirst über nichts und bist gleichgültig gegen den Sturm von Enthusiasmus, den Du heraufrufst. Was fehlt Dir, mein Sohn? bist Du verliebt?"

„Mariano verliebt!" rief Antonia hell auflachend; — „hat er denn ein Herz, Vater?" — Und während sie so spöttisch sprach, wollte ihre Eitelkeit ihr zuflüstern, es sei nicht unmöglich, daß Mariano bedauere,

mir verbunden, Du mußt bleiben! — Du nach Brasilien? ich bitte Dich, das würde meinen Ruf, mein Quartett, meine Kasse ruiniren! Wolltest Du mich in ein solches Elend stürzen?"

„Und weshalb wolltest Du jetzt gehen? bleibe, Mariano, Du kannst vielleicht einen guten Einfluß gewinnen," sagte Marietta so ernst, so überlegen, daß er staunend das stille Kind betrachtete und schwieg.

„Recht so, Marietta! halte ihn fest! und bringt Ihr Beide die Tota zur Vernunft. Ich muß an unsere Geschäfte gehen," sagte Torrigi.

Als Beide allein waren, nahm Marietta sogleich das Wort und sagte ernst:

„Du hattest Unrecht gegen Antonia. Was für Dich Scherz und Leichtsinn war, Marian, das war für sie Ernst. Ich warnte sie öfter, aber sie glaubte mir nicht. Eine eheliche Verbindung kann nie zwischen Euch stattfinden wegen Eurer allzu nahen Verwandtschaft — und werden auch zuweilen Dispensen gegeben, so würde das in diesem Fall sicher nicht geschehen, weil Du nicht katholisch bist. Ueberdas hast Du gewiß nie an eine Ehe mit Antonia gedacht! Warum also mit einem Gefühl spielen, das Euch dereinst aus einander, nicht zu einander führen wird? — Es war nicht edel von Dir, Marian."

„Aber Marietta, stilles Kind, um's Himmels-

willen, woher weißt Du das Alles?" fragte er staunend.

„Weil ich ein stilles Kind bin, Marian! ich höre und sehe und denke ein wenig nach — und dann" ... —

„Nun ... und dann?"

„Dann bete ich auch ein wenig und gehe zu den heiligen Sacramenten und halte mich so fern ich kann von all dem Treiben, das um uns vor sich geht — und so bleibe ich in meinem Frieden, bis die Stunde der Erlösung kommt."

„Was ist das für eine Stunde, Du liebes, stilles Kind?"

„Sieh, Marian, ich bin ein armes Waisenkind und muß meinen Verwandten und Wohlthätern dankbar dienen — und thue es gern ... Gott zu Lieb'. Aber wenn der Vater einmal findet, daß er reich genug ist, dann bitte ich ihn um seinen Segen und gehe in ein Kloster, wo ich Gott dienen kann, Gott allein — und das, Marian, wird die Stunde meiner Erlösung sein."

Er legte die Hand über die Augen, weil ihm zu Muth war, als ob ein Paar Thränen aufquellen wollten, und er sagte:

„O Du stilles, seliges Kind, Du weißt Deinen Weg so sicher zu finden, also sage mir den meinen? Soll ich jetzt bei Euch bleiben? soll ich gehen?"

„Es würde den Vater in Verzweiflung und in die allergrößten Unannehmlichkeiten ſtürzen, da er mit ſeinem Quartett ſchon gewiſſe Verpflichtungen übernommen hat, auf welche ſich Andere verlaſſen, die ihrerſeits Vorkehrungen treffen, Concertſäle einrichten — was weiß ich! — Das Alles würde verſtört, wenn Du gingeſt .... und Antonia käme vielleicht ganz außer ſich. Bleibe alſo und ſei freundlich mit ihr, um ſie nicht zu erbittern. Ich hoffe, ſie kommt noch zur Erkenntniß über ſich ſelbſt — nicht bloß in Bezug auf Dich, ſondern auf ihr ganzes Thun und Treiben mit ſeiner erbärmlichen Eitelkeit. Ich weiß wohl, daß es Dir lieber wäre, jetzt nach Braſilien zu gehen, Marian, aber es iſt Dir recht heilſam, durch Dein Verweilen etwas Buße zu thun" — ſetzte ſie lächelnd hinzu.

„Buße zu thun? — — Höre, Marietta, es wäre mir recht lieb, wenn ich etwas Buße thun könnte. Aber wie fängt man das an in unſerm bunten, zerſtreuten, confuſen, windſchiefen, tumultuariſchen Leben!"

„Ganz leicht, Marian! Zuerſt hat man den lieben Gott lieber, als die ganze übrige Welt zuſammengenommen."

„Fange nicht mit etwas an, das über meine Kraft geht! d a s — kann ich nicht."

„Niemand kann es aus ſich ſelbſt. Aber wolle

es .... und wolle es beharrlich .... bitte, bete, flehe darum, und Gott ſchenkt dieſe Gnade."

„Und weiter?"

„Dann bereuſt Du, daß Du Gott nicht über Alles geliebt, ſondern armſelige Geſchöpfe, armſelige Freuden ihm vorgezogen haſt, — und Deine Reue iſt ſo tief und macht Dich ſo demüthig, daß Du Dich im heiligen Bußſacrament Deiner Verfehlungen anklagſt, den Vorſatz faßt, ſie zu meiden — und dann kleine und große Leiden, Widerwärtigkeiten, Prüfungen, die nie ausbleiben .... dazu anwendeſt, um Dich in Deinen guten Vorſätzen zu beſtärken, Dich mehr und mehr von Deinen Fehlern zu beſſern und Dich in der Geduld zu üben. Die prieſterliche Abſolution und die heilige Communion theilen Dir die nöthigen Gnaden dazu mit."

„Aber Marietta, Du weißt ja ... ich bin nicht katholiſch."

„Leider nicht, Marian! Doch Du fragteſt — und da hab' ich Dir geſagt, was wir thun und was Du thun mußt."

„Könnte ich nicht in anderer Weiſe Buße thun?"

„Darüber mußt Du andere Leute befragen."

„Glaubſt Du, daß ihr Rath beſſer wäre?"

„Das iſt unmöglich, Marian! in Dingen, die das Seelenheil betreffen, kann es nur eine wahre Lehre

geraden Pfade fortgedrängt wird, ohne es recht zu bemerken, wenn man nicht einen Compaß und einen Polarstern hat, die objectiv sind und eine feste Grundlage den Verhältnissen, eine feste Richtung der Erziehung geben — dem Willen aber Ideale vorhalten, die nicht im Zusammenstoß mit der Alltagswelt wie Seifenblasen zerfließen. Ich habe während dieser drei Jahre gelebt, wie eben die Menschen leben, die ihren Polarstern vor sich und nicht über sich haben. Bin ich nicht so brutal und leichtsinnig gewesen wie Andere, so ist das keine Entschuldigung, denn theils hat meine Natur vielleicht minder niedrige Anlagen — und theils war ich erst am Anfang meiner Laufbahn. Wer weiß, wohin ich in zehn Jahren gerathen würde! Ich muß dies Treiben der Eitelkeit aufgeben. Ich habe nicht Marietta's stille Seelengröße, um mich unberührt davon zu halten — ich will es meiden. Aber was dann? . . . und was weiter? — —

In New-York wurden sie sämmtlich von ihren Verehrern und Bewunderern frohlockend wie alte Bekannte empfangen. Antonia's Bewerber und Mariano's Schüler fanden sich ebenfalls ein. Das Leben ging fort in seiner rauschenden Strömung, als ob es kein Ende habe. Die Concerte begannen wieder und Mariano ließ sich von Torrigi erbitten, so lange bei ihm zu bleiben, bis sich Antonia's Schicksal und

die Reise nach Mexico entschieden habe. Richard Stronghead erschien mit der vollen Zuversicht eines Mannes, der Millionär ist und doch die Geduld hatte, ein Jahr auf das Jawort zu warten. Allein Antonia sagte sehr entschieden Nein. Er begriff das gar nicht.

„Ihre Existenz ist für immer auf's Glänzendste gesichert, sogar im Fall meines Todes," sagte er.

„Die Ehe ist für mich keine Sache der Geldspeculation," erwiderte sie.

„Wir Amerikaner tragen unsere Frauen auf den Händen, Donna Antonia."

„Ich gehe und stehe lieber auf meinen Füßen, Sir."

„Ich weiß, Sie lieben Luxus und Pracht"...—

„Nicht genug, um mich dadurch erkaufen zu lassen!" unterbrach sie ihn lebhaft.

Diese Gleichgültigkeit gegen Millionen erschien ihm dermaßen merkwürdig, daß er sagte:

„Vielleicht hat sich Ihre Gesinnung geändert, wenn Sie die Reise nach Mexico, welche Sie jetzt sehr beschäftigt, abgemacht haben."

„In Augenblicken von Ueberdruß meines musikalischen Vagabundenthums wandelt mich oft eine Sinnesänderung an. Aber was würde es Ihnen helfen, wenn ich in einem solchen Augenblick Ihre Frau — und im nächsten steinunglücklich würde? Nein, Sir, es geht nun einmal nicht."

Dabei blieb sie. Die Bitten, die Drohungen, die Verzweiflung ihres Vaters erschütterten sie durchaus nicht. Höchst gelassen sagte sie:

„Ich werde mich verheirathen, wenn es mich glücklich macht. Sonst aber nicht."

Die Reise nach Mexico wurde festgesetzt.

Die Werbung.

Heliade war nach einem Jahr auf Arran-Caſtle Tochter des Hauſes und Gebieterin: ſo ſehr wurde ſie von ihren Pflegeltern geliebt und geachtet, ſo unvergleichlich füllte ſie die Stelle aus, die ſie bei dieſem vortrefflichen Ehepaar einnahm. Sie fühlte ſich auch ſehr glücklich, denn ſie konnte durch Liebe und Zärtlichkeit die Dankbarkeit ihres Herzens ausdrücken und ſie lebte in einem Kreiſe, in welchem ihr edler, lebhafter Geiſt reiche Nahrung, Anregung und Belehrung fand. Arran-Caſtle war für alle iriſchen Katholiken eine heimiſche Stätte, auf der alle Fragen erörtert wurden, welche ſich an die Kirche knüpften, mochten ſie auf dem Gebiet der Politik, der Literatur, des bürgerlichen oder des innern Lebens aufgeworfen werden. Denn die Kirche war eben das, was ſie ſein ſoll: die Sonne, um welche ſich das Planetenſyſtem des katholiſchen Lebens bewegt. Man begnügte ſich nicht damit, ſehr pünktlich äußere Obliegenheiten zu erfüllen und

für ſich ſelbſt im Stillen gläubig zu ſein; — man trat mit ſeinem Glauben hervor, wie mit einem Licht und einem Maßſtab, welche den Ereigniſſen ihre wahre Würdigung zukommen ließen — und die Leiden und Freuden der Kirche, ihr Aufſchwung und ihre Ausbreitung, ihre Verfolgungen und ihr Marterthum gehörten jedem Einzelnen ſo innig, wie ein Stück ſeines eigenen Lebens an. Daraus entſpringt eine hohe Univerſalität in der Auffaſſung, im Streben, denn je mehr die Grenze des Ichs und die Triebfeder des Egoismus vor der erhabenen katholiſchen Anſchauung, welche in der Kirche den myſtiſchen Leib Chriſti erblickt, zurücktritt, deſto höher und freier ſteigen die Gedanken auf, und deſto reiner wird die Liebe, dieſe ſchöne Mutter zahlloſer Kinder — welche Opfer heißen.

Was die Katholiken Irlands damals auf's Allerlebhafteſte beſchäftigte, war der Plan, aus ihren eigenen Mitteln eine Univerſität zu gründen und zu erhalten, die ihren Söhnen die Garantie darböte, bei dem Studium der Wiſſenſchaft nicht um den katholiſchen Glauben gebracht zu werden — ein Plan, der ſich nach mehreren Jahren durch die Gründung von Maynooth verwirklichte.

Zu den eifrigſten Förderern dieſes großen Werkes gehörte Lord Arran, deſſen Vermögen und deſſen Mangel an Nachkommenſchaft ihm erlaubten, große pecuniäre Mittel beizutragen — und Bryan O'Connor,

der alle katholischen Interessen mit doppelter Liebe umfaßte, weil er ihnen so lange fern gewesen war. Er kam häufig nach Arran-Castle, wo er ein willkommener Gast war und wo auch Heliade ihn stets freundlich begrüßte und mit gespannter Theilnahme allen Gesprächen folgte, welche jenen wichtigen Gegenstand berührten. Uebrigens hatte sie nicht die leiseste persönliche Theilnahme für Bryan und sie benahm sich mit ihm genau ebenso, wie mit allen übrigen Männern, welche Arran-Castle besuchten. Er betrachtete sie freilich mit andern Augen — und deshalb wollte es ihm scheinen, als könne er in der unendlichen Zartheit ihres Benehmens eine Schattirung entdecken, die ihm günstig sei.

Lord und Lady Arran wünschten von ganzem Herzen diese Verbindung. Es war ihnen eine Wonne, zu denken, daß Reginald O'Connor's Enkelin in dieser so natürlichen, so einfachen Weise das Erbe ihrer Väter wieder antreten werde. Sie nahmen sich vor, Heliade förmlich zu adoptiren und sie durch einen zwiefachen Grundbesitz an Irland zu binden. Ginge sie dann auch zum Besuch ihrer Großmutter nach Rom, so bliebe doch das grüne Erin ihre Heimath und Arran-Castle ihr Elternhaus. Freilich nahmen auch sie nicht den Schatten einer Neigung Heliadens für Bryan wahr, so daß der Graf einmal zu Lady Arran sagte:

„Ich bin so unvollkommen, daß ich fast ungeduldig über Heliadens gar so große Zurückhaltung werden

möchte. Könnte ſie nicht ein Lächeln, einen Blick für Bryan O'Connor haben, die ihn ermuthigten? Das iſt ja nichts Sträfliches! ... und ſie müßte doch ahnen, was in ihm vorgeht."

„Ja, wenn ſie eine Neigung für ihn hätte! ein ſympathiſches Gefühl hat ſolche Ahnung — wo aber Gleichgültigkeit herrſcht, kommt ſie nicht auf."

„Vielleicht denkt ſie auch, daß ſie, als ein ganz unbemitteltes Mädchen, keinen Anſpruch an eine glänzende Verbindung habe."

„Das würde ihr ganz ähnlich ſehen."

„Ich wünſchte daher, Bryan möchte mit ſeiner Bewerbung hervortreten, Magdalene! Junge Mädchen, die bis dahin ganz gleichgültig erſchienen, kommen zum Bewußtſein über ihre ſchöne Beſtimmung — wenn ihnen der Bewerber nicht entſchieden mißfällt ... und davon kann ja bei Heliade und Bryan nicht die Rede ſein."

Heliade dachte nicht an den Eheſtand, dachte nicht an Liebesglück. Aber — ſie dachte an Peregrin ... an Mariano Torrigi. Dies Andenken ſtörte nicht den ſchönen Frieden ihrer Seele, machte ſie weder mißvergnügt in der Gegenwart, noch unruhig über die Zukunft; aber ſie dachte an ihn, und kein Morgen kam und kein Abend verging, ohne daß ſie ſeinen Namen vor Gott genannt und ſeine Wege dem Schirm der Ewigen Liebe anbefohlen hätte. So weh

es ihr that, ihn auf dieſen Wegen wandelnd zu wiſſen: ſo bewahrte ſie doch ſtets den Balſamtropfen des Troſtes im Herzen: Er iſt kein Gorm! er braucht ſich nicht mehr für verpflichtet zu halten, ſich gegen die göttliche Wahrheit abzuſchließen. Kann ein Gorm nicht katholiſch werden, ſo kann es doch ein Mariano Torrigi — ja, es iſt nicht unmöglich, daß ein Mariano Torrigi katholiſcher Herkunft ſei; allein es iſt unmöglich, daß ein Menſch wie er, mit einem ſo offenen, ehrlichen Auge und Herzen für das Wahre, das Schöne, das Gute — nicht durch dieſe Richtung der Gnade zugeführt werden ſollte. — Heliade hoffte gemäß der Eingebung der reinen Liebe. Sie kannte nicht die ungeheuern Verlockungen, mit denen eine materialiſtiſche, frivole Welt auf die Jugend einſtürmt; ſie wußte nicht, wie manches offene Auge ſich von der Betrachtung des Schönen — zum Häßlichen herabſenkt; ſie wußte nicht, wie manches redliche Herz, von der fürchterlichen Lüge der Leidenſchaften umſtrickt, die Wahrheit, die es geliebt hat, allmälig haſſen lernt. Und das Alles, weil die Welt entchriſtlicht iſt und die Sünde nicht kennt. Sie kennt Verbrechen, ſie verurtheilt und ſtraft ſie im Namen der bürgerlichen Geſetze, welche das Verbrechen verletzt. Aber die Beleidigung göttlicher Geſetze kennt ſie nicht und will ſie nicht kennen — die Welt! ſie will dahin leben in ihrem Rauſch, in ihrem Taumel, in ihren jammervollen Freuden, in ihren leeren Genüſſen,

in ihrer Gottentfremdung — und das Alles soll nicht Sünde sein. — —

Bryan O'Connor war wieder auf Arran-Castle. Lady Arran wollte mit Heliade einen Morgenbesuch in der Nachbarschaft machen. Er begleitete sie an den kleinen offenen Wagen und reichte ihnen die Hand zum Einsteigen. Dann trabten die milchweißen Ponies munter von dannen. Bei einer Wendung des Wagens, der durch den Park seinen Weg nahm, grüßte Bryan noch einmal die Damen und Heliade winkte ihm freundlich mit der Hand den Gruß zurück. Ihr hellblauer Schleier schwebte wie ein Morgenwölkchen um ihr schönes Antlitz. Dann verschwand sie. Bryan horchte dem Wagen nach und als er sich besann und in das Schloß zurücktreten wollte, stand der Graf neben ihm und schlug einen Spazierritt vor.

„Ich habe heute Heliade meiner Frau abtreten müssen," setzte er hinzu.

„Und ich soll sie ersetzen?" fragte Bryan lächelnd.

„Allen Respect vor Ihnen!" rief Lord Arran munter, „aber Heliade ist schwer zu ersetzen."

Sie machten einen langen Ritt und kehrten mit einem Ausdruck von Zufriedenheit zurück, den sie einige Stunden früher nicht gehabt hatten. Lord Arran besonders sah strahlend aus und war bei dem Mittagessen, zu welchem sich noch andere Gäste einfanden, so ungemein heiter, daß Lady Arran, die ihn genau

kannte, bei ſich ſelbſt dachte: Bryan wird ſich erklärt haben! was wird Heliade thun?

Heliade war ahnungslos über das, was ihr bevorſtand. Sie muſicirte und plauderte den ganzen Abend mit einem halben Dutzend junger Männer und junger Mädchen und ſchien ſich ſehr gut zu unterhalten. Als ſich die Geſellſchaft getrennt hatte, beſtätigte Lord Arran der Gräfin ihre Vorausſetzung und wollte gleich am andern Morgen mit Heliade reden. Die Gräfin ſagte etwas beklommen:

„Ich bitte Dich, warte, bis unſere Gäſte fort ſind; denn wenn Heliade Nein ſagte, ſo würde das eine kleine Verſtörung geben. In einem ſolchen Fall haben trotz der höchſten Discretion die Wände Ohren.“

„Wie wird ſie denn Nein ſagen!“ rief der Graf mit einem Anflug von Unmuth. „Und gar, wenn ſie erfährt, daß es uns betrüben würde! Sie erfüllt ja jeden unſerer Wünſche mit einer rührenden Hingebung. Sie iſt ſchmiegſam, wie ich nie Jemand gefunden habe .... nach Dir, Magdalene.“

„Ja, ſchmiegſam wie eine Uhrfeder,“ ſagte Lady Arran.

„Nun, geſchmeidiger Stahl iſt ein vortreffliches Charakterelement,“ entgegnete der Graf. „Indeſſen kannſt Du doch Recht haben! .... wir wollen warten.“

Am andern Morgen durchſtreiften die jungen Leute den Park und Heliade führte ſie zu der Stelle, die ihr

am liebsten war, zu dem Wartthurm auf dem Felsenvorsprung über dem Meer. Das Innere desselben war ein kleiner Saal, der nach drei Seiten ein großes gothisches Fenster hatte, aus welchem der Blick abwärts — unmittelbar in die Tiefe der Brandung und Klippen fiel, geradeaus — über die Unendlichkeit des Oceans sich verlor. Eine kleine eiserne Wendeltreppe führte auf die Plattform, die mit Zinnen umgeben war und einen noch freieren Standpunkt und Blick gewährte.

Ein junges Mädchen rief ängstlich:

„Hu! mich überläuft ein Grauen, wenn ich nur hier aus dem Fenster sehe. Da oben würde mich der Schwindel fassen und in den Abgrund ziehen."

„Komme nur!" sagte Heliade; „der Zinnenkranz ist eine sichere Brustwehr."

Sie stieg hinauf. Einige folgten ihr; Andere blieben unten.

„Ich liebe die Höhen," sagte ein junger Mann, der Heliade begleitete. „Die Welt und das Leben sehen schöner aus, wenn man sie von Oben herab betrachtet."

„Ich finde es sehr hochmüthig von Ihnen," rief ein allerliebstes munteres Mädchen, „daß Sie das Leben von Oben herab betrachten wollen ... denn vom Betrachten zum Behandeln ist nur ein Schritt ... und eine solche Behandlung verdient das schöne,

fröhliche Leben nicht. Trotzdem — liebe auch ich die Höhen ... wenn sie interessant sind. Waren Sie in der Kugel von St. Peter in Rom?"

„Waren Sie auf der Pyramide des Cheops bei Cairo, Lady Jane?"

„O nein! zu wilden Völkerschaften, Beduinen u. dgl. reisen Damen nicht gern. Und was sieht man denn auf Ihrer Pyramide?"

„Die unermeßliche Wüste — und darin, wie einen bunten Teppich, Cairo mit seinen hundert Kuppeln und Minareten — und den Nil mit seinem schmalen bebauten Uferland, wie ein silbernes, grün besäumtes Band. Aber sonst nichts! nicht Baum noch Strauch, nicht Feld noch Hütte! nur die Wüste, gelb, grell, blendend; nach Norden und Süden — unübersehbar; nach Westen und Osten begränzt durch das lybische und arabische Gebirg."

„Diesmal theile ich Ihren Geschmack," sagte Lady Jane; „die Wüste schaue ich mir lieber von Oben herab an, als daß ich unten im Staube und im Sande wühlte."

„Aber, Lady Jane! Sand und Staub sind ja eben auch die Hauptbestandtheile des Lebens."

„Nun, und die Seele? Ist die nicht etwa ein Hauptbestandtheil des Lebens? — — Ah, Sie schweigen! — Ich habe gesiegt."

Heliade hörte nicht auf die Gespräche, die um sie

her geführt wurden. Sie lehnte ſich auf die Bruſtwehr der Zinnen und verſank in eine gewiſſe träumeriſche Betrachtung, die aus der gleichförmigen Bewegung und dem einförmigen Rauſchen der Wellen leicht hervorgeht. Sie bemerkte auch nicht, daß Bryan O'Connor neben ihr ſtehe. Ihre Gedanken waren auf der andern Hemiſphäre, und als ob ihr ſchönes Auge müde geworden ſei des vergeblichen Suchens, ſchloß ſie es ſanft — und da fiel eine große Thräne von ihren Wimpern. Sie drückte das Taſchentuch vor's Geſicht und wendete ſich dann mit hellem Blick nach der Geſellſchaft um. Als aber ihr Auge über Bryan hinſtreifte, begegnete ſie dem ſeinen, das eigenthümlich fragend, forſchend, auf ihr ruhte. Sie erröthete bei dem Gedanken, daß er ihre Thränen geſehen haben könne — während er ſich ſelbſt fragte: Um wen weint ſie? — Er hätte ſich auch fragen können: Warum weint ſie? — doch das fiel ihm nicht ein, obſchon es ihn viel weniger beunruhigt haben würde.

Der Tag verging wie alle übrigen. Am nächſten Morgen reiſten faſt ſämmtliche Gäſte ab; die Zurückbleibenden waren ein Paar alte Freunde des Grafen, die keine Störung machten — und ſo wurde denn Heliade zu einer Zeit, wo ſie ſich auf ihrem Zimmer mit Malerei und Lectüre zu beſchäftigen pflegte, in's Schreibcabinet von Lady Arran gerufen.

Da war auch der Graf und er eröffnete das Gespräch, indem er sagte:

„Heliade, Du weißt, daß es unsere Absicht ist, im Oktober mit Dir nach Rom zu Deiner Großmutter zu reisen. Wäre es Dir unlieb, wenn wir einen Reisegefährten hätten?“

„Wie kannst Du nur so fragen, lieber Papa?“ entgegnete Heliade unbefangen. „Wer Dir und der Mama genehm ist — wie sollte er es nicht mir sein.“

„Umsomehr, als es Bryan O'Connor ist, Heliade.“

„Ah! Bryan O'Connor!“ rief sie überrascht und erröthete, denn sie dachte an den Blick, womit er sie gestern betrachtet hatte.

„Wäre Dir das unlieb, Heliade?“

„Es wäre mir lieber, wenn er nicht mitginge,“ antwortete sie gefaßt.

„Er wünscht aber nur deshalb unser Reisegefährte zu werden, weil es sein höchster Wunsch ist, der Gefährte Deines Lebens zu werden und er läßt Dir durch mich diese Bitte aussprechen. Willst Du sie erhören, so machst Du nicht bloß ihn, sondern auch uns unaussprechlich glücklich, denn Du bleibst in Irland und bei uns.“

„In Irland und bei Euch, meine theuern Pflegeltern — o mit tausend Freuden, so lange Gott will!“ rief Heliade; „aber Bryan O'Connor und ich — das geht nicht an! ich erkenne mit tiefer Dankbarkeit das

Ehrenvolle dieſes Antrages und das Vertrauen, das Bryan O'Connor in mich ſetzt — doch eine eheliche Verbindung kann ich nicht mit ihm eingehen."

„Er iſt doch ein junger Mann, deſſen Charakter und Grundſätze Dir eine Garantie für ein friedliches Lebensglück darbieten würden," ſagte Lady Arran ſanft. „Auf dem Boden einer tiefen Uebereinſtimmung in allen Dingen, die Kirche und Glauben betreffen, iſt die Heiligkeit des häuslichen Heerdes geſichert, Heliade — und wenn dann Verſchiedenheiten des Geſchmacks, der Anſichten, der Neigungen ſich kund geben, ſo entſpringt daraus keineswegs Disharmonie, ſondern ein willkommener Anlaß zu kleinen Opfern."

„Ich begreife das," entgegnete Heliade ſchüchtern; „allein ich muß bekennen, daß mir Bryan O'Connor vollkommen gleichgültig iſt und daß es mir unmöglich ſcheint, eine Ehe einzugehen, ohne eine kleine Neigung des Herzens für den Mann zu fühlen, der mir für's Leben der Theuerſte ſein ſoll. Dies kann Bryan O'Connor nie für mich ſein — und deshalb ſchaudere ich vor dem Gedanken einer Verbindung mit ihm zurück."

„Es iſt durchaus angemeſſen, liebes Kind, daß Du nicht an eine Verbindung mit dieſem oder jenem Mann denkſt, ohne zu wiſſen, ob ſie je ſtattfinden werde," entgegnete Lady Arran. „Das erhält das Herz in ſchöner Ruhe. Aber weil es ruhig iſt, darf es nicht leichthin

einen ehrenvollen und in jeder Beziehung paſſenden Antrag ablehnen."

„Manche junge Perſon hat im erſten Augenblick ſo geſprochen wie Du, Heliade," ſagte Lord Arran. „Dann aber hat ſie den Bewerber genauer beobachtet, die Verhältniſſe gründlicher erwogen — und der Schluß war: eine glückliche Ehe. Betrachte von jetzt an Bryan O'Connor nicht bloß als den vortrefflichen jungen Mann, der er iſt, ſondern auch als Denjenigen, der Dich genug liebt, um eine ganze Zukunft von reinem, edlen Glück von Dir zu hoffen — und ich bin überzeugt, Du kommſt zu einem andern Schluß."

„Bedenke auch, welch ein Troſt für Deine Großmutter es wäre, welch eine Genugthuung für Alles, was ihr und ihren Kindern entzogen wurde — und welche Freude für uns alte Leute, die wir in Dir unſer jüngſtes Kind ſehen und mit der vollen Zärtlichkeit des Alters, die ſich nicht mehr über tauſend Gegenſtände erſtreckt, dies letzte Kind lieben," ſagte Lady Arran mit ſeelenvoller Innigkeit.

Heliade faltete die Hände und weinte.

„Weine doch nicht, theures Kind!" ſagte der Graf bewegt. „Ja, ja, Du haſt ganz Recht... es iſt namenlos ſchwer für ein junges Mädchen, zu dem Entſchluß zu kommen, ſich einen Herrn und Gemahl zu wählen. Alſo beſinne Dich und lehne nur nicht kurzweg ab. Du weißt, Bryan O'Connor iſt ein edler Menſch, der es

nicht darauf anlegt, im Sturm Herzen zu erobern. Er wird nur noch mehr Vertrauen zu Dir faſſen und noch höher Dich achten, wenn er ſieht, wie ernſt Du die Sache nimmſt und wie das, was man eine glänzende Partie nennt, ſo gar nicht Dich blendet."

„Nicht wahr, Heliade, wir dürfen ihm Hoffnung geben?" fragte Lady Arran, liebreich ihre Hände ergreifend und ſie an ſich ziehend.

Da erkannte Heliade, daß ſie die Wahrheit ſagen müſſe. Sie glitt vor Lady Arran auf die Knie und ſagte:

„Nein, geliebte Mutter, nein!... Vergebt mir, aber ich muß Nein ſagen."

„Du mußt, Heliade? Wer zwingt Dich dazu?" fragte Lady Arran.

„Mein Herz ... das nicht mehr mir gehört," erwiderte Heliade leiſe.

„Du biſt bei uns ſeit fünfviertel Jahren, lebſt mit uns in dem intimen Verhältniß einer Tochter, haſt nie die leiſeſte Andeutung der Art gemacht oder errathen laſſen — und trittſt plötzlich mit einer Neigung aus früherer Zeit hervor!" rief Lady Arran befremdet.

„Das iſt ein Vorwand!" rief der Graf.

„Kein Vorwand!" erwiderte Heliade ſanft und ernſt. „Mein Herz iſt gefeſſelt."

„Und iſt Deine Wahl Deiner würdig?" fragte der Graf ſtreng; — „ſteht eine Verbindung in Ausſicht?"

„Da sie aus früherer Zeit ist, so müssen Deine Eltern darum gewußt ... Dein Vater sie gebilligt haben ... that er das?“ fragte Lady Arran besorgt.

Heliade war in qualvoller Bewegung. Im Hinblick auf Peregrin Gorm hätte sie alle diese Fragen ruhig mit Ja beantworten können. Im Hinblick auf Mariano jedoch — war das nicht möglich. Den Zusammenhang aber zwischen Peregrin und Mariano durfte sie keinem Menschen offenbaren: das hatte sie Justinen gelobt! Sie wußte dies Geheimniß ja nur in einer Weise, die ihr nicht erlaubte, es zu enthüllen! Nannte sie Peregrin Gorm, so verzichtete sie auf Mariano — und nannte sie Mariano — ach! in welchem Licht mußte sie erscheinen! Sie schwieg und blickte flehend zu Lady Arran auf. Diese sagte mitleidig:

„Wenn es so ist, mein armes Kind, daß Du über diese Frage in eine kleine Verwirrung geräthst, so wollen wir sie fallen lassen, in der festen Ueberzeugung, daß Du eine Neigung, an welche Du nur mit Beschämung denkst, aus Deinem Herzen verbannen werdest.“

Da stand Heliade auf und sagte ruhig, aber mit zitternder Stimme:

„Nein, theure Mutter, es ist nicht so, daß ich mich meiner Neigung zu schämen hätte — und eben deshalb und durch manches Leid ... ist sie mir so

fest in's Herz gewachsen, daß ich sie nicht heraus-reißen kann ... noch will! ... Es sei denn, daß ich den Willen Gottes erkennte, der die Ueberwindung dieser Liebe von mir verlangte."

„Und wird sie eben so innig und treu erwidert?" fragte Lady Arran.

„Das weiß ich nicht!" entgegnete Heliade; „aber ich weiß, daß sie eine ganze Jugend ausgefüllt hat, bevor ich sie nur ahnte."

„Und kann sie denn zu einem glücklichen Ziel führen, geliebtes Kind?"

„Das weiß ich nicht! Menschlich gesprochen ist wohl keine Aussicht."

„Und an diese Chimäre will meine gute, klare, energische Heliade ihr Herz, ihre Jugend, ihr Leben verschwenden!" rief Lord Arran schwankend zwischen Zorn und Schmerz. „Stoße sie von Dir, diese Chimäre! blicke einfach edlen Verhältnissen in's Auge! erfülle den Wunsch eines vortrefflichen Mannes! beglücke Deine Eltern — das geziemt sich für Heliade!"

„Dem Einen die Hand ... dem Andern das Herz? ... Nein, mein lieber Vater, das ziemt sich nicht für Heliade," sagte sie tieftraurig.

„Nun denn ... wo ... wer ist der Mann, an dem Dein Herz hängt? — Was kann man für ihn thun? ... Wie heißt er? ... — Wie heißt er?" wieder-

holte Lord Arran, da Heliade ſchwieg. — „Du biſt es uns ſchuldig, ihn zu nennen.“

„Er heißt ... Mariano Torrigi,“ ſagte Heliade.

Der Graf fuhr entſetzt zurück. Lady Arran rief angſtvoll:

„Wer iſt es, Heliade?“

„Mariano Torrigi, der Violinſpieler,“ ſagte ſie.

Lady Arran brach in einen Strom von Thränen aus. Stumm und bleich ſaß der Graf da und rang nach Faſſung. Marmorblaß und ſtill ſtand Heliade vor ihnen, als erwarte ſie ihren Urtheilſpruch. Lord Arran faßte ſich zuerſt und ſagte mild:

„Es iſt gut, Heliade! geh' auf Dein Zimmer. Es verſteht ſich, daß von dem Allen, was wir mit Dir beſprochen hatten, jetzt nicht mehr die Rede ſein kann. Bryan O'Connor wird noch heute abreiſen.“

Da fiel Heliade auf die Knie, ergriff ſeine und Lady Arrans Hand, bedeckte ſie mit Küſſen und Thränen — und verließ ſchweigend das Cabinet. Oben in ihrem Zimmer ſank ſie auf ihren Betſchemel vor dem Bilde des Gekreuzigten nieder und flehte um Erleuchtung, ob ſie auch in der Ueberraſchung des unerwarteten Antrags verkehrt geſprochen, gehandelt habe ... ob ſie dem Wunſch ihrer Pflegeltern, ihrer Wohlthäter Gehör geben müſſe. — — Aber die innere Stimme, die ſtets ſich vernehmen läßt, wenn man ſie hören will, ſprach fort und fort: Nein! nein! ... Dem Einen die

Hand, dem Andern das Herz — das ist gewissenlos. Was meine Wohlthäter nun auch beschließen und ob sie mich fortschicken werden — ich muß wieder meine Welt in Trümmer stürzen lassen und Gott gehorchen! ... denn durch mein Gewissen spricht Er zu mir .... Nein! Nein! — —

„Magdalene, was ist dies für ein furchtbares Räthsel!“ rief Lord Arran, als er allein mit seiner Frau war. „Heliade, die edle, die zarte, die ich „das Hermelin“ nennen würde, wenn ich nicht fürchtete, sie eitel zu machen — Heliade verliebt sich in einen vagirenden Künstler, in einen Virtuosen! Nein, das übersteigt alle Begriffe, alle Erfahrung, alle Menschenkenntniß meiner grauen Jahre! Heliade läßt sich von einem genialischen Charlatan so bezaubern! — Ich bitte Dich, rede! was denkst Du, was meinst Du von diesem unerhörten Ereigniß!“

„Ich denke noch gar nichts!“ sagte Lady Arran, ihre Thränen zurückdrängend; — „ich bin betäubt vom Schreck. Aber so wie Du es auffaßt — Heliade ergriffen von einer mächtigen, andauernden Leidenschaft für einen herumziehenden Virtuosen — das scheint mir unmöglich. Dazu sind in ihrem Charakter gar keine Anhaltpunkte. Nie ist eine romanhafte Grille, nie die Sucht nach Ungewöhnlichem, nie eine Vorliebe für Phantasiegebilde im wirklichen Leben — bei ihr zum Vorschein gekommen.“

„Es gibt unglaubliche Anomalien im weiblichen Charakter," entgegnete Lord Arran. „Man ist nie sicher, ob es mit Euch in den Himmel oder in die Hölle geht. In Euren Seelen gibt's Fallthüren und Schlupfwinkel, welche unsere Seele nicht ahnt."

„Da hast Du ganz Recht!" sagte Lady Arran; „der weiblichen Natur ist Scheu und Schüchternheit eingeboren. Gibt ihnen die Gnade keine gute Richtung, so geben ihnen die Leidenschaften eine schlimme und das Weib wird versteckt, unaufrichtig, hinterlistig und unzuverlässig. Aber das paßt nicht auf Heliade mit ihrer geraden, offenen Seele."

„Und was sage ich an Bryan, dem ich so viel Hoffnung gemacht ... so ihn ermuntert habe, als könne die Sache gar nicht fehlschlagen!... Soll ich ganz ablehnen? — Aber wenn Heliade zur Besinnung käme! — Soll ich vorerst ablehnen und auf die Zukunft hinweisen? — Aber wenn sie sich nicht besinnt ... was dann!" —

„Sage ihm ganz einfach, Heliade wünsche nicht sich zu verheirathen und deshalb sei es besser, wenn er uns nicht nach Rom folge."

„Ich bin wahrhaftig so beschämt dem armen Bryan gegenüber, daß ich mich freue, in zwei Monaten Irland zu verlassen und ihn auf längere Zeit nicht wiederzusehen. Heliade kann dann in Rom bei ihrer Großmutter bleiben ... denn in unsern Plan paßt

ſie mit ihrer abentheuerlichen Neigung doch nicht mehr.“

„Nur nicht zu haſtig, lieber Freund,“ ſagte Lady Arran ſanft. „Vielleicht bringen die großen Eindrücke, die ſie in Rom empfangen wird, auch eine große Wirkung in ihr hervor und löſen ſie ab von kindiſchen Träumereien. Sie hat immer ſehr einſam gelebt, einſam bei ihren Eltern, einſam bei der Baroneſſe Ruffach. Erſt hier bei uns iſt ſie in einen jugendlichen Kreis eingetreten — und auch der umgibt ſie nicht immer. In der Einſamkeit aber lebt das Herz lange von einem ſtarken Eindruck, weil kein neuer da iſt, um ihn zu ſchwächen, zu verdrängen.“

So geſchah es denn. Bryan O'Connor reiſte ſogleich nach dem Geſpräch mit Lord Arran ab, während gegen Heliade mit keiner Sylbe, mit keiner Andeutung der Sache gedacht wurde. Lord und Lady Arran bewieſen ihr dieſelbe Liebe, dieſelbe Zärtlichkeit wie früher; kein Hauch von Verſtimmung oder Erkältung trübte ihr gütiges Benehmen. Sie fragten auch nicht nach einer Löſung des unbegreiflichen Räthſels. Sie ließen über jene Eröffnung einen dichten Vorhang fallen und behandelten Heliade ganz wie früher. Sie wußten, daß Heliade durch dieſe Güte und dies Vertrauen zu unbegrenzter dankbarer Liebe gerührt werden würde — und knüpften daran unbeſtimmte Hoffnungen. Während der Graf zu Bryan O'Connor ging

und ihm Heliadens ablehnende Antwort mittheilte, begab sich Lady Arran zu Heliade, welche sie in Thränen schwimmend auf ihrem Betschemel fand. Als Heliade statt der ernsten Vorstellungen, auf welche sie gefaßt war und welche sie in tiefer Demuth hinnehmen wollte, das liebreiche Wort hörte:

„Ich fürchtete wohl, Dich traurig zu finden, Heliade, und darum komme ich zu Dir. Grämе Dich nicht, trockene Deine Thränen, Du bist und bleibst unsere liebe Tochter, der wir vertrauen und von der wir hoffen, daß sie nie die Ehre Gottes und das Heil ihrer Seele über kleine Mädchenlaunen vergessen werde;" —

da sank Heliade mit einem Gemisch namenloser Empfindungen in Lady Arran's Arme. Denn ihr Gewissen gab ihr das Zeugniß, daß ihr die Ehre Gottes und das Heil ihrer Seele theurer gewesen sei, als ein süßes Liebesglück. Und während ihr das Vertrauen von Seiten ihrer Pflegeltern unsäglich wohl that, schmerzte es sie eben so tief, es nicht mit voller, aufrichtiger Offenheit beantworten zu können. Aber es war ja nicht ihr Geheimniß! ein fremdes offenbaren ... das war Verrath des Vertrauens. Sie hatte Justinen ihr Wort gegeben, über Alles zu schweigen, was deren Correspondenz betraf: sie hielt es. Lag es im Plan Gottes, die räthselhafte Begebenheit zu enthüllen, die aus Mariano Torrigi ... Peregrin Gorm — oder

auch umgekehrt! — machte, ſo konnte das durch andere Mittel und Werkzeuge geſchehen, als durch ſie. Ihre Aufgabe war — ſchweigen! —

„O meine theure Mutter!“ rief ſie mit heißer Inbrunſt: „Gott vergelt's, mit welcher Liebe und Nachſicht Du mich behandelſt! Vielleicht wird Er Dir dereinſt offenbaren, daß ich deſſen nicht ganz unwürdig bin.“

Damit war der Friede geſchloſſen und Lady Arran ſagte zu ihrem Mann:

„Im Grunde weiß ich gar nicht, warum wir ſo ſehr wünſchen ſollten, Heliade verheirathet zu ſehen! Sie wird ja dadurch von uns getrennt, nicht bloß räumlich, ſondern auch in ihren Intereſſen: Mann und Kinder gehen den Eltern vor. Hat eine Tochter Neigung zur Ehe — nun, ſo freut man ſich, ihr Glück begründen zu können und übergibt ſie mit großer Selbſtverleugnung einem Gatten. Hat ſie aber dieſe Neigung nicht, ſteht ſie ſo ruhig und zufrieden auf ihrem Platz wie Heliade, ſo wollen wir uns doch recht freuen, ſie behalten zu dürfen und die ſchöne, klare Stille ihres Weſens nicht verſtören durch unzeitiges Drängen zum Eheſtande.“

„Du haſt ganz Recht, Magdalene!“ entgegnete Lord Arran; „es iſt viel ſchöner, wenn ein junges Mädchen ſich im Elternhauſe glücklich fühlt, als wenn es, kaum erwachſen, ſich ſehnt nach dem eigenen

Heerd. Allein bei Heliade ist ja der schreckliche Umstand mit dem Violinspieler im Hintergrunde; und der macht mir den Eindruck, als sei unser schneeweißes, zartes Hermelin in das garstige Netz einer ungeheuern, abscheulichen Kreuzspinne gerathen."

„Welche übertriebene Vorstellung!" sagte sie lächelnd. „Ich habe bezüglich dieses Punktes große Hoffnung auf Rom gesetzt. Eine solche Reise wirkt mächtig auf ein junges, empfängliches Gemüth. Unter dem Schutt und der Größe von Jahrtausenden faßt der denkende Mensch seine Bestimmung ernster und höher als nach Jugendeindrücken und Liebesträumen auf."

„Und des Contrastes wegen wollen wir unsern Weg über Paris nehmen. Dann kann sie Vergleiche anstellen und ihre Sympathien wählen. Bei ihr — nicht bei allen jungen Personen! — kann man das wagen."

Heliade freute sich unaussprechlich zu der Reise. Für die Jugend hat das fremde Land, das da irgendwo hinter den dunkeln Bergen oder jenseits des blauen Meeres liegt, den vollen Zauber, den das Unbekannte mit all seinen Schätzen und Herrlichkeiten auf die Phantasie übt, welche noch nicht durch die Enttäuschungen der Wirklichkeit ernüchtert wurde. Ueberdies hatte Rom, als Colomba's Heimath, einen süßen Reiz für Heliade, die in ihrem Gedächtniß alle

Jugenderinnerungen ihrer Mutter bewahrte. Ihr eigener früher Beſuch bei der Großmutter, bevor ſie mit den Eltern aus Florenz nach Dresden überſiedelte, hatte ſich auf einige wenige Tage beſchränkt, welche ſie im Häuschen am Fuß des Celio verlebte, ſo daß ihr Rom für ihre Perſon etwas ganz Neues war. Sie ſtudirte Beſchreibungen, Bilder, Pläne von Rom — und dieſe Studien ſollten dann an Ort und Stelle ganz gründlich fortgeſetzt werden.

„Wenn uns nur kein Unfall zuſtößt, bis wir dort ſind!“ ſagte ſie zu Lord Arran; — „das Glück, in Rom zu ſein, kommt mir für Katholiken ſo groß vor, daß ich noch gar nicht recht auf die Verwirklichung zählen mag.“

„Freue Dich getroſt, Heliade!“ erwiderte Lord Arran; — „mit Gottes Hülfe erreichen wir wohlbehalten die ewige Stadt. Aber vergiß nicht, daß ſie auf unſerer Erde, auf dieſem kleinen, mittelmäßigen Planeten liegt, und daß dieſe Mittelmäßigkeit ſich überall geltend macht, überall vordrängt, wo Menſchen beiſammen ſind. Als ein Wunder der Gnade tritt uns zuweilen, flüchtig, vereinzelt, die Vollkommenheit entgegen — aber ihre Heimath iſt nicht hienieden, wo überall der Tod, der phyſiſche, der ſeeliſche, ihr drohend entgegenſtarrt. Ihre Heimath iſt „das Land der Lebendigen“ — wie die heilige Schrift ſo ſchön das ewige Leben nennt, das

keinen Tod mehr zu fürchten hat. Vollkommenes Glück, vollkommene Tugend, vollkommener Friede für Alle und für immer entspricht nicht der Bestimmung des Menschen hienieden; — sie heißt Kampf."

„Ja!" sagte Heliade, „sie heißt per aspera ad astra."

„Vergib uns unſere Schuld.“

Auf dem Broadway, der eleganteſten Straße von New-York, ging ein katholiſcher Prieſter. Er trug die gewöhnliche ſchwarze Soutane. Der Luxus, die Elegance, die Frechheit, das Laſter dürfen ſich allüberall in den Livreen ihres Reichthums, ihrer Ueppigkeit, ihrer Gemeinheit öffentlich zeigen. Ihnen gehört der Boden, den ſie betreten oder über den ihr Wagen dahinrollt; ihnen gehört die Luft, die ſie umgibt, die Sonne, die über ihnen ſcheint; ihnen gehört die Achtung, die Bewunderung, der ſtille Neid, das Wohlgefallen der großen Menge, welche dieſe bunten blanken Livreen noch nicht trägt, aber um deſto begieriger nach ihnen iſt. Doch das edle Ordenskleid darf ſich in manchen großen Städten nicht öffentlich ſehen laſſen. Das hat nach des Pöbels Meinung — Pöbel in Lumpen, Pöbel in Sammt und Seide — kein Anrecht an Sonnenſchein und friſcher Luft. Das nimmt ſich heraus in ſchweigender Demuth, in ge-

lassener Armseligkeit ein Gleichgültigkeitszeugniß gegen die Hoffart und gegen den Prunk abzulegen und zu beweisen, daß es noch Menschen gibt, die nicht auf der Fährte des Goldes den Staub lecken. Es ist freilich wahr: Niemand nimmt gern einen öffentlichen Vorwurf hin — und das edle Ordenskleid ist unter Umständen und auf manchen Stätten ein so schneidender Vorwurf, daß sich tausend und aber tausend Augen davor niederschlagen müssen — wenigstens nach Innen. Das verstimmt und erzeugt Groll und Trotz. Daran ist nun allerdings nicht das Ordenskleid, sondern das fremde böse Gewissen Schuld; allein jenes muß dafür büßen, indem es durch dieses in Acht und Aberacht erklärt wird, weil es so vermessen ist, durch seine Erscheinung die Allein-Berechtigung des Mammon-Cultus in Frage zu stellen. Deshalb durfte jener Priester nicht im weißen Ordenskleide der Dominicaner in den Straßen von New-York umhergehen.

Schon jetzt erregte sein priesterliches Kleid ein Mißfallen bei einigen jungen Leuten. Sie folgten ihm auf dem Fuß nach, mit spöttischen Bemerkungen und verhöhnenden Gesprächen. Der Priester ging so ruhig seines Weges, als bemerke er gar nicht diese Brutalität — und vielleicht bemerkte er sie wirklich nicht, so vertraut sah er aus mit allem, was Leiden ist. Das ärgerte aber die Bande! Zwei

von ihnen lösten sich von den Uebrigen ab, gingen ein Paar Schritte vor und nahmen den Priester in ihre Mitte, indem sie Worte des Hohnes gegen seinen Stand und der Lästerung gegen seinen Glauben ausstießen. Kaum hatten sie aber in dieser Weise einige Schritte gemacht, als ihnen ein anderer junger Mann rasch entgegenkam, sie mit einem Blick kalter Verachtung maß, den Arm des Priesters unter den seinen nahm und verbindlich zu diesem sagte:

„Ich hoffe, nicht unbescheiden zu sein, wenn ich um die Erlaubniß bitte, Sie begleiten zu dürfen;“ — und Beide setzten den Weg fort, den der Priester eingeschlagen hatte.

Die wüsten Gesellen blieben zurück und der eine rief:

„Was zum T—l! hat der Mariano Torrigi mit dem verfl— Schwarzrock zu thun!“

„War das Mariano Torrigi, der Violinspieler?“ riefen ein Paar Andere.

Der Priester aber sagte ruhig zu Mariano:

„Sie sind sehr gütig, Sir, sich meiner anzunehmen; allein wir sind an dergleichen Scenen gewöhnt und müssen immer auf sie gefaßt sein.“

Im Lande der allgemeinen Freiheit für jede Religion und jeden Cultus? ... wie ist das zu erklären!“ rief Mariano.

„Dadurch, daß Prinzip und Praxis zweierlei sind,“ entgegnete der Priester lächelnd.

„Dann wäre die Handhabung des Prinzips eine beſtändige Lüge," ſagte Mariano.

„In Europa verſucht man allerdings dergleichen. Man ſchreibt in einem Paragraphen der Staatsgeſetze: Die Kirche iſt frei — und dann umzingelt man ſie mit andern Paragraphen, welche es möglich machen, ſie wie eine Sklavin zu behandeln. Das iſt hier durchaus nicht der Fall! der Staat bekümmert ſich gar nicht um uns. Wir können Gotteshäuſer bauen, Schulen eröffnen, Klöſter und fromme Anſtalten gründen, hierarchiſche Organiſation einführen, ganz nach katholiſchen Grundſätzen und Bedürfniſſen, ganz ſo weit und ſo viel der katholiſche Glaubenseifer opferwillig iſt. Bevormundung, Einmiſchung des Staates in dieſe Angelegenheiten iſt etwas ganz Unbekanntes. Die Kirche beſteht auf ſich und durch ſich; ſie iſt arm, aber frei, und geht einer ungeheuern Zukunft entgegen. Was aus Amerika wird — wer kann es ſagen? Wer mag ſich da auf Prophezeihungen einlaſſen? Einige nennen es einen Coloß auf thönernen Füßen. Andere ſagen: Mit nichten! die Füße ſind nicht von gebrechlichem Thon, ſondern von feſtem Gold. Und darauf entgegnen wieder Andere: Zum Fundament eines Staates iſt auch das Gold nicht feſt genug. Wie dem nun ſei!... die Kirche hat eine glänzende Zukunft in Amerika — und vielleicht gerade deswegen müſſen ihre Diener, die durch das

Freiheitsprinzip in ihrem Wirken geschützt sind, persönlich hie und da einige Neckereien dulden. Das kann nicht anders sein! Das Banner der Kirche — ist das Kreuz, und das Kreuz — spricht der Apostel St. Paulus — ist den Heiden eine Thorheit. Bei unsern modernen Heiden fällt von der Verachtung dieser Thorheit auch etwas für den Sohn des Kreuzes, den Priester, ab."

„Mein Herr!" rief Mariano, der dem Priester aufmerksam zugehört hatte: „wo in der Welt haben wir uns schon gesehen?"

„Nirgends, das ich wüßte!" erwiderte der Priester und sah mit seinen schönen, dunkeln, liebedurchleuchteten Augen freundlich Mariano an.

„Und je mehr Sie mich betrachten, desto gewisser wird es mir!" sagte Mariano: „ich habe schon irgendwo in der Welt Ihre Augen gesehen! aber wo? . . . wo?"

„Augen sind Augen, Sir!" entgegnete der Priester lächelnd; — „hat man deren viele gesehen, so täuscht man sich leicht."

„Sind Sie ein geborner Amerikaner?"

„Nein, Sir, ich bin ein Ire."

„O . . . Heliade!" rief Mariano mit erstickter Stimme in grenzenloser Ueberraschung. Er wußte, daß ein Bruder ihrer Mutter Missionär in Amerika

ſei. Er wußte, welche Augen er vor ſich habe und an wen ſie ihn erinnerten.

Der Prieſter war nicht weniger überraſcht durch Mariano's Ausruf und ſeine Bewegung. Wer war dieſer junge Mann? Von welcher Heliade mochte er ſprechen? Da Mariano ſchwieg, fragte auch er nicht weiter und nur nach einiger Zeit ſagte er:

„Ich bitte, machen Sie ſich nicht länger die Mühe, mich zu begleiten. Wir ſind ganz in der Nähe des Hauſes des Herrn Erzbiſchofs, bei dem ich wohne... und ich danke Ihnen herzlich für Ihre Begleitung.“

Schweigend gab ihm Mariano ſeine Karte. Der Prieſter warf einen Blick auf den italieniſchen Namen, deſſen Berühmtheit ihm gänzlich unbekannt war und ſagte:

„Ein Italiener! ... ah, ſo ſind Sie Ihrem Prieſter zu Hülfe gekommen!“

„Doch nicht! ich bin nicht katholiſch.“

„Nun dann bin ich Ihnen um ſo dankbarer, Sir, und kann ich Ihnen auch meine Karte nicht geben, weil ich keine beſitze, ſo kann ich Ihnen doch ſagen, daß ich Reginald O'Connor, Dominicanerordens, bin.“

Sie ſchüttelten die Hände und trennten ſich.

Als Mariano zu Hauſe kam, flog ihm Torrigi wie wahnſinnig entgegen und rief, indem er mit beiden Händen ſein Haar durchwühlte:

„Gefahr! Gefahr! ſie iſt in Gefahr! ... O meine

Tota! ... o ſie wird denſelben Weg gehen, den meine Cecca gegangen iſt — und ich unglückſeliger Vater verliere meine beiden Juwele und bin auf ewige Zeiten ein geſchlagener Mann!"

„Was fehlt ihr?" fragte Mariano entſetzt.

„Ein Nervenfieber iſt im Anmarſch! ... Was ſag' ich! Anmarſch? — iſt bereits im vollen Ausbruch. Der Doctor behauptet, ſie müſſe ſich ſeit Wochen krank gefühlt haben ... und gibt zu verſtehen, daß es bei ihrer kräftigen Organiſation ſehr bedenklich werden könne! .... Marian, dies iſt ein furchtbarer Schlag! ... Statt nach Mexico zu gehen muß ich hier bleiben und vielleicht hier mein Kind begraben! .... Das wäre zu hart, Marian, zu hart!"

Marian war betäubt vor Entſetzen, daß der Tod ſeine Hand nach dieſem jungen Leben ausſtrecke und er konnte ſich des Gedankens nicht erwehren, daß er eine Mitſchuld an dieſer Cataſtrophe trage. Antonia hatte mit einer gewiſſen trotzigen Freude, als mache es ihr Vergnügen, einem Mann weh zu thun, höchſt entſchieden den überraſchten und gekränkten Richard Strongheab abgewieſen. Keine Bitten, keine Vorſtellungen ihres Vaters fanden Gehör bei ihr.

„Ich will meine Jugend, meine Freiheit genießen! So lange war ich Sklavin des Violoncello's — und nun ſoll ich Sklavin der Launen eines Mannes werden, der heute mich liebt und morgen mich vergißt?

Mit nichten! In den ersten zehn Jahren will ich vom Eheſtand nichts hören, Vater! .... und jetzt will ich erſt recht anfangen, munter und vergnügt zu ſein."

So ſprach Antonia und ſie führte dieſes Vorhaben inſofern aus, als ſie ſich in einen Taumel von rauſchenden Vergnügungen ſtürzte. Sie ritt mit Leidenſchaft den ganzen Tag; ſie tanzte mit Leidenſchaft die ganze Nacht; kein vernünftiger Gedanke kam in ihren Sinn, kein vernünftiges Wort berührte ihr Ohr. Wenn Marietta beſorgt ſagte:

„Antonia, welchem Ziel und Ende ſtürmſt Du zu?" ſo erwiderte ſie:

„Das weiß ich nicht und es iſt mir auch ganz gleichgültig. Wenn ich ankomme, werd' ich es ſchon erfahren."

„Ja wohl ... aber zu ſpät."

„Zu ſpät, Marietta, wäre es nur in dem Fall, daß ich mich eines guten Tages in der Hölle wiederfände. Aber dahin komme ich nicht: ich thue ja nichts Böſes. Ueberdas iſt es noch gar nicht gewiß, ob es überhaupt ewige Höllenſtrafen gibt — ja nicht einmal, ob eine Hölle! ich bin zweifelhaft darüber."

Marietta ſagte wehmüthig: „Wenn Du als Kirchenlehrer auftrittſt, möchte ich lächeln! aber Eines ſteht feſt, Tota: die Hölle und ihre ewigen Strafen

werden nur von Denen geleugnet, welche auf dem Wege ſind, ihnen zu verfallen.“

Ich wiederhole Dir aber, daß ich nichts Böſes thue,“ rief Antonia ungeduldig.

„Treibſt Du nicht einen unſinnigen Luxus?“ fragte Marietta.

„Unſinnig — nein! Luxus — ja! Der Luxus iſt etwas ſehr Gutes und Vernünftiges: er beſchützt und hebt die Induſtrie.“

„Denkſt Du an etwas Anderes, als an Kleider und Schmuck, an Tanzen und Reiten, an Vergnügungen vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend?“

„Nun, das ſind doch wahrhaftig höchſt unſchuldige Gedanken, Marietta!“

„Biſt Du nicht immer umringt von einem Schwarm von Männern, welche Dir weiß der Himmel was Alles für Dinge ſagen?“

„Dies kann ich nicht leugnen, Marietta.“

„Verräth das nicht Eitelkeit, Leichtſinn, Gefallſucht ... vielleicht Schlimmeres noch?“

„Marietta!“ rief Antonia lachend, „es iſt mein Gaudium, den Männern den Kopf zu verdrehen! und da ſie nur in dieſem Zuſtand erträglich — ſonſt aber ſchwerfällig, trocken, plump und langweilig im Uebermaß ſind: ſo müſſen ſie es mir danken, daß ich die Güte habe, ſie einigermaßen liebenswürdig zu machen.“

„Nie werd' ich begreifen, was es Dich angeht, ob Herr X. oder Herr Z. langweilig oder unterhaltend iſt," ſagte Marietta traurig.

„Wie? das begreifſt Du nicht? Ich lebe ja zwiſchen ihnen und mag lieber lachen, als gähnen — was höchſt natürlich iſt. Und dann ſind es keineswegs die Herren X. Y. Z. — unbekannte Größen! ſondern die Herren Frankman und Staunton und Penrith und Miller, ſämmtlich ſehr reich und zur beſten Geſellſchaft gehörend. O, ich wähle meine Leute! ich habe Welt- und Menſchenkenntniß! ich bin nicht mehr die ungeſchickte, rohe Tota von früher! Und bin ich auch etwas eitel und Alles, was damit zuſammenhängt, ſo gehe ich doch, allen dieſen Herren gegenüber, nicht ein Haarbreit weiter, als ich eben will — und da ich nichts Böſes thun will, ſo thue ich nichts Böſes."

„Nennſt Du einen Zuſtand nicht ſchlimm, in welchem Du nicht eine einzige Tugend übſt, welche ein junges Mädchen haben ſoll?"

„Mein Gott! dieſer Zuſtand iſt nicht meine Wahl. Früher war er mir ein Greuel. Ich mußte dennoch darin bleiben. Jetzt gefällt mir das, was in ihm berauſchend iſt. Nie hatte ich Zeit, mich auf beſondere Tugenden zu verlegen ... denn ich mußte mich mit all meinen Kräften auf's Violoncell verlegen. Daß man dabei nicht zu hohen Tugenden gelangt,

verſteht ſich von ſelbſt. Du biſt freilich ganz anders, Marietta! eine kleine Heilige biſt Du! ... doch das iſt nicht Jedermanns Sache — und die meine gewiß nicht."

So ſprach, ſo dachte, ſo lebte Antonia. Marietta ſah es mit Jammer. Auf dieſer abſchüſſigen Bahn, ohne Zügel, ohne Leitung, nur noch gehalten durch den ſchwachen Ueberreſt guter Inſtinkte, mußte die Seele zu Grunde gehen. Mariano ſah es mit noch größerem Jammer. Er hätte ſeinen Einfluß auf ſie zu ihrem Heil verwenden können, wenn er ſelbſt beſſer und ſtärker geweſen wäre; — oder er hätte ſich ſo wenig um ſie bekümmern müſſen, wie um „das ſtille Kind"; dann wäre ſie vielleicht ruhiger und gleichgültiger geblieben, hätte Richard Stronghead geheirathet und wäre eine vernünftige Frau geworden. Aber dieſer Traum von Liebe, den er, wenn nicht hervorgerufen, ſo doch nicht ſogleich zerſtört hatte, warf ſie ſo recht in den Strudel hinein. Einestheils wollte ſie ſich zerſtreuen und anderntheils ſuchte ſie Erſatz — ohne über das Letztere mit ſich im Klaren zu ſein, da ſie Niemand fragte, Niemand zu Rath zog. In ſeiner peinlichen Beſorgniß um Antonia hatte er einmal Marietta gefragt, ob Antonia noch ihre religiöſen Pflichten erfülle, und die Antwort erhalten:

„Sie macht es wie der Vater und geht in der

österlichen Zeit Einmal zu den heiligen Sacramenten. Da sie jedoch gar nicht daran gewöhnt ist, sich Rechenschaft über ihr Gewissen abzulegen, so müssen ihre Beichten nothwendig höchst oberflächlich bleiben, ohne Reue, ohne Vorsatz der Besserung, ohne irgend einen guten, practischen Entschluß. Vielleicht ist ihr Seelenzustand der Art, daß er die Absolution ungültig macht und auf keinen Fall kann die Wirkung der heiligen Communion tief und kräftig sein."

„Wie glücklich bist Du, solche himmlische Hülfe zu haben!" sagte Mariano. „Es muß ein eigenthümliches Wonnegefühl sein, sich zu sagen: Jetzt sind dir deine Sünden vergeben! — und ich begreife, daß man, nachdem man diese Bürde von sich genommen weiß, sich zu einem neuen Leben entschließen könne.

„Und Du zögerst noch trotz dieser Einsicht!" rief sie lebhaft; — „o betrübe nicht Deinen heiligen Schutzengel, der Dir all diese guten Gedanken zuflüstert."

„Auch andere Gedanken kommen mir, Marietta, und [illegible] dawider: Täuschung, Irrthum."

[illegible]bst Du an die Offenbarung?" fragte sie; [illegible]st Du, daß göttliche Wahrheit in der hei[illegible]rift niedergelegt ist? — Glaubst Du das, [illegible] Du finden, daß kein Wort weniger als [illegible]g und Irrthum auf das Sacrament der [illegible]ßt und daß unser göttlicher Erlöser sich

selten mit größerer Bestimmtheit aussprach als damals, da er zu seinen Aposteln nach seiner Auferstehung sagte: „Nehmet hin den heiligen Geist. Welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen; welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten.“

„Sieh, Marietta,“ erwiderte er sinnend, „es ist etwas ganz Eigenes mit dem Glauben an die christliche Offenbarung, sobald uns dieselbe nicht durch ein unfehlbares, untrügendes Organ vermittelt wird, d. h. sobald wir nicht auf dem Boden einer göttlich beglaubigten Kirche stehen. Ich glaube an ein offenbartes Christenthum, weil ich dessen Sittenlehre zu schön und dessen Hoffnungen für Zeit und Ewigkeit zu erhaben und trostreich finde, um aus menschlichen Gedanken hervorgegangen zu sein; — aber einzelne Punkte und Lehren glaube ich auch wieder nicht, finde sie überflüssig, nebensächlich, lasse sie fallen, deute sie nach Gutdünken, lege meinen subjectiven Maßstab an sie. Genug ... fragst Du mich, ob ich an die göttliche Offenbarung der christlichen Religion glaube? so muß ich, um aufrichtig zu sein, antworten: zum Theil.“

„Da bist Du ganz auf Deinem Platz, Marian! die Irrlehre, in der Du aufgewachsen bist, macht es so. Das ist Dir in Fleisch und Blut übergegangen! aber der Christ soll stärker sein, als das Fleisch — die Wahrheit soll den Irrthum besiegen. Fange nur

endlich einmal an, Dich aus Deiner Gleichgültigkeit aufzuraffen."

„Ah bei Gott! ich bin nicht gleichgültig! ich bin nur gelähmt durch unſere gräßliche Exiſtenz."

„Für Dich geht ſie jetzt ja gleich zu Ende," ſagte Marietta ſeufzend; — „aber wann für mich? Wann wird der Vater ſeinen Golddurſt ... wann Antonia ihren Freudendurſt geſtillt haben!"

„Begib Dich in meinen Schutz!" rief Mariano; „ich geleite Dich ſicher nach Genua ... oder wohin Du willſt! Brauchſt Du im Kloſter eine Mitgift — ich zahle ſie mit Freuden. Dann hätte ich doch etwas Gutes gethan! hätte doch einer Seele dazu verholfen, über die armſelige Alltäglichkeit ſich zu erheben! hätte doch die Wonne, bei einem Weſen ein Streben zu fördern, das nicht die Erde und ihre Genüſſe zum letzten Ziel hat! Nimm es an, Marietta ..: und Du wirſt meine größte Wohlthäterin ſein."

„Das ſieht Dir ähnlich, Marian!" ſagte ſie ſanft und traurig; — „aber ich darf nicht! ich muß das Opfer bringen, welches Gott jetzt von mir verlangt, und nicht das, welches ich bringen möchte. Der Vater würde in Zorn und Verzweiflung gerathen, Ors' Anton hätte Niemand, der ſich ein wenig mit ihm beſchäftigte und ihn möglichſt fern von dem Tumult hielte, der auch ihn bedroht — und Antonia endlich würde ganz verlaſſen ſein und nie ein warnendes

Wort hören. Nein, ich muß ausharren! aber Gott vergelte Dir die gute Absicht und gebe Dir die Gnade, daß die Seele, deren Streben und Verlangen Du fördern möchtest — Deine eigene sei."

Die Abreise der Familie Torrigi von New-York nach Mexico und Mariano's nach England war festgesetzt. Da erkrankte Antonia. Sie hatte längst das Fieber in ihren Pulsen gefühlt, aber sich bis auf's Aeußerste dagegen gewehrt. Nun brach sie zusammen.

„Gott sei gedankt ... ich sterbe!" sagte sie zu der entsetzten Marietta.

Eine barmherzige Schwester wurde zu Hülfe gerufen und das Krankenzimmer nahm die Besorgniß und die Theilnahme der ganzen Familie in Anspruch. Das Fieber war so heftig, daß Antonia entweder im Delirium oder in stumpfer Betäubung war. Sie erkannte Niemand, sie sah und hörte nicht, sie verstand nichts. Mit namenloser Angst harrte Marietta auf einen lichten Augenblick, um einen Priester zu rufen. Sie verließ mit keinem Schritt das Krankenzimmer. Sie fürchtete, die barmherzige Schwester werde minder aufmerksam das Erwachen von Antonia's geistigen Kräften beobachten als sie. Sie bat Gott nicht um Leben, nicht um Sterben; — nur aber, daß die Seele der Kranken, sei es für's Leben, sei es für's Sterben — nicht im Torpor verbleibe.

Die barmherzige Schwester bat dringend, Marietta möge sich doch einige Ruhe gönnen, ein Paar Stunden der Nacht durch Schlaf — und des Tages in der frischen Luft sich erholen; aber Marietta antwortete nur:

„Es soll geschehen, wenn die Gefahr vorüber ist."

Der Arzt hatte erklärt, am neunten Tage werde eine entscheidende Krisis eintreten. Es geschah aber nicht; — die Krankheit trat nur in ein anderes Stadium und der einundzwanzigste Tag sollte nunmehr der entscheidende sein. Indessen gaben sich Alle der Hoffnung hin, daß die größte Gefahr überwunden sei, denn Antonia war jetzt ihrer Sinne vollkommen mächtig. Das Fieber wüthete fort, ließ jedoch ihren Kopf ganz frei. Auf Marietta's schüchterne Frage, ob ihr der Empfang der heiligen Sacramente nicht ein Trost sein würde, entgegnete sie:

„Ich bin noch nicht bei dem Viaticum."

„Das weiß ich!" entgegnete Marietta.

„Wenn es so weit ist, werde ich es sagen und einen Priester verlangen," versetzte Antonia.

Das war trostlos, denn sie konnte ja jeden Augenblick in Bewußtlosigkeit zurückfallen. Marietta hätte gern einen Priester gerufen; sie wußte aber nicht, welchen Eindruck es auf Antonia machen, ob es sie erschrecken, sie verstimmen werde. Auf eine leise Anfrage bei dem Vater gerieth dieser in Wuth:

„Warum sprichst denn Du ihr das Todesurtheil, da der Arzt doch noch Hoffnung gibt!“ rief er.

Endlich wendete sie sich an Mariano und sagte:

„Was fangen wir an! der Vater und Antonia haben die verkehrte Ansicht, daß der Priester nur in extremis zu rufen sei. Aber dann weiß der Sterbende oft gar nichts mehr von seinen Sinnen, und ist immer zu schwach, um sich gehörig sammeln und vorbereiten zu können. Deshalb wäre es so wünschenswerth, wenn Antonia jetzt beichtete, da sie jetzt klar und ruhig ist.“

„Ich werde einen Priester zu mir rufen,“ entgegnete Mariano, „und dann wollen wir sehen, was sich weiter thun läßt.“

„Kennst Du katholische Geistliche in New-York?“ fragte sie verwundert.

„Gerade nur diesen, den ich in Schutz nahm gegen die Brutalität einiger zweibeinigen Bestien,“ erwiderte Mariano — und begab sich zu Pater O'Connor.

Dieser empfing ihn sehr freundlich und wurde noch freundlicher, als Mariano ihm seine Bitte vortrug.

„Gott vergelt's Ihnen, dem Akatholiken, daß Sie die Hand bieten, um einer Seele dasjenige Sacrament zuzuwenden, auf welches Diejenigen, die außerhalb der Kirche stehen, mit Geringschätzung blicken.“

„Das müssen Sie ihnen vergeben, mein Pater! sie hören ja nichts Anderes, als daß man sich stillschweigend vor Gott als großer Sünder bekennen müsse und daß darauf eine Vergebung erfolge, die viel gewisser, als die priesterliche Absolution sei — da die Priester sich nur diese Gewalt angemaßt hätten."

„Glauben Sie das?" fragte P. O'Connor lächelnd.

„O nein!" rief Mariano; „aber für Akatholiken, die keine Priester haben, bleibt ja nichts Anderes übrig, als sich mit einer solchen Annahme zu beruhigen ... — so lange man es vermag."

„Wie kommen Sie in Ihren Verhältnissen, in Ihren Umgebungen auf solche Gedanken!" rief P. O'Connor mit höchstem Erstaunen.

„Sie wissen also, daß ich der berühmte Violinspieler bin?" fragte Mariano.

„Ja, ich erfuhr es, als ich unsere Begegnung in der vorigen Woche erzählte und Ihre Karte vorzeigte. Aber Sie müssen mir meine Verwunderung vergeben! es ist selten, daß sich Personen, die sich Ihren Beruf wählen, mit religiösen Wahrheiten denkend und gründlich beschäftigen."

„Mein Beruf mag wohl nicht ganz mein Beruf sein," antwortete Mariano trübe. „Nur die Umstände brachten mich dazu; nicht freie Wahl. Auf die Wahrheiten der katholischen Glaubenslehre bin

ich aber aufmerksam geworden ... durch zwei junge Mädchen. Edlere Wesen hab' ich nie gekannt."

„Das wird aber immer merkwürdiger!" sagte P. O'Connor. „Wie selten kommt ein berühmter Virtuose in Beziehung zu solchen jungen Mädchen!"

„Es sind auch nur zwei, mein Pater: die eine in Europa, die andere in Amerika."

„Und wenn auch nur zwei ... so ist es schon eine große Gnade, daß Ihnen auf jeder Hemisphäre ein solches Wesen begegnete."

„Und daß die eine meine Cousine, die Violinvirtuosin Marietta Torrigi ist."

Pater O'Connor sah Mariano zweifelhaft an, begegnete aber einem ganz ruhigen, ehrlichen Blick.

„Wenn Sie mir die Ehre Ihres Besuches schenken, mein Pater, werden Sie Marietta kennen lernen," sagte Mariano — „und werden noch mehr erstaunen, daß in unserm Treibhausleben ein solches Veilchen erblühen konnte."

„Ich komme morgen," versetzte der Pater; — „und hauptsächlich — wie es meine Pflicht ist! — wegen der Kranken. Aber ich gestehe Ihnen, daß mich die beiden Gesunden kaum weniger interessiren."

Er hielt Wort und kam. Aber Antonia, welcher Marietta sagte, daß ein Geistlicher bei Marian sei, entgegnete:

„Das ist mir gleichgültig ... ich brauche ihn

noch nicht. Aber ich begreife nicht, was Marian mit einem Priester anfängt."

„Sie werden sich über ernste oder religiöse Gegenstände unterhalten," entgegnete Marietta. „Du weißt, Marian liebt das."

„Ja, er ist ernst geworden. Wie war er frisch und muthig, als er in Genua zu uns kam!"

„Unser Leben macht ernst, wenn man ein wenig nachdenkt, was das ist: das Leben — und wozu man es empfangen hat."

„Ich brauche nicht mehr darüber nachzudenken und das ist mir sehr lieb! vielleicht würde auch ich ernst."

„O Antonia! das wäre eine große Gnade."

„Nein!" sagte Antonia, „der Tod ist besser! ... besser als ein ernstes ... besser als ein fröhliches Leben! ... und Gott sei gedankt ... ich sterbe!"

„Wenn Du das glaubst," sagte Marietta in Thränen, „so weise nicht die Hülfe ab, die Deiner Seele geboten wird, um reingebadet im Blut Jesu vor dem Richterstuhl des ewigen Gottes zu erscheinen."

„Ich kann nicht begreifen, was Marian mit einem Priester anfängt!" sagte Antonia abbrechend.

„Wenn Du es wünschest, will ich ihn rufen; er kann es Dir selbst sagen," erwiderte Marietta, froh der Veranlassung, die ihr einen Bundesgenossen verschaffte.

„Ja, rufe ihn ... nämlich Marian ... den Priester nicht.“

Zum Erstenmal in ihrer Krankheit wünschte sie Mariano zu sprechen. Sie hatte sich überhaupt daran gewöhnt, ihn wie einen wesenlosen Schatten zu behandeln, seitdem er sich nach ihrem entschiedenen Bruch mit Richard Stronghead von der Theilnahme an ihrem Vergnügungsrausch zurückgezogen hatte. Marietta sagte ihm:

„Es wird vielleicht von Dir abhängen, Marian, sie zu bewegen, an Gott und ihre Seele zu denken. Versuch' es! ich bleibe einstweilen bei dem Pater.“

Mariano ging zu der Kranken. Lautlose Stille herrschte in ihrem Zimmer. Sein eigener Schritt erstarb auf dem dicken Fußteppich. Antonia lag unbeweglich da mit geschlossenen Augen. Ihre langen schwarzen Wimpern zeichneten ein Paar feine Halbkreise wie hingetuscht auf ihre wachsbleichen Wangen. Das Tageslicht wurde durch die dunkelblauseidenen Vorhänge der Fenster und des Bettes zu einem dämmerhaften, farblosen Ton abgedämpft, der über das ganze Bild den Vorschatten des Todes zu werfen schien. Antonia athmete so leise, daß keine Bewegung an ihr zu bemerken war. Ist sie schon im Jenseits, dachte Marian tief ergriffen und leise sprach er ihren Namen aus. Da schlug sie die großen, müden, fieberschweren Augen langsam auf und

ſagte freundlicher, als ſie ſeit einem Jahr zu ihm geſprochen:

„Sieh da, Marian! ... woher kommſt Du?“

„Marietta ſchickt mich ... ſie ſagte, Du wollteſt mich ſprechen,“ verſetzte er unausſprechlich bewegt.

„Richtig!... Das Fieber hat meinen Kopf ſo heftig angegriffen, daß ich mich manchmal gar nicht beſinnen kann. Aber jetzt weiß ich ſchon, weshalb ich Dich ſprechen wollte. Marietta quält mich mit dem Prieſter ... ich ſoll mich mit Gott verſöhnen. Das will ich auch!... doch zuvor muß ich mich mit Dir verſöhnen, Marian ... und ich war bis jetzt zu angegriffen oder zu betäubt, um das zu verſuchen.“

„Sei barmherzig und ſprich nicht von Verſöhnung!“ ſagte er tonlos.

„Doch! ich habe Dir vielfach weh gethan! ich habe den ſchönen Frieden zerſtört, der Anfangs zwiſchen uns war ... ich habe mich ſpäter nicht darüber tröſten können, daß ich es gethan ... ich habe die Schuld auf Dich geworfen ... ich habe mich immer mehr in tauſend Thorheiten vertieft und innerlich ergrimmt, daß Du ſie nicht mitmachteſt, daß Du immer ernſter wurdeſt; — nun wollen wir das Alles fahren laſſen!... Marian, vergib mir recht aufrichtig meine Schuld gegen Dich ... und ſollteſt Du denſelben Wunſch haben, ſo ſei überzeugt, daß ich Dir aus ganzem Herzen vergebe.“

„Das nehme ich an ... auf den Knien!“ entgegnete er; „aber ich habe nichts Dir zu vergeben, Antonia. Laß Frieden zwischen uns sein ... und zerreiße mir nicht das Herz.“

„O nein, gewiß nicht, Marian! Frieden haben ist besser als alles Andere. Das sieht man aber erst ein, wenn der Tod kommt.“

„Er kommt noch nicht für Dich! er zieht vorüber.“

„Er kommt, Marian! ich hab' es gleich gewußt und mich sehr darüber gefreut. Sieh! solche arme Wesen wie wir ... Marietta und ich ... was soll im späteren Leben aus uns werden? Wir sind nirgends auf unserm Platz ... und können daher auch nirgends zufrieden sein. Darum sucht man denn sich zu betäuben ... so gut es geht — und allmälig gewöhnt man sich an den Rausch. Jetzt ... sehnte ich mich im Stillen immer nach etwas Besserem und hatte hinter all meiner Thorheit ein trauriges Herz. Wer weiß, ob das nach zehn Jahren noch der Fall sein würde! ... ich wäre vielleicht ganz abgestumpft — und darum sage ich: Gott sei gedankt ... ich sterbe, Marian.“

„Nein, nein, Antonia, nicht jetzt! nicht in dem Augenblick, wo wir Beide zur Erkenntniß kommen, daß man in einem so ganz auf Außendinge gewendeten Leben zu Grunde geht.“

„Ja, jetzt erkenne ich das recht gut. Aber ich könnte es sehr leicht wieder vergessen! . . . ich traue mir selbst nicht . . . ich bin eitel und wenig geübt in der Selbstbeherrschung. Deshalb meint es Gott gar gut mit mir, wenn er mich abruft. Beruhige nur den Vater, Marian . . . sorge dafür, daß er Marietta frei gibt und daß Ors' Anton etwas Anderes noch lernt. Und dann geht Alle heim nach Genua . . . ich bleibe hier — allein . . . aber in Frieden."

Sie sprach so sanft, ihr Blick und ihr Ausdruck waren so mild, als habe sie schon von aller Unruh und allem Leiden der Erde sich losgemacht. Je weniger Mariano darauf vorbereitet war sie so zu finden — je weniger er geahnt hatte, daß sie solche Gedanken, solche Auffassung haben könne — desto mehr erschütterte es ihn zu sehen, wie die Nähe des Todes, d. h. des ewigen Lichtes, den Schleier von den Dingen der Welt abhob, den das wirre Leben darüber gebreitet hatte — und Mariano schwamm in Thränen.

„Warum weinst Du?" fragte Antonia.

„O!" sagte er, „ich möchte auch gern so in Frieden sterben."

„Das wird schon kommen," entgegnete sie sanft lächelnd; . . . „der Tod gewiß und, wenn Du guten Willens bist, auch der Friede. Ueber mich kam dieser Friede, als ich vorhin an Etwas dachte, was ich

einmal gehört oder geleſen habe ... wahrſcheinlich gehört ... denn das Leſen war nie meine Liebhaberei."

„Und was dachteſt Du, Antonia?"

„Die Erzählung vom verlornen Sohn, wie er ſagt: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen." Das fiel mir ein ... ich weiß nicht wie. Und da dacht' ich weiter: Dies will auch ich thun! Mariano kommt jetzt, ich will mich mit ihm verſöhnen und dann mich aufmachen und zu meinem Vater gehen. Das Erſte iſt geſchehen! jetzt ſei ſo gut und bitte den Geiſtlichen, zu mir zu kommen."

Mariano war neben ihrem Lager auf die Knie geſunken. Er küßte ſchweigend ihre Hand, die welk und brennend auf ihrer Decke lag und verließ das Krankenzimmer in einer unbeſchreiblichen Bewegung.

Marietta hatte während der Zeit dem Pater O'Connor ein Bild ihres und Antonia's Lebens entworfen und ſie ſchloß mit den Worten:

„Wir gehören gewiß zu den beklagenswertheſten Geſchöpfen auf Erden, denn wir ſind durch Stellung und Beruf fortwährend allen Berauſchungen der Eitelkeit ausgeſetzt und von tauſend Verſuchungen umringt, die um ſo gefährlicher ſind, als ſie ſich nicht unverhohlen an unſere Perſönlichkeit — ſondern an unſer Talent, unſer Genie, unſere Inſpiration ... bewundernd wenden."

„Und doch haben Sie das Alles durchschaut, verurtheilt und verachtet," sagte Pater O'Connor.

„Ja," entgegnete sie einfach; — „es wurde mir dadurch erleichtert, daß ich nicht schön bin und daß die herrlich schöne Antonia gleichsam wie ein Blitzableiter für alle Huldigungen neben mir stand."

P. O'Connor pries im Stillen Gottes Gnade, die Marietta's Urtheil über sich selbst in solcher Demuth hielt. Tausende an ihrer Stelle hätten sich sehr schön gefunden — wenn nicht durch die Züge, doch durch den Ausdruck! wenn nicht blendend, doch interessant! wenn nicht die Sonne, doch ein Stern!

„Gott war mit Ihnen," sagte er; — „Er führt die Seinen, die allein auf Ihn sich stützen, oftmals mit wunderbarer Sicherheit auf schwindelnden Pfaden. Halten Sie nur fest an Seiner Hand."

„Sie ist meine alleinzige Stütze," entgegnete Marietta; „denn von Allem, was mir, nach menschlicher Ansicht, an Rath nothwendig wäre, besitze ich gar nichts. Die Mutter todt, der Vater verloren an sein Geschäft; Beichtväter bald hier, bald da, wie unser Nomadenleben das mit sich bringt, so daß an eine Seelenleitung nicht zu denken ist; ernster, bildender Umgang, Verkehr mit edlen Frauen, mit gediegenen Männern — Null! ... O mein Pater, unter den Menschen bin ich wohl der verlassenste Eine."

Pater O'Connor war halb erfreut und halb erſtaunt, daß ſie Marian gar nicht erwähnte. Er ſagte:

„Wie kommt das? Er iſt kein gewöhnlicher Menſch. Er iſt unterrichtet, gebildet, denkend. Sie müßten in manchen Punkten mit ihm zuſammenſtimmen, ſollte ich meinen ... und von ſeinem Geiſt einigen Vortheil ziehen können.“

„Marian Torrigi iſt gut und klug, ja edel,“ entgegnete ſie ſanft: „in mancher Beziehung bewundere ich ihn aufrichtig, denn er wird von tauſend gefährlichen Schlingen umzingelt ... und nicht gefangen; — oder wenigſtens nur ſo, daß, wenn er ſie erkennt, er die Schlinge zerreißt. Denn das Böſe widert ihn an, weil es gemein iſt. Aber ihm fehlt das Eine, was Noth thut: er iſt nicht gut aus Liebe zu Gott. Folglich iſt er auch nicht feſt — und obſchon ich ihm innigſt dankbar bin, weil er mich und mein eingeſchüchtertes Weſen vor Jahren ſehr gegen den Vater in Schutz nahm, konnte ich doch, je älter ich wurde, deſto weniger Vertrauen zu ihm faſſen, inſofern, als es galt, mir Rath und Troſt zu holen.“

„Gott iſt mit Ihnen,“ wiederholte P. O'Connor gerührt, „bleiben Sie ihm treu.“

Marian kam zurück. Marietta flog ihm entgegen und rief, als ſie ihn ſo tief bewegt ſah:

„Oh! es iſt Dir gelungen ... Gott Dank!“

„Mir ... gelungen?“ sagte er befremdet; — und dann zum Pater sich wendend: „Unsere liebe Kranke bittet um Ihren Besuch.“

Wie ein Freudenschrei erklang aus Marietta's ganzer Seele:

„Sie ist gerettet!“

„Ja, für den Himmel!“ sagte Mariano. Er fiel in einen Sessel und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

„Was gab es denn?“ fragte sie gelassen.

„Du sprichst zuweilen von der Gnade, Marietta,“ entgegnete er; — „ich verstand das nie recht! ... Jetzt aber hab' ich ein Wesen berührt, ergriffen und durchleuchtet von der Gnade gesehen — weil es sich gedemüthigt hat.“

„So ist es immer,“ sagte sie: „willst Du hoch bauen, so lege ein tiefes Fundament.“

Er sah sie an, fragend und traurig. Dann sank er in seine vorige Stellung zurück und sagte:

„Ich baue nicht hoch mehr, ich fliege nicht hoch mehr.“

„Das wäre schlimm!“ rief Marietta. „Werde nur demüthig! das gibt Dir den wahren Schwung.“ —

Antonia empfing den Pater O'Connor mit größter Dankbarkeit für seinen bereitwilligen Besuch und mit der Bitte, Geduld mit ihr zu haben, denn sie wünsche eine Beicht über ihr ganzes Leben abzulegen.

„Die Nähe des Todes hat mich gänzlich umgestimmt," sagte sie. „Sonst fand ich die Beicht lästig; — jetzt sehne ich mich nach ihr."

Pater O'Connor blieb lange bei ihr. Je länger er blieb, desto froher wurde Marietta, desto ernster Marian. Torrigi kam dazu.

„Warum sitzt Ihr hier — Ihr Beide? was macht Tota? was spricht der Arzt? findet er sie besser? — Ich finde sie entschieden besser ... Ihr doch auch?" rief er hastig.

„Es ist ein Geistlicher bei ihr, Vater," antwortete Marietta; „sie ist recht ruhig."

„Wenn der sie nur nicht unruhig macht ... zu lange bleibt, zu viel fragt."

„Sie selbst hat ihn begehrt, Vater! gönne der armen, lieben Seele diesen Trost des Sacramentes."

„Wie Du nun sprichst! Habe ich Euch je daran gehindert, alljährlich in der Charwoche die heiligen Sacramente zu empfangen?"

„Niemals, Vater."

„Bin ich Euch nicht in diesem Punkt immer mit gutem Beispiel vorangegangen?"

„Immer, lieber Vater."

„Nun also! im April hatten wir die Charwoche: jetzt sind wir Anfang September. Wozu braucht Tota jetzt schon wieder zu beichten — ich frage! Solche Aufregung taugt gar nicht im Nervenfieber."

„Sie wünſchte es, Onkel," ſagte Marian. „Niemand weiß, welche Wendung die Krankheit nehmen wird." ...

„Schweige ſtill, Du Rabe! Du Unglücksprophet!" rief Torrigi; „ich will nichts hören von ungewiſſen Wendungen! Hat ſie den neunten Tag überſtanden, wird ſie auch den einundzwanzigſten überſtehen!... und dann können wir im October nach Mexico abreiſen."

„Onkel!" rief Marian heftig, „Du haſt ſoviel auf Deine Kinder ſpeculirt, daß Du wohl Tota in Frieden ſterben laſſen könnteſt."

„Biſt Du wahnſinnig!" rief Torrigi auf ihn zuſpringend und ihn bei den Schultern faſſend: „ich ſoll meine Tochter ruhig ſterben laſſen? Ich ſoll aufhören, für meine Kinder zu ſorgen?... Was mutheſt Du mir zu... Marian! Herzloſer, Gleichgültiger!"

„Du weißt recht gut, was ich meine, Onkel!" ſagte Mariano gelaſſen, „und eben darum wüßte ich gern, wie hoch wohl das Sümmchen ſein mag, das Du auf unſerer drei und ein halbjährigen Kunſtreiſe zurücklegteſt."

„Drei und ein halbes Jahr!" rief Torrigi und ſchlug die Hände über den Kopf zuſammen. „Was fällt Dir ein, mein Sohn?"

„Im Mai 1837 kam ich nach Genua und gingen

wir nach England — und jetzt sind wir im September 1840."

„Das ist doch wahrhaftig kein halbes Jahr .... von Mitte Mai bis September? — Vier Monate sind es! Nun, daß man in drei Jahren und vier Monaten nicht Crösus Schätze erwerben kann, versteht sich von selbst."

„Doch gewiß genug, um in Genua anständig zu leben."

„Ich glaube, Du träumst, Mariän? Warum machst Du mir einen Lebensplan für Genua zurecht, an den ich in den ersten zehn Jahren nicht denke, seitdem Tota diesen Termin für ihre Ehestandsgedanken festgesetzt hat. So lange ich sie besitze, wird gereist."

Marietta seufzte im Stillen bei diesen Worten: Noch zehn solche Jahre, wenn sie am Leben bleibt? — O Herr, führe uns nicht in Versuchung durch Wünsche, die gegen die Liebe wären!

Mariano aber sagte entschlossen:

„Onkel, siehst Du denn gar nicht ein, wie barbarisch Du mit Deinen Kindern umgehst? ... und daß Du es bist, Du allein, der ihnen ein frühes Grab gräbt."

„Was! ich ein Barbar? Ich der Todtengräber meiner Kinder? Du bist im Delirium, Marian! Laß den Arzt für ihn kommen, Marietta, er delirirt!"

„Nein, Onkel, ich rede weder im Traum noch im Fieber. Ich ſage Dir das, was Du endlich einmal hören mußt: Du reibſt Deine Kinder auf — bei Franceſca die Bruſt, bei Antonia die Nerven; welchem Schickſal Marietta und Ors' Anton entgegen gehen — weiß Gott allein! daß aber der arme Knabe nah daran war, epileptiſch zu werden — das, Onkel, wiſſen wir Alle. Du nimmſt die Kinder, wenn ſie kaum aus der Wiege gekrochen ſind, und ſchmiedeſt ſie an ein muſikaliſches Inſtrument, und beanſpruchſt dermaßen ihre kleinen Kräfte für dieſe anſtrengende Arbeit, daß ſie für jede andere Beſchäftigung ſtumpf ſind und nichts Anderes verlangen — als Nichtsthun, ſo lange ſie Kinder ſind, oder eine überreizende Aufregung, wenn ſie erwachſen ſind. Damit aber kann der Menſch nicht leben, nicht phyſiſch, nicht moraliſch. Es gibt Eltern, die ihre Kinder aus der Wiege in Fabriken ſchicken, wo die armen Geſchöpfe an Leib und Seele für ein Paar Heller Tagelohn verkommen. Du, Onkel, haſt eine muſikaliſche Fabrik eingerichtet, mit großer Kunſt und großer Mühe, in welcher ſich Deine Kinder für ein Tagelohn, das ihrer höheren Fertigkeit entſpricht, ruiniren müſſen. Das darf ſo nicht fortgehen! — Ich beklage unausſprechlich, daß ich ſelbſt Dir dazu die Hand geboten habe. Ich war damals in dem Irrthum befangen, hier nützen, dort bilden zu können.

Aber eine Kunst, die das im Auge hat, muß auf einer andern Basis ruhen, als der des Gelderwerbs — denn dadurch sinkt sie zum Handwerk herab und wird die Dienerin einer Sinnlichkeit, die man nur insofern eine feinere nennen darf, als das Gehör ein feinerer Sinn ist, als der Geschmack — und als der Kitzel des Ohres über dem Gaumenkitzel steht und weniger materiell ist. Du mußt den Entschluß fassen und ausführen, Deine Kinder wie Menschen — und nicht wie Automaten der Musik leben zu lassen."

„Bist Du am Ende?" fragte Torrigi eiskalt. „Ich habe Dich ausreden lassen, um nicht Deinen Wahnsinn zu steigern; denn wahrhaftig! wenn man sieht, wie Antonia gelebt hat, und wie Marietta leben könnte, wenn es ihr Geschmack wäre: so muß man geisteskrank sein, um zu behaupten, daß ich meinen Kindern keine menschliche Existenz gönnte, sie haben Alles, was die Jugend erfreuen kann."

„Aber sie haben keine Jugend!" rief Mariano. „Alle zarten Keime und Empfindungen der Jugend sind bei ihnen vor der Zeit hervorgelockt, denn kindliche Unbefangenheit ist nicht in jungen Geschöpfen zu bewahren, die man öffentlicher Bewunderung ausstellt. Sie fühlen ihr Elend nur darum nicht, weil sie betäubt sind. Kommen sie zur Besinnung, so sehen sie recht gut ein, daß ihr Leben ein Jammerleben ist."

„Nun, Marietta!“ rief Torrigi wüthend, „wirst Du denn nicht Deinen Vater gegen die ungerechtesten Beschuldigungen vertheidigen? Was fehlt Dir? was fehlt Euch? ... Habt Ihr nicht Sammt und Seide, Pferde und Wagen, Blumen und Spitzen, Bälle und Feste?“

„Ach ja, lieber Vater, wir haben das Alles,“ entgegnete sie sanft; „äußerlich ... viel zu viel! innerlich nur ... zu wenig: keine Ruhe, keine Ordnung, keine einfache Beschäftigung, kein häusliches Leben. Sieh, das Alles fehlt uns wirklich.“

„Ich kann Euch nicht wie Prinzessinnen halten, wenn Ihr nichts leisten wollt.“

„O lieber Vater, nur wie schlichte bürgerliche Mädchen, die wir sind! damit wären wir sehr zufrieden.“

„Frage doch Antonia, ob sie mit ihrer Existenz als schlichtes bürgerliches Mädchen in Genua zufrieden war und zufrieden sein würde!“

„Sie würde es vielleicht nicht sein, weil sie jetzt sehr verwöhnt ist. Und sie *war* es nicht, weil wir eben nicht wie andere Kinder leben durften, sondern wie junge Virtuosen.“

„Daraus siehst Du, daß der Mensch nie zufrieden ist. Besonders in der Jugend sehnt er sich immer nach dem, was er nicht hat. Im Alter, Marietta, wird man vernünftiger; da richtet man

sich ein mit der Realität und schmückt sie aus ... so weit das Geld reicht. Das Alter dauert länger als die Jugend. Da werdet Ihr mir Dank wissen, daß ich Euch zu dem Reellen verholfen habe trotz Eurer Verkehrtheit und Eures Undanks."

Marietta schwieg und ihr bittender Blick gebot auch Mariano Schweigen. Ueberdas kehrte Pater O'Connor von Antonia zurück.

„Wie geht es ihr?" rief Torrigi auf ihn zustürzend.

„Sehr gut," erwiderte der Pater.

Marietta verstand ihn vollkommen; Mariano halb und halb, denn er wollte noch auf Antonia's Genesung hoffen; Torrigi verstand ihn ganz und gar nicht.

„Sehr gut! da hört Ihr es!" rief er triumphirend. „Im Oktober gehen wir nach Mexico!"

„Es wäre doch gut, wenn Sie sich auf die Möglichkeit vorbereiteten, daß es ohne Donna Antonia sein könnte," sagte Pater O'Connor sanft.

Torrigi schüttelte mit einer Art von Verzweiflung verneinend den Kopf und stürmte hinaus. Marietta folgte ihm, damit er nicht Antonia störe. Marian sagte traurig zu Pater O'Connor:

„Sie sind zu recht verwüsteten Menschen gekommen."

„Welt!" entgegnete der Pater freundlich; —

„unter ihrem Wust liegt das Ebenbild Gottes in den Seelen und arbeitet sich im Feuer seiner Gnade aus den Schlacken heraus.“

„O wie sehr paßt das auf Antonia!“ rief Mariano. „Ohne diesen Wust, der sie überstürzte, bevor sie zur Besinnung und Einsicht gekommen war, hätte sie ein edles Menschenbild werden können, während sie jetzt ein roher Umriß geblieben ist. Aber konnte es wohl anders sein, bei diesem Mangel an sorgfältiger Erziehung?“

„Donna Marietta gab mir einen Ueberblick ihres Lebens. Es zeigt uns, daß ein von der Gnade geschützter und getragener himmlischer Sinn auch unter diesen ungünstigen Umständen nicht unmöglich ist,“ sagte P. O'Connor. „Kein Stand, keine Verhältnisse schließen absolut von der Möglichkeit aus, daß der Mensch, der in ihnen lebt, sich heilige. Was aber unsäglich schmerzt, ist der Gedanke, daß so viele, viele Eltern ihre Kinder nur für den Moloch der Welt und ihrer Eitelkeit, ihrer Hoffart, ihrer Augenlust erziehen. Sie werden ihre Töchter nicht wie Torrigi und nicht mit dessen unmittelbarer Absicht an ein Notenpult und ein Instrument ketten; aber Alles, was die jungen Wesen lernen und wie sie es lernen, wird darauf hinauslaufen, dadurch glänzen, gefallen, Bewunderung erregen zu wollen, sie eitel zu machen, ihre Phantasie aufzuregen. In

dieſer Weiſe nur allzu ſehr entwickelt, tritt das junge Mädchen in die heiße, corrumpirte Atmoſphäre unſerer modernen Geſellſchaft hinein, wo Alles gefälſcht iſt! Die Liebe — durch Eitelkeit und Sinnlichkeit; der Glaube — durch den zum äußerſten Hochmuth entwickelten Verſtand; das Glück — durch Genußgier; die Ehre — durch den Cultus irdiſcher Güter; die ganze Lebensrichtung — durch eine entchriſtlichte, gottentfremdete Zeitſtrömung, die mit einer Art von Blödſinn, welcher dem Abfall immer auf der Ferſe folgt — in die Außendinge, in die Niederungen ſich ſtürzt, wo nur der irdiſche Menſch athmen kann und der himmliſche erſtirbt. In dieſe Atmoſphäre der Welt tritt das junge Mädchen ein, unter dieſen Einflüſſen wählt es den Gatten oder läßt ſich erwählen — und dann will man noch ſtaunen über die unerhörte Leere, Oberflächlichkeit und Frivolität der Frauen — einem ſchrecklichen Uebel, an dem unſere Zeit, wie kaum eine andere in der chriſtlichen Weltgeſchichte, krankt und deren unheilbringende Folgen gar nicht zu berechnen ſind; denn, wo keine tüchtige Mütter — da gibt es jene Geſchöpfe, die zu dem armſeligſten gehören, wozu der Menſch herabſinken kann — charakterloſe Männer. Die reinen Seelen ſind die ſtarken Seelen — und die ſtarke Seele eines Weibes hat einen ganz wunderbaren, ja menſchlich unerklärlichen Einfluß deshalb ... weil ihre Stärke übernatürlicher Art iſt."

„Und was glauben Sie, was zu thun sei, um diesem allgemeinen Unheil entgegen zu wirken, mein Pater? .... Denn wahrlich! es ist allgemein. Eine zweite Violoncell-Virtuosin wie Antonia Torrigi gibt es freilich nicht! aber übrigens sind die Antonien nur allzu häufig!" sagte Mariano.

„Was zu thun ist," entgegnete der Pater, „das wäre zunächst die Rückkehr zu den einfachen Grundsätzen des Christenthums. Im Familienleben und bei der Erziehung dürfte nicht prinzipiell das Irdische den Vorrang haben vor dem Himmlischen. Es wird sich ohnehin immer vordrängen wollen und die gefallene Natur wird ihm immer dabei Vorschub leisten; allein um so mehr müssen wir das Himmlische pflegen und die edelsten Fähigkeiten in den Schutz der Gnade stellen, damit sie nicht jener kläglichen Verfälschung anheimfallen, deren ich erwähnte. Der Rationalismus vererbet den Menschen, der Materialismus verthiert ihn, der Pantheismus vergiftet ihn im Opiumrausch. Das Christenthum allein erhebt ihn über sich selbst und bietet ihm die nothwendigen Gnadenmittel an, durch welche er auf diesem Standpunkt ausharren kann. Ist die Familie auf diese Weise gegründet und geordnet, so wird es nach und nach die Gemeinde sein und endlich die menschliche Gesellschaft."

„Das wäre ein idealischer Zustand!" rief Mariano; „kann er verwirklicht werden?"

„In uns selbst, in der menschlichen Natur ist das Böse, womit jeder von uns ohne Ausnahme bis zum Ende des Lebens im Kampf liegt und denselben mehr oder minder kräftig und siegreich führt. Somit ist das Böse nicht etwas, das radical aus der Menschheit auszurotten wäre. Im Gegentheil! es soll wieder und immer wieder von jedem Einzelnen überwunden werden! Dazu hat er seinen freien Willen: Herr des Bösen soll der Wille sein, nicht dessen Knecht. Aber es wird immer Schwache und Feige geben — und ach! wir selbst sind nie sicher, daß wir nicht in der nächsten Stunde zu ihnen gehören werden. Das absolute Ideal ist also auf Erden nicht zu verwirklichen, wohl aber mehr und mehr zu erstreben und annäherungsweise zu erreichen."

„Ach!" seufzte Mariano, „wenn wir in's Leben eintreten, wähnen wir wohl Alle, Flügel zu haben, um unsere Ideale zu erreichen. Aber, o weh! sie werden bestaubt und geknickt . . . und wir . . . entmuthigt."

„Ja sehen Sie, das versteht sich von selbst!" sagte Pater O'Connor ruhig. „Wenn sich der junge Mensch ohne Umstände auf Phaëton's Sonnenwagen schwingen und mit ihm durch alle Himmel fliegen will, so wird er Phaëton's Sturz leiden für seine Vermessenheit; denn die Sonnenrosse gehorchen nur der Lenkung des Sonnengottes. Auf dem Wege

liegt überhaupt das christliche Ideal nicht. Es ist nicht etwas, das wir äußerlich erreichten. Nein: wir sollen es in uns zu verwirklichen suchen. Und nicht in Phaëton's Weise, sondern in der Weise der Heiligen, mit denen wir ein und dasselbe Vorbild haben — Christus, den menschgewordenen Gott, das Urbild unseren Ideale. Nie und nimmer können wir sie verwirklichen, wenn dies Urbild nicht zugleich unser Vorbild ist! — und der Gott ist Mensch geworden, damit er unser Vorbild auch in der That sein könne. Vor seiner Mahnung: „Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist" — dürften wir scheu zurückbeben und entmuthigt denken, das sei unmöglich; aber um es uns möglich zu machen, spricht er zu Jedem von uns: „Folge mir nach! — Nimm dein Kreuz und folge mir." — Sehen Sie, der Weg geht nicht im Fluge durch alle Himmel und über alle Gestirne fort. Der geht durch den Staub und über Dornen, gar mühselig, gar langsam, unter tausend Entsagungen und aber tausend Demüthigungen, im Schatten und unter der Last des Kreuzes. Aber erschrecken Sie nicht vor dem rauhen Pfade! So wandelte Christus, so wandelten die Heiligen! und das christliche Ideal ist die Gleichförmigkeit des inneren Menschen mit Christus. Je mehr Sie streben, nicht nach Außen hin Großes und Gutes zu thun, sondern zuerst im christlichen

Sinn gut und groß zu werden, und dann in diesem Sinn zu handeln — desto mehr nähern Sie sich dem Ideal, desto mehr heiligen Sie sich; und wird dieser Sinn in der menschlichen Vergesellschaftung ein allgemeiner, so geht daraus nicht eigentlich ein „idealischer Zustand," wie Sie sagten, hervor — wohl aber eine ideale Richtung, die keine andere Grenze, als das Maß der Gnade hat."

„Welche unermeßliche Fernsicht öffnet sich dem durstigen Blick!" rief Mariano und das Licht des kommenden Tages leuchtete in seinem Auge auf. „Aber was fangen wir an, um auf diesem mühseligen Wege nicht zu ermatten, nicht zu verschmachten?"

„Wir genießen das Brod des Lebens und trinken das Wasser, das auf ewig unser Dürsten stillt," versetzte Pater O'Connor.

„Ja, so ist's!" brach Marian freudig aus; — „das sind die Mittel, die Christus selbst uns angewiesen, uns bereitet hat. Da sie aber nur in der katholischen Kirche Heilige bilden, so müssen sie auch nur in der katholischen Kirche richtig bereitet, richtig gespendet werden — und darum soll sie fortan meine Kirche sein! Ein Wilder sah einmal das Bild eines Engels gemalt. Da sprach er mit stolzer Freude: Der ist meines Geschlechts! Er war glücklich über diese erhabene Verwandtschaft und fühlte sich durch

sie geehrt. So geht es mir, mein Pater! Der Protestantismus kennt nur Heilige in der Kunstwelt, gemalt und gemeißelt; — aber von den lebendigen Heiligen, die aus der Nachfolge Jesu geboren werden — von diesen lebendigen Zeugen für das wahre Brod des Lebens, will er nichts wissen. Aber mir genügen die gemalten Heiligen nicht."

Pater O'Connor legte kein großes Gewicht auf diese Worte. Er wußte aus langer Erfahrung, wie häufig in Momenten des Affects oder der Erleuchtung solche Anschauungen sind und wie sie dann plötzlich vor der Macht der Gewohnheit, des Angebildeten platt zu Boden fallen. Deshalb entgegnete er mit ruhigem Lächeln:

„Sie irren! Einzelne Protestanten halten auch etwas auf die katholischen Heiligen. Ein protestantischer Gelehrter von nicht alltäglicher Klugheit und Einsicht schrieb einmal ganz ernsthaft und öffentlich: Die Kirche, aus welcher ein Papst Gregor VII., ein Fénélon, eine heilige Thereſe hervorgegangen — nehme er auch für sich in Anspruch. Da der Mann bis zur Stunde protestantisch ist: so sehen Sie, welchen Respect er vor unseren großen Heiligen hat, da er sich wegen derselben als quasi-Katholik betrachtet. Da jene Aeußerung an mich gerichtet war, so antwortete ich ihm, wenn er die Kirche der heiligen Thereſe die seine zu nennen beliebe, so sei das

ein ſubjectiver Anſpruch ohne alle Bedeutung; denn jene Kirche könne nur den als ihren Sohn anerkennen, welcher den Glauben der heiligen Thereſe, Fénélon's und Gregor's VII. habe und bekenne."

„Ja, mein Pater, wenn Sie mir mit den Anſichten und Meinungen einzelner Proteſtanten entgegentreten," rief Mariano, „ſo hören die Einwürfe für und wider nimmer auf. Aber es iſt durchaus nicht meine Abſicht, mich mit Ihnen oder mit irgend Jemand zu disputiren. Ich will etwas ganz Anderes, mein Pater! ... Von Idealen habe ich geträumt, ſo tief mein Gedächtniß in die Vergangenheit zurückgeht. Ein unegoiſtiſches Leben, edel in Bezug auf mich ſelbſt und auf Andere, wollte ich führen. Vielleicht gelang mir das bis auf einen gewiſſen Punkt, ſo lange die Verhältniſſe mich ſchützend trugen. Als ihre Schranken fielen, habe ich ungefähr ſo gelebt, wie eben die Welt lebt. Aber ich blieb mir bewußt, den Sturz des Phaëton gethan zu haben und im Hintergrund meiner Seele webte fort und fort der alte Traum. Jetzt ſprechen Sie zu mir: Demüthige Dich; dann kannſt Du deine Ideale verwirklichen, denn ſie liegen über der Natur und dieſe muß durch die Gnade in Zucht genommen werden: — und ich verſtehe das und antworte Ihnen: Nun wohlan, ich will mich in die Zucht begeben, die göttlicher Autorität entfließt und mit göttlichen Mitteln mir zu

Hülfe kommt: — das will ich, mein Vater. Werden Sie mir dazu Ihren Beistand versagen?"

„Gewiß nicht!" entgegnete Pater O'Connor; „aber es gibt nichts Beweglicheres unter der Sonne, nicht einmal eine Frauenseele! als die Phantasie eines Künstlers."

„Der hört auf," antwortete Mariano mit Bestimmtheit; — „wenigstens in der gegenwärtigen Art und Weise hört er gänzlich auf. Ich kann auf meine kurze Künstlerlaufbahn gar nicht ohne Jammer blicken! ich wollte die Menschen bilden, die Seelen veredeln — und ich habe nur einige Köpfe verdreht."

„Sie sind aber zur Selbsterkenntniß gekommen. Bringen Sie doch auch dies immense Resultat gebührend in Anschlag. Alles, was uns demüthigt, ist uns heilsam und nichts demüthigt so gründlich, wie die aufrichtige Selbsterkenntniß."

In ernsten Gesprächen verflog die Zeit. Als Pater O'Connor sich endlich entfernte, sagte Marian:

„Uns stehen trübe Tage bevor! Nicht wahr, Sie verlassen uns nicht? In solchen Augenblicken kann man die weltlichen Freundschaften gar nicht brauchen. Aber der Priester ist kein Freund im Sinn der Welt."

„Nun," entgegnete der Pater scherzend, „Sie haben mich doch gewiß durch einen heroischen Act erobert, so daß ich sogar im Sinn der Welt Ihr Freund

Ein
Ein
Jde
Ein
gem
liſch
aber
als

dur
kon
„A
gen

das
ſetzte

„das
wieſe
katho
nur
geſper
Kirche
Engels
Der i
dieſe e

Hülfe kommt: — das will ich, mein Pater. Werden Sie mir dazu Ihren Beistand versagen?“

„Gewiß nicht!“ entgegnete Pater O'Connor; „aber es gibt nichts Beweglicheres unter der Sonne, nicht einmal eine Frauenseele! als die Phantasie eines Künstlers.“

„Der hört auf,“ antwortete Mariano mit Bestimmtheit; — „wenigstens in der gegenwärtigen Art und Weise hört er gänzlich auf. Ich kann auf meine kurze Künstlerlaufbahn gar nicht ohne Jammer blicken! ich wollte die Menschen bilden, die Seelen veredeln — und ich habe nur einige Köpfe verdreht.“

„Sie sind aber zur Selbsterkenntniß gekommen. Bringen Sie doch auch dies immense Resultat gebührend in Anschlag. Alles, was uns demüthigt, ist uns heilsam und nichts demüthigt so gründlich, wie die aufrichtige Selbsterkenntniß.“

In ernsten Gesprächen verflog die Zeit. Als Pater O'Connor sich endlich entfernte, sagte Mariano:

„Uns stehen trübe Tage bevor! Nicht wahr, Sie verlassen uns nicht? In solchen Augenblicken kann man die weltlichen Freundschaften gar nicht brauchen. Aber der Priester ist kein Freund im Sinn der Welt.“

„Nun,“ entgegnete der Pater scherzend, „Sie haben mich doch gewiß durch einen heroischen Act erobert, so daß ich sogar im Sinn der Welt Ihr Freund

Antonia's Zustand hielt die ganze Familie in der peinlichsten Schwankung zwischen Furcht und Hoffnung. Bald schien ihre junge kräftige Natur die Oberhand zu gewinnen und bald schien sie der Krankheit um so mehr Nahrungsstoff zu geben. Sie selbst that in dieser Beziehung keine andere Aeußerung mehr, als:

„Gott sei gedankt für Alles, was er schicken will."

Sie war so sanft, so ruhig, so freundlich, daß sie ihnen Allen wie umgezaubert vorkam. Pater O'Connor besuchte sie täglich. Dann sagte sie zu ihm:

„Bitte! sprechen Sie vom ewigen Leben."

Und mit gefalteten Händen und seligem Lächeln hörte sie ihm zu.

Ihre Bewunderer und Verehrer schickten ihr die schönsten Blumen, die seltensten Früchte. Sie nahm es dankbar an und gab Alles der barmherzigen Schwester, indem sie sagte:

„Laben Sie arme Kranke mit den Früchten und schmücken Sie Ihr Muttergottesbild mit den Blumen! ich wollte, ich hätte das schon früher so gemacht, als es mir ein kleines Opfer gewesen wäre."

„Jetzt haben Sie ein anderes, ein größeres zu bringen," sagte die Schwester liebevoll. „Geduld und Ergebung in schwerer langer Krankheit üben — das sind Blumen und Früchte für's ewige Leben."

Sechs Wochen wehrten sich Kraft und Jugend

gegen den Tod; doch endlich gewann er die Schlacht! Vom Fieber aufgerieben versank Antonia zuletzt in Bewußtlosigkeit und entschlief wie ein müdes Kind so leise, so still, daß, als Pater O'Connor sagte: „Sie ruhe in Frieden" — Torrigi und Mariano ihn vorwurfsvoll und ungläubig ansahen. Aber Marietta kniete neben dem Sterbebett nieder und sagte still weinend:

„Und das ewige Licht leuchte ihr."

Torrigi verfiel in wüthende Verzweiflung, klagte über Gott, über die drei Aerzte, über sein Schicksal, über seine undankbaren Töchter und kam nur dadurch zu physischer Ruhe, daß er in Folge dieser Anfälle, die mehr der Tobsucht als dem Schmerz glichen, in eine Art von stumpfer Lethargie verfiel, während Mariano und Pater O'Connor Alles besorgten, was jetzt nothwendig war, und Marietta und die barmherzige Schwester die Entschlafene in das schmale harte Bett legten, das allendlich den König aufnimmt, der in Purpurdecken — und den Bettler, der auf einem Bund Stroh verschied.

Wie ein Marmorbild lag Antonia im Sarge. Weißer Atlas umhüllte ihre Gestalt, ein Kranz von weißen blühenden Rosen ruhte zart und duftig auf ihrem schwarzen Haar. Ihre Züge waren von der langen Krankheit feiner ausgearbeitet, eine ernste Freundlichkeit schwebte auf ihrem Antlitz; dazu die

wunderbare Majestät des Todes, die ihr Gepräge nicht von einer Größe dieser Welt empfängt — und es war unmöglich, an dies stille Bild heranzutreten, ohne von dessen friedlicher Verklärung ergriffen zu sein. Sogar Torrigi war es in seiner Art.

„Nicht um sie jammere ich, wenn ich sie mir betrachte," sagte er; „aber um mich! was fange ich an ohne sie!... Für Cecca kam Ersatz durch Mariano ... aber Marian geht und Antonia ist gegangen! ich bleibe allein .... denn Marietta steht nicht auf derselben Höhe und Ors' Anton würde, als mein Unico in der Kunst, dies Leben nicht aushalten."

So sprach er klagend zu sich selbst und zu Andern neben der schönen Leiche, während Marietta für die abgeschiedene theure Seele betete, Ors' Anton weinte, und ganze Wolkenzüge von Gedanken und Gefühlen, bald sonnenvergoldet, bald sturmgepeitscht, durch Mariano's Seele zogen und flogen. Da lag nun die Hülle eines Wesens, das bewundert und gefeiert wie Wenige, bei neunzehn Jahren den Schauplatz ihrer Triumphe verließ und auf das erste Anklopfen des Todes die Antwort gab: Gott Dank, ich sterbe! — So nichtig erschien ihr das Leben mit allen Kunstgenüssen und Kunstschöpfungen und Kunstleistungen, daß sie nicht einmal für diese — wie viel weniger für ihre gesellschaftlichen Zerstreuungen! — das mindeste Bedauern fühlte, nicht die mindeste

Luſt, ſie fortzuführen. Und einem ſolchen Leben hatte er ſich widmen wollen! eine ſolche ſchillernde Seifenblaſenexiſtenz hatte ihm genügen ſollen! wie machte ſie ſo flach und zugleich ſo ſtumpf! Nein! lieber in Mühe und Noth das tägliche Brod verdienen! Da gibt es doch eine Anſtrengung, welche moraliſche Kraft entwickelt und zugleich durch ſie getragen und geadelt wird. Da iſt kein Glanz und kein Rauſch und keine Einwirkung auf tauſend Augen und Ohren, um den Sinnentaumel zu vermehren, in welchem die Welt dahinraſet. Da fließt nicht mit ein Paar Bogenſtrichen das Gold zuſammen, das, in ſo leichter Weiſe gewonnen, den Uebermuth und die Oberflächlichkeit nährt. Ja! ſprach Mariano zu ſich ſelbſt, ſo ſoll es ſein! ich gehe nach Europa zurück und fange dort mein Leben von vorn wieder an ... von unten auf an: ich will zuerſt mich ſelbſt in die Schule nehmen — und dann erſt ſehen, ob ich für Andere etwas thun und leiſten könne. Wo ich auch ſei — überall kann ich mir mein Brod verdienen: ich gebe Unterricht auf der Violine, in fremden Sprachen, in klaſſiſchen Studien. Leicht wird mir das nicht ſein, aber es wird mir dazu dienen, den Wuſt der Welt von mir abzuſtreifen, damit ich von Innen heraus an der Verwirklichung meines Ideals arbeiten und anfangen könne, mich zu heiligen ... wie Pater O'Connor es nennt. Deshalb hat mich

die göttliche Vorsehung aus meinen alten Verhältnissen herausgeschleudert — deshalb in den neuen ein ungeahntes Meer bitterer Erfahrungen mich finden lassen — deshalb führt sie mich zurück .... in mich selbst, um von diesem Punkt aus, unter himmlischeren Einflüssen als diejenigen sind, welche in meiner Natur und ihrer Richtung liegen, ein neuer, ein besserer Mensch zu werden.

Die Exequien waren gehalten. Von Antonie war nichts mehr auf Erden, als die Erinnerung an sie. Torrigi mußte nun einen Entschluß fassen, wie er seine Zukunft gestalten wolle. Mariano rieth ihm dringend, nach Genua zurückzugehen.

„Du kannst bequem dort leben von Deinem Einkommen Onkel“ — sagte er — „kannst Musik treiben nach Herzenslust und für Ors' Antons Erziehung, außerhalb der musikalischen, Sorge tragen.“

„Das wäre mir recht lieb,“ sagte Ors' Anton; „ich lernte gern noch manches Andere.“

„Aber das Vermögen, das ich besitzen und den Kindern hinterlassen würde, entspräche allzuwenig meiner Absicht,“ entgegnete Torrigi.

„Vater,“ sagte Marietta, „für Dich und Ors' Anton ist das Vermögen gewiß genügend .... und ich habe ja kein Recht darauf; also quäle Dich nicht,

es zu vermehren. Was mich betrifft, so begehre ich nichts von Dir als Deinen Segen für meinen Entschluß, in's Kloster zu gehen."

„Nein, Kind, so weit darfst Du die Großmuth nicht treiben!" rief Torrigi. „Du sollst Dich nicht in's Kloster sperren, um Ors' Antons Vermögen zu vergrößern."

„Das fällt mir nicht ein, Vater!" erwiderte sie; „frage nur Marian."

„Ja," sagte dieser, „ich kann bezeugen, daß Marietta mir schon längst ihren Entschluß mitgetheilt hat und daß demselben keinerlei irdische Rücksicht, sondern nur das Verlangen ihrer Seele zu Grunde liegt."

„Aber Kind, das ist ja schrecklich traurig!" rief Torrigi: — „nach Genua, der herrlichen Vaterstadt heimzukehren .... um dort in ein Kloster zu gehen!"

„O!" rief Marietta, „es gibt ein größeres Opfer, lieber Vater! das ist: Genua nie wiederzusehen ... und ich habe mich entschlossen, es zu bringen ... und hier zu bleiben. Die barmherzigen Schwestern sind ganz bereit, mich aufzunehmen. Sie erliegen unter der Menge frommer Arbeit, so daß ihnen meine schwache Hülfe sehr willkommen ist. Darin sehe ich den Willen Gottes und bleibe hier."

Ors' Anton sprang auf, umschlang Marietta und rief unter trostlosen Thränen:

„Barmherzigkeit .... verlaß mich nicht! wen hab' ich denn, wenn ich Dich nicht mehr habe!"

„Du haſt den Vater, Ors' Anton! ſei ruhig ... es wird nun Alles ganz anders werden!" ſprach ſie zärtlich.

„Alſo auch die dritte Tochter verliere ich!" rief Torrigi, der immer zuerſt an ſich dachte.

„Ich hätte geſchwiegen und gewartet, Vater, wenn Antonia bei uns geblieben wäre," entgegnete ſie, „und wenn ich von weſentlichem Nutzen hätte ſein können; — Marian kann auch dieſes bezeugen! — Aber jetzt, da ich Dir zur Laſt fallen und Deine Exiſtenz noch mehr beſchränken würde — jetzt glaube ich dahin gehen zu müſſen, wohin Gott mich ruft. Ich danke Dir auf den Knien, daß Du mich, die verlaſſene Waiſe, wie Dein eigenes Kind gehalten und Nachſicht gehabt haſt mit meinem Ungeſchick und meiner Talentloſigkeit. Vergib mir, daß ich Deiner Mühe ſo wenig entſprach .... und mache das Maß Deiner Güte voll, indem Du mir Deinen Segen auf meinen Weg gibſt."

Sie war ihm zu Füßen gefallen, hielt ſeine Hände in den ihren und ſah flehend zu ihm auf. Torrigi's hartes, wildes Herz wurde heftig bewegt durch ſo viel Demuth, ſo viel Liebe. Seit zehn Jahren half ſie ihm bei ſeinem Erwerbszweig — und ſie dankte ihm!!

Er riß sie von den Knien auf und in seine Arme und rief zitternd, schluchzend und weinend:

„Marietta, meine liebe Tochter, gehe in's Kloster, wenn das Dein Weg ist .... aber komm' mit uns nach Genua ... in die liebe, schöne Heimath."

„O' mein lieber Vater," sagte sie zärtlich, „vergib mir, wenn ich Nein sage. Mein Opfer besteht darin, daß ich hier bleibe .... hier in der Fremde .... und daß ich unsere goldene Sonne und unser leuchtendes Meer nie wiedersehen und nie mehr unsere süße Sprache hören werde. In Genua ginge ich in's Kloster wie zum frohesten Feste; hier .... wie zum Opfer. Im Lichte des Glaubens sind die Dornen schöner als die Rosen; darum wähle ich mir das Opfer, mein lieber Vater."

„Geh!" sagte er, „wir sind Deiner nicht werth!" —

Am andern Morgen hatte er sich nun freilich von seiner Rührung erholt und dachte bei sich selbst: Warum gab ich ihr die Erlaubniß? warum geht sie überhaupt in's Kloster? wäre es denn nicht wünschenswerth für mich, ein weibliches Wesen, eine Tochter, bei mir zu behalten? ... Wenn ich krank würde, oder Ors' Anton ... wer pflegte uns? Ein Leben im Boarding-house, wie hier in New-York, gibt es in Genua nicht. — — Er theilte Mariano seine Bedenken mit. Der aber sagte:

„Mit Marietta ist es aus und vorbei, Onkel!

Du darfst Deine Erlaubniß nicht zurückziehen. Was Deine Einrichtung in Genua betrifft, so rathe ich Dir, Ors' Anton in eine gute Erziehungsanstalt zu geben. Da wird er hoffentlich Manches verlernen und Vieles erlernen — und Beides thut ihm Noth. Du aber, als einzelner Mann und nicht ohne Vermögen, kannst Dich ja leicht nach Bedürfniß und Belieben überall einrichten."

„Wenn mir aber der Bub', der Ors' Anton ganz die Musik verlernte .... Marian, das wär' ein Jammer!"

„Ganz sie zu verlernen wird nicht möglich sein! Hat Ors' Anton das Genie der Composition, also das wahre, große musikalische Genie, so werden andere Studien es nicht ersticken, sondern entwickeln helfen; denn das Genie ist wie die Wasserquelle: beide werden um so klarer und reiner, je mehr sie sich durch Felsenblöcke ringen und ihren Weg über Steine suchen müssen. Beschränkt sich aber Ors' Antons Begabung auf die Virtuosität: so ist es ihm sehr zu wünschen, daß nicht sie allein sein Leben ausfülle.... denn ein solches Leben ist eine vergoldete Armseligkeit."

„Ja, ja! so wollen wir es machen, Marian!... und während der Bub' dann irgendwo eine höchst vortreffliche Erziehung bekommt, verfolge ich meinen alten Lieblingsplan und suche königlicher Kapell-

meister in Turin oder Genua zu werden — wozu mir hoffentlich die Berühmtheit meines Namens, die ich Euch verdanke — und mein immenses Talent zur Ausbildung von Musikern, welches sich an meinen Kindern bewährt hat, verhelfen werden."

Da die Mittel, den Gelddurst zu befriedigen, für den Augenblick ihm nicht zu Gebot standen, so trat wieder die Ehrsucht in den Vordergrund von Torrigi's Seele und half ihm durch tausend neue Pläne Antonia's Verlust verschmerzen.

Mariano hatte viele Gespräche mit Pater O'Connor und war höchst erfreut zu erfahren, daß sie miteinander die Reise nach Southampton machen würden, da vor der Hand der Zweck von Pater O'Connor's Aufenthalt in Nordamerika — eine Niederlassung seines Ordens — auf keine Erfüllung rechnen durfte. Seine Oberen riefen ihn nach Europa zurück, nachdem er eine Reihe von Jahren in Peru segensreich gewirkt hatte.

Morgen ging das Dampfschiff ab. Der letzte Abend war gekommen. Marietta sagte:

„Jetzt will ich noch einmal, zum letzten Abschied, meine Violine nehmen. Zwar habe ich manche Plage durch sie ausgestanden — aber wenn wir so recht schön unser Quartett spielten, fand ich doch zuweilen einen Hochgenuß darin."

Sie nahm ihre Violine und fing an zu spielen,

wie Marian ſie nie gehört hatte. Es war, als ob ſich ihr die myſtiſche Tiefe dieſes wunderbaren Inſtrumentes im letzten Augenblick erſchließe. Dabei ſah ſie ſo ernſt, ſo fromm, ſo aufmerkſam aus, wie die Engel, die auf Fieſole's Paradieſesbildern oder auf Lorenzo di Credi's heiliger Nacht andächtig muſiziren. Nach einiger Zeit brach ſie ab, küßte mit thränenfeuchtem Auge die Violine und ſagte:

„Wie iſt es doch ſo eigenthümlich, daß Alles uns tief ergreift, wovon wir wiſſen, es geſchieht zum letzten Mal ... und wenn's auch nur ein Paar Bogenſtriche ſind."

„Weil Alles, wobei es heißt „zum letzten Mal" — uns an den Schwanengeſang erinnert, der ein Vorbote des Todes iſt," ſagte Marian.

„Denkſt Du daran, Deine Seele zu retten?" fragte ſie ihn ernſt, beinahe feierlich.

Er neigte ſchweigend das Haupt.

„Nun dann, Marian, trennt uns kein Tod!" rief ſie.

„Nein! aber jetzt trennt uns das Leben, Marietta, und das iſt ebenfalls traurig. Es geht mir durch's Herz, daß Du hier allein bleibſt ... ſo jung, ſo einſam .... daß wir Dich hieher geführt haben und Dich nun Deinem Schickſal überlaſſen, ohne ferner im Stande zu ſein, Dir zu helfen oder irgendwie Dir beizuſtehen."

„Du bist recht gut, Marian, und ich werde Dir immer dankbar bleiben," sagte sie bewegt. „Allein hier ist nun einmal der Platz, den Gott mir anweist, den ich nach meiner natürlichen Neigung nicht gewählt hätte und an den ich durch Seine Hand mich gehalten fühle. Deshalb wird Er auch für mich sorgen, wird mich leiten und lehren, wird ein treuer Vater und Freund für mich sein. Und ich habe den namenlosen Trost, Ihm gerade hier dienen zu dürfen, wo wir bis jetzt so viel an die Welt und so wenig an Ihn gedacht haben."

„Das ist es ja eben, was mich so rührt, Marietta! Du bleibst hier, als Opfer für uns Alle, wie Iphigenia unter den Barbaren."

„Wie wer?" fragte sie unbefangen; denn von Iphigenia wußte sie nichts. Und dann fuhr sie fort: „Aber keineswegs bin ich unter Barbaren, sondern bei stillen frommen Ordensfrauen, von denen ich lernen werde, still und fromm dem göttlichen Heiland in seinen leidenden Gliedern zu dienen. Ist das nicht ein schöner Beruf? ... oder kannst Du Dich noch nicht zu unserer katholischen Auffassung erheben, die uns antreibt, uns aus Liebe durch die heiligen Gelübde an das Kreuz des Gekreuzigten zu nageln?"

„Doch, Marietta! ich will nicht sagen, ich fasse es; — allein ich darf sagen, ich ahne, daß darin eine Liebe liegt, die alle Lieben der Erde weit unter sich läßt."

„So ſei denn meinetwegen getröſtet, Marian, und freue Dich, wie ſo gut der liebe Gott es mit mir und meinen beiden Schweſtern gemacht hat! Er hat uns alle Drei in Sicherheit vor der Welt gebracht ... vor der gefährlichen Welt, in welcher Du leben mußt. Aber er wird Dich nicht verlaſſen, wenn Du ihm treu ſein willſt.“

„Bete für mich, Marietta! meine Zukunft iſt dunkel und vor mir ſelbſt verſchleiert. Ich gehe wie die Israeliten, unkundig des Weges, durch die Wüſte und folge einer Wolkenſäule, wie ſie.“

„Und in der Wolkenſäule iſt Gott ... und er führt Dich ſicher nach Canaan“ — ſagte Marietta.

Dies war ihr letztes Geſpräch. Es kam noch viel Beſuch, um Abſchied zu nehmen. Niemand kannte Marietta's Vorhaben. Sie hüllte es, wie ſich ſelbſt und ihr ganzes Leben, in Stille und Schweigen ein. Es wurde nicht beachtet, daß ſie bald aus der Geſellſchaft verſchwand. Sie ging zu Torrigi, der zwiſchen Rechnungen und Papieren in ſeinem Zimmer vergraben war und ſagte zu ihm, indem ſie vor ihm niederkniete:

„Vater, gib mir Deinen Segen! dies iſt die letzte Nacht, die ich unter Deinem Dache zubringe.“

Torrigi hatte nicht umhin gekonnt, an Marietta eine Mitgift von einigen tauſend Franken zu geben; und damit waren denn ſeine väterlichen Gefühle ſehr

für sie abgekühlt. Er fand es unendlich hart, schon bei Leibesleben eine solche baare Summe einer Tochter auszahlen zu müssen; allein Marian hatte ihm durchaus keine Ruhe gelassen. Jetzt aber war Marietta aus seinem Herzen — wenn sie überhaupt je darin gewesen war! — gleichsam herausbezahlt und es war ihm ein lieber Gedanke, daß sein armes hübsches Vermögen fortan keine Theilung mehr zu bestehen habe, voll bei ihm verbleibe, voll auf Ors' Anton übergehe. In dieser Stimmung war er, als Marietta bei ihm erschien. Ganz vergnügt und ohne alle Rührung oder Zärtlichkeit sagte er, indem er gleichgültig freundlich mit seiner Hand leicht auf ihr Haupt klopfte:

„Gott segne Dich, Marietta, Du bist immer ein gutes Kind gewesen. Ich hoffe, es wird Dir recht gut gehen in Deinem neuen Beruf, umsomehr, als Du eine hübsche Mitgift mitbringst."

Sie hing an seinem Halse und weinte bitterlich.

„Thut es Dir leid, Kind?" fragte er schreckenvoll. „Darüber hättest Du doch im Klaren sein müssen, bevor dies Abkommen getroffen wurde."

Nein, nein! es thut mir nur so leid, Dich nie wieder zu sehen, lieber Vater!" rief sie, riß sich los und eilte hinaus.

„Bete für Ors' Anton ... und auch für mich!" rief Torrigi ihr nach, dem es zuweilen einfiel, daß

er „ein guter Katholik“ ſei und folglich auch wie ein ſolcher, wenn nicht handeln, doch ſprechen müſſe.

„Für Euch Alle!“ rief ſie zurück und ging leiſe zu Ors' Anton, der in tiefen Schlaf verſunken war und an deſſen Lager ſie lange kniete und betete und ſeinen Schutzengel anrief, ihren Platz neben dem Knaben einzunehmen. Endlich bog ſie ſich über ihn und hauchte einen Kuß auf ſeine ſchöne Stirn. Da ſchlug er plötzlich die Augen auf und ſagte zärtlich:

„Marietta!“ — Aber der Schlaf war mächtiger und er lag ſogleich wieder im tiefſten Schlummer.

Wohl mir, o Herr, daß ich dich habe! ſprach Marietta zu ſich ſelbſt, erſchüttert bis in's Herz hinein. Bei dir allein darbt die Liebe nicht! — —

Am andern Morgen erhielt Torrigi ein Blättchen, worauf mit Bleiſtift geſchrieben war:

„Lebewohl, lieber Vater, Ors' Anton, Marian! ich bin in aller Frühe zu den barmherzigen Schweſtern gefahren, weil ich das Abſchiednehmen von Euch nicht aushalten kann. Lebt Alle wohl für die Zeit — und auf Wiederſehen in der lieben Ewigkeit. Marietta.“

Als Marian dieſe Worte las, war ſein erſtes Gefühl, zu ihr zu eilen. Allein er beſann ſich und dachte: Wozu? ſie hat ihr Opfer gebracht ... ich will es nicht ſtören. Iphigenie bleibt an fremder Küſte unter den Barbaren. Denn Barbaren ſind dieſe

Menſchen, die mit Wohlgefallen im Golde wühlen, oder mit Gier nach Gold verlangen. Und Barbarenthum iſt da, wo eine materialiſtiſche Civiliſation nur jenen Zwecken dient, nur ſie fördert. Und es iſt Europa's, d. h. des katholiſchen Europa's, ewiger Ruhm, daß es nach dieſem armſeligen, reichen Amerika ſein Beſtes ſchickt — Ordensleute ſchickt, die nach manchen Generationen Gnade und Geiſt da zur Geltung bringen werden, wo jetzt der Materialismus — König iſt.

Sie gingen auf's Dampfſchiff. Pater O'Connor kam ſpäter.

„Marietta grüßt!" ſagte er zu Marian — „und das letzte heilige Meßopfer auf amerikaniſcher Erde habe ich für Antonia dargebracht."

„O liebereiches Prieſterherz!" rief Mariano; „wie ſchmerzlich mir auch immer das Andenken an Amerika bleiben wird — dennoch muß ich Gott danken, daß ich herkam, denn ich habe Sie gefunden."

„Und vielleicht hätten wir uns nicht gefunden," verſetzte der Pater, „wenn Sie nicht dieſe ſchmerzlichen Erfahrungen gemacht hätten. Bleibt der Menſch immer in einer gewiſſen matten Mittelmäßigkeit, in welcher ſeine Verhältniſſe und ſeine Natur ihn ſchützen vor großen Verlockungen: ſo bekommt er ſehr leicht eine übertriebene hohe Meinung von ſich ſelbſt, welche der Tugend viel hinderlicher iſt, als der oder

jener Fehler. Es ist das Eigenthümliche dieser gewissen philisterhaft selbstzufriedenen Mittelmäßigkeit, das Streben nach Vollkommenheit ganz unaussprechlich zu verachten."

„Das that ich nie!" rief Mariano.

„Gott hat Sie immer sehr lieb gehabt," sagte P. O'Connor — „und ganz besonders sorgsam geführt. Jetzt führt er Sie sogar dem Sonnenaufgang zu."

Der Anker war aufgewunden. Das Dampfschiff brauste dahin.

Gottes Fügungen.

Heliade war in Rom. Sie machte dort eine Erfahrung, die ſehr alltäglich iſt und die doch Jedem, dem ſie begegnet, immer unerwartet kommt: ſie heißt: keine Vollkommenheit auf Erden. Heliade hatte ſich den Aufenthalt in Rom wie den Vorhof des Paradieſes vorgeſtellt — und er hätte es ſein können, wenn nicht Rom auf unſerer Erde läge. Lady Arran war ſchwer erkrankt. Die Aerzte ſagten, ſie habe ein Herzleiden, von dem ſie nicht herzuſtellen ſei, obſchon ſie noch längere Zeit damit leben könne, wenn ſie vor jeder Gemüthsbewegung, jeder Aufregung, jedem Kummer bewahrt bleibe. Dies brachte eine große Veränderung in Heliadens Leben hervor, das ſo angenehm, ſo genußreich, ſo friedlich in Rom begann und nun ſo voll Bekümmerniß und Sorge war.

Sie hatte ihre Großmutter als die Vorſteherin einer kleinen Genoſſenſchaft von Convertiten in dem

Häuschen am Fuß des Monte Celio gefunden, das noch immer für genügsame fromme Seelen groß genug war. Nur hatte es eine gar liebliche Nachbarschaft bekommen, indem eine kleine Capelle angebaut war, wo täglich die Messe gelesen wurde und wo immer der verborgene Gott im Tabernakel weilte.

„Du lebst, wie einst die heilige Wittwe Marcella lebte, liebe Großmutter," sagte Heliade entzückt.

„Nur Alles im bescheidensten Vergleich, mein Kind!" sagte die milde Frau. „Die reiche Marcella lebte in einem jener prächtigen Paläste der alten römischen Familien; — ich in einem Gartenhäuschen. Die zum Christenthum bekehrten vornehmen Römerinnen fanden bei ihr einen Mittelpunkt für alle christlichen Interessen und einen Heerd aller christlichen Tugenden; — zu mir kommen Neubekehrte, die eben keine andere Zuflucht haben, wenn ihre Familie sie verstößt oder enterbt, und wir üben uns gemeinschaftlich in unserer Armseligkeit mit geringen Werken der Barmherzigkeit. Marcella glänzte wie durch Tugend und Frömmigkeit, so auch durch Geist und seltene Bildung; — ich bin der Unvollkommensten und Unwissendsten Eine. Marcella's Seelenführer war der große heilige Hieronymus, der gelehrteste Mann seiner Zeit; — der meine ist nun schon seit zwanzig Jahren mein demüthiger, unscheinbarer, aber gottseliger Pater Pius. Du siehst

alſo, mein Kind, daß zwiſchen uns kein anderer Vergleich beſteht, als der zwiſchen zwei Wittwen, die Gott zu lieben und zu dienen ſuchen.“

„Alſo genau in der Hauptſache beſteht die Aehnlichkeit!“ rief Heliade und küßte zärtlich Miſtriß O'Connor's Hand. Dieſe ſagte ablenkend:

„Als Dein Großvater ſtarb und ich fern von meinen beiden Kindern fortleben mußte, gab mir Gott den Gedanken, mir eine Familie von recht verlaſſenen Weſen zu bilden. Jedes Menſchenherz hat ja Mitleid mit fremder Noth — aber die ſchmerzlichſte Noth iſt immer die, welche die Seelen betrifft; und es iſt wohl die allerbitterſte, wenn ſich Jemand durch den Rücktritt in unſere heilige Kirche ſeiner Exiſtenz beraubt findet — und verſtoßen, oder brodlos, oder beides zugleich wird. Für einen ſolchen Fall iſt eine ſichere Zufluchtsſtätte eine namenloſe Wohlthat ... und ſo bin ich die Mutter dieſer Waiſen um des Glaubens willen geworden. Damit ſie aber nicht vergeſſen, daß Jeder, der in die Kirche zurücktritt — unter das Kreuz tritt, ſo üben ſie ſich in dieſem Häuschen im Gehorſam, in der Demuth, in der Armuth. Unſer Leben iſt nach einer Regel geordnet, für deren Befolgung ich einzuſtehen habe, wie die Mutter für die Ordnung in ihrer Familie — und ſo lange man unter meinem armen Dach iſt, das weiter nichts gewährt als die Nothdurft des

jener Fehler. Es ist das Eigenthümliche dieser gewissen philisterhaft selbstzufriedenen Mittelmäßigkeit, das Streben nach Vollkommenheit ganz unaussprechlich zu verachten."

„Das that ich nie!" rief Mariano.

„Gott hat Sie immer sehr lieb gehabt," sagte P. O'Connor — „und ganz besonders sorgsam geführt. Jetzt führt er Sie sogar dem Sonnenaufgang zu."

Der Anker war aufgewunden. Das Dampfschiff brauste dahin.

Gottes Fügungen.

Heliade war in Rom. Sie machte dort eine Erfahrung, die sehr alltäglich ist und die doch Jedem, dem sie begegnet, immer unerwartet kommt: sie heißt: keine Vollkommenheit auf Erden. Heliade hatte sich den Aufenthalt in Rom wie den Vorhof des Paradieses vorgestellt — und er hätte es sein können, wenn nicht Rom auf unserer Erde läge. Lady Arran war schwer erkrankt. Die Aerzte sagten, sie habe ein Herzleiden, von dem sie nicht herzustellen sei, obschon sie noch längere Zeit damit leben könne, wenn sie vor jeder Gemüthsbewegung, jeder Aufregung, jedem Kummer bewahrt bleibe. Dies brachte eine große Veränderung in Heliadens Leben hervor, das so angenehm, so genußreich, so friedlich in Rom begann und nun so voll Bekümmerniß und Sorge war.

Sie hatte ihre Großmutter als die Vorsteherin einer kleinen Genossenschaft von Convertiten in dem

denn je wurde der Wunſch in ihm rege, ſein Vermögen und ſeinen Namen auf Heliade, die geliebte, die edle Heliade, die ſich immer ſchöner und liebenswürdiger unter ſeinen Augen entwickelte, zu übertragen. Aber dieſer Wunſch war feſt verſchmolzen mit dem zweiten: die Häuſer Arran und O'Connor auf's Engſte zu verbinden. Das war iriſch, das war katholiſch, das entſprach allen höheren Forderungen — und folglich mußte Heliadens Glück daraus hervorgehen: dies war Lord Arran's Anſicht. Seit jener ſchmerzlichen Erklärung in Arran-Caſtle war nicht die leiſeſte Andeutung von Seiten Heliadens gefallen, daß ſie ſich irgendwie durch irgend einen flüchtigen Gedanken mit dieſem entſetzlichen Violinſpieler beſchäftige. Das wäre doch unmöglich, wenn die Sache eine tiefe Wurzel hätte. Er war ſo klug — Lord Arran, und kannte die Menſchen, nicht bloß die Welt, ſo gut, daß er wohl hätte wiſſen können, daß man ſchweigend lieben kann, wenn die ſchönſten Hoffnungen über die Erde hinausgehen. Aber er hing nun einmal an ſeinem Lieblingsplan und wollte ihn ſich durchaus nicht entreißen laſſen. Ein Violinvirtuoſe paßte nicht in dieſen Rahmen hinein: darum nahm er an, daß Heliade ihn nothwendigerweiſe fallen laſſen müſſe und werde. Mit Lady Arran durfte er nicht dieſen Gegenſtand beſprechen, da er wohl wußte, wie innig er ihr Herz [redacted]

Gemüthsbewegung von dem Arzt als schädlich bezeichnet war. Sie war daher auch nicht im Stande, ihren Mann zurückzuhalten und durch ihre Vorstellungen zu beschwichtigen. Er machte es sich zur Aufgabe, Heliade zu besiegen und erwarb zu diesem Zweck Mistriß O'Connor zur Bundesgenossin, jedoch ohne ihr das traurige Geheimniß von dem Violinspieler mitzutheilen. Er fand dasselbe so beschämend für Heliade, daß er, in seiner großen Liebe für sie, nichts sagen wollte, was sie in den Augen der Großmutter hätte herabsetzen können. Heliade gerieth aber in ein Kreuzfeuer von Vorstellungen und Bestürmungen, dem sie nichts entgegen zu setzen hatte, als ihren ablehnenden Willen. Mochte sie dies nun auch in der demüthigsten Weise thun, so war es doch immer ein Widerstand gegen die liebevollen Wünsche derjenigen Personen, an denen sie mit Verehrung, Dankbarkeit und Liebe hing — und ihrem strengen Pflichtgefühl, das den Gehorsam so hoch schätzte, wurde dieser Widerstand namenlos schwer.

Sie machte täglich weite Spazierritte in der römischen Campagna mit Lord Arran — in der ersten Zeit zu ihrem größten Vergnügen, jetzt — zu ihrer größten Qual; denn in diesen Stunden war sie recht ungestört mit ihr allein und er benutzte sie, um wieder und immer wieder mit seinen Bitten und Plänen hervorzutreten und sie zu [illegible]

lockend wie möglich auszumalen. Dadurch bewirkte er denn, daß ihr Bryan O'Connor unerträglich wurde, obschon sie sich eingestehen mußte, sie thue ihm dadurch Unrecht. Schweigend und traurig ritt sie an Lord Arran's Seite dahin — und während Alle, die sie sahen, sie bewunderten und Manche sie beneideten, dachte sie über die schmerzliche Eigenthümlichkeit ihres Schicksals nach, welches sie zweimal nöthigte, den Wünschen ihrer Eltern in Bezug auf ihre Verehlichung auf's Entschiedenste entgegen zu treten. Aber ihre muthige Energie ließ sie nicht in Verzagtheit untergehen. Habe ich den ersten Kampf bestehen können — sprach sie zu sich selbst — und war dessen Preis die Bekehrung meines Vaters: so werde ich auch im zweiten ausharren ... und der Preis wird sein — was Gott will.

Es war der 25. Januar, Pauli Bekehrung. Das ist so schön in Rom, daß man das wunderbare Jahr der Kirche, in welchem jeder Tag ein heiliger Denkstein ist, nicht bloß gottesdienstlich feiert, sondern in lebendigsten Anschauungen durchleben kann. Da sind tausend Erinnerungen an die Heiligen, deren Andenken der Tag bewahrt und ehrt. Da hat die Kunst ihnen herrliche Gotteshäuser gewidmet und ihr Leben und Sterben durch Meißel und Pinsel verherrlicht. Da hat die Andacht ihre Reliquien gesammelt und auf schönen Altären, in prächtigen Schrei-

nen, zu frommer Verehrung ausgestellt. Da ist die Barmherzigkeit ihren Schritten nachgegangen oder ihrem Anstoß gefolgt und hat unter ihrer Fürbitte und ihnen zu Ehren Denkmale der christlichen Charitas errichtet. Da hat die Geschichte — oder die Tradition, die eine nicht geschriebene Geschichte ist — auf gewisse Stätten einen Namen oder eine That oder einen Moment niedergelegt, welche wie Riesenmonumente durch die Jahrtausende fortbestehen.

Ueber die majestätische Basilika von St. Paul wohl eine Stunde hinaus, tief in der Campagna, liegt zwischen nahen Hügeln oder eigentlich in einer etwas tieferen Senkung des gewellten Bodens, welche durch eingesunkene Katakomben entstanden ist, die alte Cisterzienser-Abtei alle tre Fontane oder ad Aquas salvias — eine Stätte für's beschauliche Leben, wie man sie sich nicht einsamer, nicht weltabgeschiedener vorstellen kann. Die niedern Hügel sind gerade hoch genug, um jede Aussicht, jeden Blick in's Freie abzuschneiden. Das enge Thal ist gerade weit genug, um für eine größere Kirche und zwei Kirchlein den Raum auf einem unregelmäßigen Platz zu gewähren. Der Boden und die Abhänge der Hügel sind mit dem reichen Graswuchs der Campagna einförmig bedeckt, ohne Abwechslung von Gesträuch und Bäumen. Es ist eine Stätte, auf welcher das Auge sich unwillkürlich zum Himmel wendet.

Die Feuchtigkeit des Bodens, die auch der Basilika von St. Paul so schädlich ist und von der Nähe der sumpfigen Ufer der Tiber herrühren soll, hat die Cisterzienser aus der Abtei vertrieben und es wohnen nur noch ein Paar Brüder als Wächter in den ehemaligen Klostergebäuden. Auch die Kirchen sind verödet, ihre Wände feucht, ihre Malereien zerstört. Die kleinste, im Hintergrunde des Thales, gab der Abtei den Namen „zu den drei Quellen." Sie ist auf dem Platz erbaut, wo nach der Tradition St. Paulus enthauptet wurde und wo — wie die Legende weiter erzählt, — sein abgeschlagenes Haupt, den Boden berührend, jene Quellen hervorrief.

Dahin war Lord Arran mit Heliade geritten. Sie standen in dem letzten Kirchlein und dachten an das merkwürdig großartige Leben, das hier zu Ende ging. Lord Arran sagte:

„Dieser „Gefesselte um Christi willen" — wie St. Paulus sich selbst nennt — hat mehr für die Freiheit des Menschen gethan, als Alle, die ihm in der langen Reihe von achtzehn Jahrhunderten gefolgt sind; denn wenn sie die wahre christliche Freiheit lehrten, so bauten sie auf seinem Fundament. Er faßt den Menschen so recht in der Tiefe seiner gefallenen Natur als den „Sohn der Nacht und der Finsterniß" auf, stellt ihn mitten hinein in die Arena des Lebens und lehrt ihn, streitend und kämpfend, unter unendlichen Nöthen und Mühsalen,

immer angefochten und nie überwunden, gebadet im Blut Jesu und im eigenen Herzblut, gezogen von der Gnade und getragen vom Glauben, jene wunderbare Umbildung in „ein Kind des Lichtes und des Tages“ erstreben, deren Vollendung „die Krone des Lebens“ gewährt.“

„Zu welcher göttlichen Freiheit ist der Christ berufen,“ sagte Heliade, „und was machen wir aus uns? — Niedrige Sklaven niedriger Leidenschaften! ... O! wenn je ein Mensch — so durfte St. Paulus mit seinem Herrn und Meister sprechen: „Ich habe die Welt überwunden;“ — und zwar lange bevor er auf dieser Stelle mit seinem Martertode seinen Sieg beschloß. Und er war doch, dem Wesen nach, ein Mensch, wie wir Alle sind, d. h. gebrechlich.“

„Aber mit einem immensen Maß der Gnaden!“ sagte Lord Arran. „Er ist ein geistiger Säulenstehet, der die ganze Menschheit überragt und durch Lehre und Leben erschüttert. Und sinkt sie auch immer wieder in den Murmelthierschlaf der Lauheit und Gleichgültigkeit — oder in den Taumel der Sinnlichkeit zurück: so verstummt die Stimme dieses Wächters auf der Höhe doch nie und die Pauliniſchen Briefe sind so recht der mahnende Weckruf, den die Kirche von ihren Kanzeln herab erschallen läßt.“

Sie gingen zu den Pferden zurück, die am Eingang des Thales warteten. Als Heliade aufstieg,

trat ein Mann ihr gerade gegenüber unter die Thür des Kirchleins von S. Maria scala coeli. Heliade ſah nicht ſcharf genug, um ihn zu erkennen, und ihr Pferd machte eine lebhafte Bewegung und zwang ſie, den Blick ſogleich von der Erſcheinung abzuwenden; aber dieſe Geſtalt! aber dieſe Haltung! konnte das Jemand anders ſein, als Peregrin? Ihr Herz ſtand ſtill vor Spannung. Doch als ſie nach ein Paar Secunden wieder hinſchaute — war er verſchwunden. Hatte ſie ſich getäuſcht? ... War er wirklich in Rom? ... Und wenn er da war — und wenn er Mariano Torrigi war ... weshalb hörte ſie nichts von ſeiner Anweſenheit? Lord und Lady Arran ſahen täglich ſo viel Leute und erfuhren durch dieſelben ſo ausführlich und genau Alles, was man in der Geſellſchaft that und trieb und wofür man ſich intereſſirte, daß die Anweſenheit des berühmten Virtuoſen gewiß nicht unerwähnt geblieben wäre. War er aber erſt kürzlich angelangt, wie unwahrſcheinlich, daß er ſich dann ganz allein nach dieſer abgelegenen Stätte begeben werde; d. h. unwahrſcheinlich für Mariano Torrigi, nicht für Peregrin. Dieſe Gedanken durchwirbelten ſich bei Heliade. In ſich verſunken ritt ſie dahin und fuhr erſchreckt auf, als Lord Arran plötzlich ſagte:

„Sieh, wie ſchön das iſt!“

Sie hatten jene tiefere Senkung des Bodens

hinter ſich gelaſſen und einen freien Punkt erreicht, wo ſie die ganze, weite Landſchaft überſchauten. Vom Gebirge im Oſten bis zum Meer im Weſten breitete ſich die Campagna mit ihrer geringen Abwechſelung des Bodens wie ein ſtiller, weiter, grüner See aus. Im Vordergrunde lag die Baſilika von St. Paul, aber erſt als unvollendeter Bau und daher ruinenmäßig. Im Hintergrunde lagerte die ewige Stadt mit ihrer Maſſe von Kuppeln und Thürmen und Paläſten — alle überragt von der einen Maſſe der Peterskuppel. Die Aquaducte mit ihren ſchönen Bogenſtellungen von röthlichem Stein liefen in zarten, gebrochenen Linien wie Tauſendfüßler von höheren Punkten der Stadt zu. Die Sonne ſtand tief im Weſten und hauchte einen glühenden Farbenton über Himmel und Erde, ſoweit ihre untergehenden Strahlen die Glut des Abendroths nährten, während über dem Gebirge im Oſten ein blauer Duft, der Bote der Nacht — und in ihm die goldene Leuchtkugel des Vollmonds ſchwebte. Es war ein wunderſchönes Bild voll hoher Poeſie, aber durch keinen Pinſel wiederzugeben. Der Zauber der verſchmelzenden Farben — vom zarten grünlichen Schleier an, der den Mond umzittert, bis zu den Roſenflammen, in welchen die Sonne ausglüht — iſt nicht in den Rahmen eines Gemäldes zu bannen.

„Wie ſchön!“ wiederholte Lord Arran.

„Daß die Schwermuth so schön sein kann!“ rief Heliade.

„O Kind,“ sagte Lord Arran, „wenn wir dastehen zwischen dem Untergang unserer Sonne und den aufsteigenden Schatten der Nacht; auf dieser Erde, die ein von Gräbern gewellter grüner Kirchhof und mit tausend Ruinen besäet ist — wie sollte da nicht eine stille Schwermuth über die unerhörte Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge das Herz übermannen, welches sich selbst aus seinen eigensten Tiefen das Lied von der Vergänglichkeit vorsingen muß. Das ist eine schöne Schwermuth, die der Mensch nur kennt, welcher sich als der fremde Pilger auf dem Wege zum Vaterhause fühlt; — und ich liebe Rom auch deshalb sehr, weil es mir diese sanfte Melancholie anhaucht — zugleich aber auch den Pharus vor Augen stellt, dessen Licht den Trübsinn, diese unchristliche Schwermuth, verscheucht: das ist das Kreuz über St. Peters Kuppel, über dem Grabe des Galiläischen Fischers.“

Nach einer Pause sagte er:

„Und doch will sich auch immer der häßliche Trübsinn einschleichen, wenn nicht Alles nach meinen Wünschen geht!“

„O verleumde Dich nicht selbst, lieber Vater!“ rief Heliade; „Du bist ja vollkommen ergeben in Deinem Kummer um das Leiden der lieben Mutter.“

„Nicht immer und nicht ganz, Heliade. Ich bin es in Bezug auf die Gegenwart — nicht auf die Zukunft. Der Gedanke, ſie zu verlieren, iſt mir faſt unerträglich. Ich muß es bekennen, obſchon ich damit meinen Egoismus bekenne. In einer ſo langen Reihe von Jahren iſt mir das intimſte Leben zu Zweien dermaßen zum Herzensbedürfniß geworden, daß mir die Vereinzelung ſchmerzlicher iſt, als der Tod. Und darum wäre mir der Gedanke, wenigſtens Dich, als mein Kind, bei mir zu behalten, Dich an Irland zu feſſeln, Dir Alles zu übergeben, was mein iſt — mein Vermögen, meinen Namen, meine Pflichten — das Alles dereinſt auf Dich zu vererben — Heliade! das wäre ein Troſt, den ich gar nicht müde werde mir auszumalen .... wenn ich auch weiß, daß Du ihn mir nicht gönnen willſt."

„O mein lieber Vater!" ſeufzte Heliade; „wüßteſt Du, wie weh Du mir thuſt .... Du würdeſt nicht ſo ſprechen!"

„Und was wünſchen wir denn von Dir?" fuhr er fort; — „iſt es denn etwas ſo Schweres für Dich, daß Du dich nennſt Heliade O'Connor, Gräfin von Arran?"

„Ich müßte ſein, wie ich mich nenne, lieber Vater! und Heliade geht nicht zuſammen mit O'Connor."

„Aber doch noch viel weniger mit Torrigi!" rief er in einer Aufwallung von Ungeduld.

„Es ſcheint ſo!“ ſagte ſie ſanft.

„Kind, laß uns einmal ganz kaltblütig von dieſer Sache reden,“ verſetzte Lord Arran gefaßt. „Du behaupteſt, Dein Herz wäre nicht mehr frei wegen dieſes Torrigi, der Dich vielleicht oder vielmehr ſehr wahrſcheinlich längſt vergeſſen hat. Biſt Du denn wirklich geſonnen, Dein ganzes Lebensglück an ein Traumbild zu verſchwenden? Sage mir nur aufrichtig, was Du denkſt, was Du vorhaſt, damit ich Dein fabelhaftes Verfahren einigermaßen begreifen könne.“

„Nun wohlan, mein lieber Vater!“ ſagte ſie entſchloſſen: „der höchſte Wunſch meines Herzens iſt der, daß Mariano Torrigi unſerer heiligen Kirche ſich anſchließen möge — denn das war es, das allein, was uns getrennt hat.“

„Dich . . . und den Violinſpieler!“ rief Lord Arran grenzenlos erſtaunt.

„Das allein!“ wiederholte Heliade. „Ehe ich darüber eine Gewißheit habe, iſt es mir nicht möglich, mich für einen andern Mann zu intereſſiren, und könnte ich es, ſo dürfte ich es nicht. Meine Seele iſt auf ſeine Seele gerichtet! Sage ſelbſt, ob es edel wäre, inferiore Gedanken und Empfindungen einem Andern zuzuwenden.“

„Gewiß nicht! nein, Heliade! Aber ich ſage, Du ſollteſt Deine Seele von einem Gegenſtand ablöſen, der ihrer nicht würdig iſt. Bete für ihn, empfiehl

ihn anderer frommer Fürbitte und erfülle den Wunsch Deiner Pflegeltern: das zieht vielleicht große Gnaden auf ihn herab, weil es Dich ein Opfer kostet und Gott jedes Opfer segnet."

„Meinst Du, ich hätte mir das nicht schon hundertmal gesagt?" rief Heliade schmerzlich: „nicht hundertmal das Für und das Wider erwogen, und vor Gott geweint und gefleht um Erkenntniß! Meinst Du, es wäre mir leicht, mir, die ich über Alles fürchte, durch Verletzung einer Pflicht Gott zu beleidigen — den Wünschen geliebter und verehrter Pflegeltern zu widerstehen, gegen welche ich die heiligsten, die theuersten Pflichten habe? Meinst Du, es läge kein Reiz, keine Verlockung in der Vorstellung, daß die arme Heliade Gräfin von Arran werden könnte und daß es ja nicht gerade Bryan O'Connor, sondern auch ein anderer edler Ire sein dürfte, der ihr zur Seite stände! — O, lieber Vater! wenn Du das meinst, so kennst Du mich nicht. Aber durch all meinen innern, heimlichen Jammer klingt fort und fort ein und dasselbe Wort: „Harre aus!" In den jammervollen Zeiten, welche der Bekehrung meines Vaters vorausgingen, sprach eine Stimme zu mir: „Harre aus!" In der schweren Zeit, die auf seinen Tod folgte und die ich bei der Baronesse Ruffach zubrachte, sprach eine Stimme zu mir: „Harre aus!" Und jedes Mal folgte meinem Ausharren — namenlose

Gnade! ſie brachte meinem Vater das ewige Leben — und ſie brachte mich zu einem zweiten Vater .... zu Dir! — Und jetzt, da ich zum dritten Mal dieſelbe Stimme, denſelben Ruf vernehme: „Harre aus!“ .... jetzt ſollte ich ihr nicht folgen? Nein, mein geliebter Vater, die Stimme iſt von Gott, denn ſie hält mich unter dem Kreuz feſt! ... und deßhalb muß ich ihr gehorchen.“

„Biſt Du denn aber ganz ſicher, daß ſich kein Eigenwille, keine feine Selbſtſucht, kein Stolz — mit einem Wort: keine Regung Deiner Natur, die durch ihre große Energie große Gefahren hat, — in Deinen Entſchluß miſcht?“

„Wer wäre davor ganz ſicher, lieber Vater? ich Armſelige gewiß nicht! Deshalb bitte ich Gott immer, daß er Seinen Willen mir ausſpreche und mich befähige, ihn zu verſtehen und zu befolgen. Zeigt er mir klar und deutlich, daß Mariano Torrigi einen Weg einſchlug, der in den Abgrund führt — oder daß er mich nicht als Werkzeug brauchen kann, um Mariano Torrigi für die ewige Wahrheit zu gewinnen: ſo hoffe ich ihn auch dann zu verſtehen und dann mich zu beſinnen, wie ich auf andere Weiſe ſeinem Willen dienen könnte.“

„Geſetzt aber den höchſt unwahrſcheinlichen Fall, daß Mariano Torrigi Dich nicht vergeſſen habe, katholiſch geworden und ein guter Menſch ... aber

freilich ein Violin-Virtuose sei — was würdest Du thun, Heliade?"

„Wenn nichts uns trennt .... so sind wir verbunden," entgegnete sie sanft.

„Entsetzliche Vorstellung! schauerlicher Gedanke!" rief Lord Arran.

„Ich sagte Dir nur, was ich denke und empfinde," erwiderte Heliade gelassen: — „ob das nun aber der Wille Gottes ist — weiß ich nicht und was ich auch fühlen möge — sein Wille ist die Richtschnur meiner Handlungen."

„Kind, wie kann man nur so fromm und zugleich so romanesk sein!" rief Lord Arran, der nicht mehr wußte, wie und wo er sie angreifen solle; — und sein Pferd in scharfen Trab setzend, erreichten sie schnell die Stadt.

Abends versammelten sich immer einige Personen bei Lady Arran. Da sie seit ihrer Krankheit nicht ausgehen durfte, so war ihr das besonders wegen ihres Mannes und Heliade sehr lieb. An diesem Abend sprach man viel von einem großen Concert, das zum Besten der Armen unter Mitwirkung mehrerer Künstler stattfinden sollte. Heliade dachte an den Mann in der Cisterzienser-Abtei und bereitete sich im Stillen darauf vor, daß man jetzt unter den Künstlern Mariano Torrigi nennen würde und daß sie keine Verlegenheit äußern dürfe. Doch Niemand nannte

dieſen Namen und ſie begann zu glauben, ihre Kurzſichtigkeit habe ſie getäuſcht durch eine flüchtige Aehnlichkeit.

Als ſie ſpät ihr Zimmer betrat, fühlte ſie ſich müde und betäubt von den vielen Stimmen und dem Wirrwarr des Geſprächs, welches alle mögliche Gegenſtände oberflächlich berührt und behandelt hatte. Sie wollte noch einen friſchen Athemzug in der Nachtluft thun, öffnete ein Fenſter und trat auf den Balcon. Er ging auf den kleinen Garten, der zu dem Hauſe gehörte und ein linder Nachtwind durchrieſelte das Laub der Orangenbäume und des Granaten- und Oleandergeſträuches und ſtieg kühlend zu ihr hinauf, während die Sterne mit ſchimmerndem Blick auf die träumende Welt herabſchauten. Es war Alles ſo ſchön und ſo ruhig; aber Heliade empfand das nicht. Durch das Geſpräch mit Lord Arran war ſie ſo lebhaft in Hoffnungen und Wünſchen für Peregrin geweſen! ... und jene Aehnlichkeit! ... und die grenzenloſe Ungewißheit über Alles, was ihn betraf! ... und das Zweifelhafte einer glücklichen Löſung ſeines räthſelvollen Schickſals! ... und ihre eigene unſichere Zukunft! ... das Alles beklemmte ſie bis zu Thränen.

Da erklang durch die ſtille Nacht ein unausſprechlich reiner, ſüßer, vibrirender, langſam anſchwellender Ton, ſo klagend und zugleich ſo glühend, als ob eine Menſchenbruſt ihn nicht zu faſſen ver-

möchte; und ging dann, nachdem er lange über jener geheimnißvollen Tiefe ſchwebte, wo ſelige Freude und intenſiver Schmerz in einander verſchmelzen — in vielfache Modulationen über, aus denen endlich eine Melodie ſich entwickelte und ſich auf ihnen wiegte, wie ein Schwan auf dem ſtillen See.

So wie der Ton anhub, legte Heliade beide Hände auf die Bruſt, hob den Kopf empor, ſtand regungslos und lauſchte. Dann, als die Melodie einſetzte, ſprach ſie unwillkürlich halblaut den Text derſelben: „Einſam wandelt dein Freund im Frühlingsgarten, Adelaïde“ — — und die Beklommenheit ihrer Seele wich vor dieſem Genuß, der über die Kluft der Jahre der Schickſale, der Trennung zu ihr flog. Ah ... er iſt's! ... er war es doch! ... wer ?... Peregrin? Mariano? — Sie dachte nichts weiter. Aber das war ſchon genug, ja, zu viel! — Er war da! er war allein, ernſt und einſam da! Lag darin nicht eine ganze Welt von Hoffnung? — Als die Violine verſtummte, ſank Heliade auf die Knie und bat Gott inbrünſtig, ſie auf den Pfad zu führen, der zu ſeiner Ehre und zum Heil ihrer und anderer Seelen ſei.

Am andern Morgen machte ſie ſich Vorwürfe, daß ſie ſich zu einer ſo ſtürmiſchen Aufregung habe hinreißen laſſen. Wir ſind vielleicht gerade ſo getrennt, wie zu jener Zeit, da er bei uns die Adelaïde ſpielte, ſagte ſie zu ſich ſelbſt. Habe ich denn ſo wenig

Selbſtbeherrſchung? ... Ich muß den lieben Gott recht darum bitten! — — Sie hatte die Erlaubniß, in den erſten Morgenſtunden mit einer Kammerfrau der Gräfin, einer älteren Perſon, welche alle Reiſen ihrer Herrſchaft mitgemacht hatte, in eine beliebige Kirche zur Meſſe gehen zu dürfen. An dieſem Morgen ſagte Heliade:

„Heute, Miß Bridget, wollen wir unſere heilige Meſſe in Santa Maria Maggiore hören und dann zur Scala ſanta gehen. Ich will ſie erſteigen.“

„O ich auch!“ ſagte Miß Bridget erfreut.

An dem immenſen Lateraniſchen Platz liegt ein uraltes Gebäude, ein Ueberreſt des ehemaligen, von den Päpſten der früheren Jahrhunderte bewohnten Lateraniſchen Palaſtes, welcher in der alten Kaiſerzeit der römiſchen Familie der Laterani gehörte und mit dem Chriſtenthum an Kaiſer Conſtantin kam. Erſtürmungen und Verheerungen durch Feuer und Schwert, die ſeit anderthalb Jahrtauſenden von Zeit zu Zeit über Rom einbrachen und ganze Quartiere in Schutt und Aſche legten oder in Ruinen verwandelten, haben auch den alten Palaſt und die alte Baſilika vom Lateran — diejenige, deren Thürme nie geſchloſſen, ſondern bei Nacht wie bei Tage immer offen ſtanden, längſt zerſtört. In ihrer jetzigen Geſtalt iſt die Baſilika im ſiebenzehnten Jahrhundert von dem Baumeiſter Boromini vollendet; die Façade

jedoch im Jahre 1734 von Aleſſandro Galilei hinzugefügt. Jenes uralte Gebäude trägt eine Beſiegelung ſeines Alterthums in der Moſaik auf Goldgrund aus dem achten Jahrhundert, die eine ſeiner Außenwände ſchmückt. In dem Gebäude ſelbſt, das den Namen Sancta Sanctorum führt und deſſen Kapelle und Gottesdienſt den Paſſioniſten übergeben iſt, befindet ſich eine der größten und ergreifendſten Reliquien Roms: die Scala ſanta — die heilige Treppe, die unſer göttlicher Erlöſer in der Nacht ſeines bittern Leidens betrat, als er zweimal zu Pilatus und zweimal hinweggeführt wurde — und die jetzt von keinem menſchlichen Fuß betreten, nur auf den Knien erſtiegen wird. Zur Rechten und Linken liegen Treppen für den gewöhnlichen Gebrauch. Oben iſt eine kleine Kapelle mit einem uralten, dem heiligen Lucas zugeſchriebenen Chriſtusbilde und ein Oratorium mit den vierzehn Kreuzwegs-Stationen; und das Ganze iſt mit einem Portikus überbaut. Die Scala ſanta beſteht aus neunundzwanzig Stufen von Marmor, der im Laufe der Zeit ergraut iſt. Ihre obere Fläche iſt mit Holz bekleidet. Auf einigen Stufen ſind Spuren des heiligſten Blutes: da hat man im Holz einen Ausſchnitt gemacht und ihn durch eine kleine, in Meſſing gefaßte runde Glasſcheibe geſchloſſen. Es gibt keine Stätte in Rom, die mehr zur Andacht aufforderte und ſtimmte, als dieſe. Hier, gerade hier

auf dieſen Stufen iſt Der gewandelt, der vom Himmel kam und zum Himmel ging und zu uns Allen ſprach: „Folge mir nach.“ Und wohin zunächſt? — Wir blicken auf. Da liegt vor uns die Baſilika von Santa Croce, welche die heiligen Reliquien der Paſſion, das wahre Kreuz, einen Nagel, einige Dornen aufbewahrt: das ſind Siegestrophäen über die Welt und den Tod und die Sünde; — aber eines Sieges, der nur auf Golgatha errungen wurde und wird. Bang und ſcheu, im Bewußtſein unſerer Armſeligkeit, die den Thabor dem Calvarienberg vorzieht, wenden wir unſern Blick ab. Und worauf fällt er nun? — Auf den Platz, wo Tauſende und aber Tauſende ihr Golgatha fanden und für den Sohn Gottes ſtarben, der für ſie geſtorben iſt und der zu ihnen, wie zu uns geſagt hat: „Folget mir nach“ — auf das Coliſeum. So gewaltig ragen dieſe gigantiſchen, übereinander gethürmten Arcaden gen Himmel, als ſollten ſie bis zum Ende der Zeit wie mit einem unüberwindlichen Zaubergürtel jene Arena ſchützend umgeben, die das Blut der Martyrer in Strömen trank. Aber die Martyrer ſind unſers Geſchlechts! Nur verſtanden ſie den Zuruf: „Folget mir nach,“ beſſer als wir; und weil ſie ihn ſo gut verſtanden, errangen auch ſie eine Siegestrophäe: den Lateran! Ja, auf die Baſilika vom göttlichen Erlöſer oder von St Johannes im Lateran — richtet ſich nun der Blick mit

ich weiß nicht was für eine übernatürliche Freude. Sie ist das Prototyp der „Mater Ecclesiae," die Mutterkirche der Christenheit, die Metropolitankirche der katholischen Welt. Ihre Fundamente sind gekittet mit dem Blut der Martyrer und von ihren Kuppeln und Gallerien steigen gewaltige Bildsäulen der Heiligen in den blauen Himmel hinein, sinnbildend die triumphirende Kirche, welche über der streitenden wacht und betet. Es gibt keine Stätte auf Erden, die der Seele so mit einem Blick das ganze Bild ihrer Geschichte, ihrer Bestimmung entrollte — von dieser Scala santa an, über die das Blut des Gottmenschen zu ihrer Sühne und Erlösung floß — zu dieser Arena, wo sie im Marterthum sich heiligt — zu diesem Lateran, in welchem sie, weltbesiegend, triumphirt. — —

Auf der Scala santa wird es nie leer von Betenden — zuweilen sind es Einzelne, zuweilen Viele, zuweilen so Viele, daß auf allen Stufen Einige knien. In letzterem Fall ist es mühselig, sie zu ersteigen, weil man sich etwas nach seinen Nachbarn richten muß und dadurch zerstreut wird. In großer Stille, den schmerzhaften Rosenkranz betend, oder auf jeder Stufe ein Pater oder Ave, oder in Betrachtung des bittern Leidens, setzt Jeder seinen Weg fort. Höchstens vernimmt man zuweilen ein schwaches Flüstern, das Rauschen der Gewänder, einen Seufzer, ein er-

ſtiktes Gesu mio. Auf den begnadeten Stufen der Scala ſanta hat nie die Neugier ſich bewegt und gegafft, hat nie der Weltſinn ſeine Gloſſen gemacht, nie der Unglaube gehöhnt, nie der Irrglaube geprahlt. In jedem andern Heiligthum, kein einziges ausgenommen, kann das geſchehen; aber vermöge ihres köſtlichen Privilegiums, nur kniend erſtiegen zu werden — nicht auf der Scala ſanta! Zu dieſem äußern Act der Demuth entſchließt der Weltgeiſt ſich nicht. Wer da kniet, wer da betet, iſt ein gläubiger Katholik, der da weiß, daß die Tropfen des göttlichen Blutes auf dieſen Stufen ſeiner Seele in beſonderer Weiſe zu gut kommen, denn es liegt ein Ablaß auf der Erſteigung der Scala ſanta und der Ablaß beſteht ja eben nur darin, daß die Mutter, die Kirche, ihren heilsbedürftigen Kindern aus ihrem Gnadenſchatz ein Tröpflein vom Blut Jeſu zuwendet, das für die Strafe der Sünde genug thut.

Als Heliade das Sancta Sanctorum betrat, war es faſt einſam; nur zwei Männer knieten auf den oberen Stufen. Sie freute ſich dieſer Einſamkeit, welche die innere Sammlung begünſtigt, kniete auf der Vorſtufe nieder, die noch nicht zur Treppe gehört, faltete die Hände und verrichtete ein Vorbereitungsgebet. Dann wollte ſie ſich erheben und ihren andächtigen Weg beginnen. Aber ſie blieb wie gebannt auf ihrem Platz, denn indem ſie ihren Kopf

aufrichtete, fiel ihr Blick unwillkürlich auf die beiden Männer da oben. Der Eine trug die Tracht, die Jacke, die Schuhe des römischen Volkes; — aber der Andere — o Gott! wer war der Andere? — Und dieser Andere beugte sich so eben zu der einen Stufe herab und küßte, wie die Andacht es zu thun pflegt, das kleine Glasmedaillon über dem heiligen Blut. Bei dieser Bewegung neigte er sich seitwärts und Heliade sah sein Profil. Es war Peregrin. Sie empfand eine so unermeßliche Freude, daß sie bewußtlos für alles Uebrige nur Auge war .... nur Auge, um sich zu überzeugen, ob keine Aehnlichkeit sie täusche. Er hatte die oberste Stufe erreicht. Er stand auf. Er mußte nun seitwärts gehen, sei es in's Oratorium, sei es zu den hinabführenden Treppen. Da sah sie deutlich sein Profil, seinen Gang, seine Haltung — kein Zweifel mehr! es war Peregrin!

Nun wohlan! frohlockte Heliade in stiller Extase, er ist gerettet! nun ist mir Leben und Sterben ganz gleichgültig .... denn höheres Glück gibt es nicht auf Erden! — Und in einem unentwirrbaren Gemisch von Jubel und Thränen, das sie bald wie auf Flügeln über sich selbst zu erheben und bald alle physischen Kräfte zu lähmen schien — und das in einem Dankgefühl sich ausfluthete, für welches sie keine irdischen Worte fand: erstieg Heliade die Scala santa.

Miß Bridget war früher am Ziel angelangt und

bereits im Oratorium. Als Heliade eintreten wollte, trat Peregrin heraus. Ahnungslos, überwältigt von ihrer unerwarteten Erſcheinung, rief er, wie damals vor neun Jahren in Dresden, ganz leiſe:

„Heliade!“

Und noch viel leiſer, ſo daß nur ſein Ohr ſie vernehmen konnte, ſagte Heliade den katholiſchen Gruß:

„Gelobt ſei Jeſus Chriſtus.“

„In Ewigkeit!“ antwortete er feſt.

Sie verſchwand im Oratorium und er verließ die Gnadenſtätte. — —

„Miß Bridget!“ ſagte Heliade, als Beide nach einiger Zeit ſich entfernten, „ich habe meine Großmutter in zwei Tagen nicht geſehen. Ich bin hier in ihrer Nähe. Bitte, begleiten Sie mich zu ihr und ſagen Sie zu Hauſe, ich würde bei ihr frühſtücken und den Vormittag bleiben, bis man mich abholt.“

Sie war von den Erlebniſſen der letzten vierundzwanzig Stunden ſo erſchüttert, daß ſie ſich in dem ſtillen Häuschen am Celio etwas erholen wollte — vielleicht auch der Großmutter ſich anvertrauen. Nur trat ihr überall das Gorm'ſche Familiengeheimniß ſtörend entgegen und hemmte jede vollſtändige Mittheilung über ihr Verhältniß zu Mariano. Ach! ſprach Heliade endlich zu ſich ſelbſt — hat Gott die Dinge bis jetzt in ſolche Verkettungen hinein und

wieder herausgeführt, um durch sie verherrlicht zu werden: so wird er auch noch das letzte Räthsel, das letzte Kettenglied lösen und den wahren Zusammenhang von Peregrin's und Mariano's Schicksal enthüllen. Gibt es ein Wesen auf Erden, das an Führung durch Gnade und an himmlische Fügungen nimmer zweifeln darf: so bin ich es .... ich! die glückselige Heliade!

Miß Bridget begleitete Heliade pünktlich bis in den Weingarten, der das Häuschen umgab und kehrte dann aus der Via di S. Clemente nach der Via Sistina zurück, während Mistriß O'Connor ihre Enkelin noch liebreicher wie gewöhnlich empfing.

„Ich habe eine unaussprechliche Freude," sagte sie. „Mein Reginald, der seit vielen Jahren in Amerika war — Dein Onkel, Heliade, der Dominicaner! — er ist vorgestern nach seinem Kloster von S. Clemente zurückgekehrt. Daß meine alten Augen noch das Glück haben sollten, ihn wiederzusehen, nachdem ich ihn aus ganzem Herzen und im vollen Ernst seinem apostolischen Beruf geopfert hatte — o das ist eine Freude, die mein schwaches Mutterherz wahrlich nicht verdient."

Heliade wünschte der Großmutter Glück zur Rückkehr ihres Sohnes und sagte:

„Gott Dank, daß in unserer Familie ein Priester ist. Der Priester kommt mir vor, wie ein lindes

balſamiſches Oel, das zwiſchen die Haken, die Schneiden und Schärfen, die es in jeder Familie gibt, mild ſich legt und verhindert, daß ſie ſich nicht gegenſeitig zerreiben."

„Ja! ſo iſt mein Reginald .... ſo recht wie ein balſamiſches Oel!" ſagte Miſtriß O'Connor.

Dann ging ſie ihren Geſchäften nach und Heliade blieb allein in dem kleinen Zimmer von zellenhafter Einfachheit, in welchem ſich das ſo unſcheinbare Leben ihrer Großmutter zu concentriren ſchien und doch, vor der Welt verborgen, in ſo weiten Kreiſen wirkte.

Wie das ſchön iſt, dachte Heliade, wie ſie begnadet iſt ... die gottſelige Frau! Andere Frauen ſind zärtliche Gattinnen und vortreffliche Mütter, und haben ſie dieſe Pflichten treu erfüllt, ſo iſt ſchon ihr Leben köſtlich vor Gott. Aber in meiner Großmutter iſt eine ſolche Fülle von übernatürlicher Liebe, daß ſie ſich in einem Alter, wo gewöhnlich die Menſchen nur nach Ruhe verlangen, einen neuen Kreis von frommen Pflichten ſchafft. Bin ich auch werth, ihre Enkelin zu ſein? —— Mit ſolchen Betrachtungen ſuchte Heliade ihre Gedanken, die wie ein Wildbach aus den Ufern traten, in ihr altes Bett zurückzuführen.

Während dieſer Zeit war Pater Reginald O'Connor bei ſeinem Freunde, der zugleich der Jugendfreund ſeines Vaters war — bei Lord Arran. Im Beginn

seiner geistlichen Laufbahn hatte Pater O'Connor einige Jahre in Irland gelebt und in den so unendlich drückenden Verhältnissen immer Trost, großmüthige Unterstützung und möglichste Förderung der katholischen Interessen bei Lord Arran gefunden. Innige Dankbarkeit verstärkte seine hohe Achtung für den vortrefflichen Mann, der in keiner Lage seines Lebens je auch nur um ein Haarbreit von den edelsten katholischen Prinzipien gewichen war. Bei seiner Rückkehr aus Amerika war er jetzt auch in Irland gewesen, hatte seinen Vetter Bryan O'Connor, den Convertiten, besucht, und ihn ermuntert, ein beharrlicher Streiter für Irlands Glauben und Recht zu werden; — und hatte von ihm erfahren, daß Lord Arran in Rom sei. Von Heliade schwieg Bryan, begreiflicher Weise — daher glaubte Pater O'Connor, sie sei längst bei seiner Mutter, wie das nach Horburg's Tod beschlossen worden war. Seine Correspondenz mit seiner Mutter war immer sparsam, in den zwei letzten Jahren aber durch seine Reisen in Nordamerika ganz unterbrochen gewesen; und so erfuhr er denn erst jetzt durch sie, daß Heliade die zärtlich geliebte Pflegetochter von Lord und Lady Arran sei. Auf seine Frage:

„Und wie bist Du mit ihr zufrieden?" entgegnete Mistriß O'Connor.

„Sie ist ein gutes, liebes Mädchen, durchdrungen

von Frömmigkeit und Pflichtgefühl; allein ſie macht dennoch mir und ihren Pflegeltern Sorge: ſie will ſich nicht verheirathen.“

„Wenn das ihr einziger Fehler iſt, liebſte Mutter,“ entgegnete Pater O'Connor lächelnd, „ſo ſind wir gewiß, daß ſie ihn ablegen werde, wenn der Rechte kommt .... Oder glaubt ſie den Beruf zum Ordensſtande zu haben?“

„Das ſcheint nicht ſo!... und doch iſt ſie im zweiundzwanzigſten Jahr: da pflegt man doch mit ſich ſelbſt über die Standeswahl einig zu ſein. Genug — in dieſer Beziehung macht ſie mir große Sorge wegen ihrer ungewiſſen Zukunft. Lord Arran muß ſiebenzig Jahre zählen; Lady Arran und ich ſind nicht weit davon entfernt; unſere Tage ſind gemeſſen. Was wird aus Heliade, wenn Gott uns abruft?... wenn ſie jung und ohne Vermögen, verlaſſen in der Welt bleibt! Könnte ſie ſich entſchließen, Bryan O'Connors Bewerbung anzunehmen, ſo würden Lord und Lady Arran ſie ſogleich adoptiren.“

„Iſt ſie davon unterrichtet?“

„Gewiß, mein Sohn! dieſer Liebesbeweis ihrer Pflegeltern rührt ſie zu Thränen... allein er beſtimmt ſie nicht.“

„Das iſt aber heldenmüthig, liebſte Mutter! ganz arm zu ſein, gar keine Zukunft — im Sinn der Welt — zu haben .... und dann eine ſolche Stel-

lung abzulehnen: dazu gehört ein Ernſt in der Richtung, eine klare Entſchiedenheit des Willens, die bei einem frommen und gewiſſenhaften Weſen, wie Du Heliade beſchreibſt, einen tiefen Grund haben muß."

„Vielleicht gelingt es Dir, ihr volles Vertrauen zu gewinnen, mein Sohn. Ich fühle, daß ich es nicht ganz beſitze und ich frage mich oft mit Bekümmerniß: woher dieſe Schranke?"

„Sei ruhig, liebſte Mutter, wir werden hoffentlich Alle recht bald im Klaren ſein," ſagte er mit ſo gelaſſener Beſtimmtheit, daß Miſtriß O'Connor mit der vollen Zärtlichkeit der Mutterliebe ausrief:

„Ja, mein Reginald! Du wirſt das bewirken .... Dir wird Heliade ihr ganzes Herz aufſchließen!" —

Pater O'Connor kannte Mariano's Leben und Schickſal und den Platz, den Heliade darin einnahm. Jetzt — kannte er auch Heliade .... ohne ſie je geſehen und geſprochen zu haben.

Nachdem Pater O'Connor ein langes Geſpräch über die Verhältniſſe der Kirche in Irland und Amerika gehabt hatte, dankte er Lord Arran für die liebreiche Aufnahme, die Heliade bei ihm gefunden — und ſetzte hinzu:

„Ich hoffe, daß meine Nichte einer ſo ſeltenen Güte nicht ganz unwürdig iſt."

„Mein lieber Pater," ſagte Lord Arran, „Heliade iſt eine der edelſten Seelen, die ich kenne. Mö-

ein subjectiver Anspruch ohne alle Bedeutung; denn jene Kirche könne nur den als ihren Sohn anerkennen, welcher den Glauben der heiligen Therese, Fénélon's und Gregor's VII. habe und bekenne."

„Ja, mein Pater, wenn Sie mir mit den Ansichten und Meinungen einzelner Protestanten entgegentreten," rief Mariano, „so hören die Einwürfe für und wider nimmer auf. Aber es ist durchaus nicht meine Absicht, mich mit Ihnen oder mit irgend Jemand zu disputiren. Ich will etwas ganz Anderes, mein Pater! . . . Von Idealen habe ich geträumt, so tief mein Gedächtniß in die Vergangenheit zurückgeht. Ein unegoistisches Leben, edel in Bezug auf mich selbst und auf Andere, wollte ich führen. Vielleicht gelang mir das bis auf einen gewissen Punkt, so lange die Verhältnisse mich schützend trugen. Als ihre Schranken fielen, habe ich ungefähr so gelebt, wie eben die Welt lebt. Aber ich blieb mir bewußt, den Sturz des Phaëton gethan zu haben und im Hintergrund meiner Seele webte fort und fort der alte Traum. Jetzt sprechen Sie zu mir: Demüthige Dich; dann kannst Du deine Ideale verwirklichen, denn sie liegen über der Natur und diese muß durch die Gnade in Zucht genommen werden: — und ich verstehe das und antworte [illegible] Nun wohl [illegible] ich will mich in die Zucht beg[illegible] göttlich[illegible] rität entfließt und mit [illegible] Mittel[illegible]

Lord Arran ſah ihn verſtört an und ſprach dann kalt und ernſt:

„Sie werden wiſſen, was Sie ſagen, Herr Pater.“

„Und Sie werden nicht vergeſſen, Mylord,“ ſagte der Pater mit ſanftem Lächeln, „daß dieſe Lectüre eine kleine Buße iſt.“

Als er ſich eben entfernen wollte, trat der Kammerdiener ein und machte Meldung der Botſchaft, die Miß Bridget von Heliade brachte und die dem Pater ſehr willkommen war. Er wünſchte Heliade ungeſtört zu ſprechen.

„Auf baldiges Wiederſehen, mein lieber Pater,“ ſagte Lord Arran, ihm herzlich die Hand bietend, die Reginald ebenſo herzlich drückte, indem er zur Antwort gab:

„Ja, Mylord ... das kann ich nicht verſprechen! Vielleicht ſchicken mich meine Obern morgen oder übermorgen nach einem andern Welttheil auf Miſſion; aber eben deshalb habe ich die Erlaubniß, jetzt eine Familienangelegenheit zu ordnen, die hoffentlich zur Ehre Gottes gereichen wird.“ — —

Die Mittagsſonne ſchien warm und golden auf das kräftige Laub der Orangenbäume und durchblinkte mit Lichtfunken die dunkeln Cypreſſen des Gartens am Fuß des Celio. Unter einer Gruppe dieſer Bäume am rieſelnden Brunnen ſaß Heliade.

Von einer dichten, hohen Lorbeerhecke, welche sich, diesen Platz gegen jeden Luftzug schützend, hinter ihr hinzog, hob sich ihre schlanke, große, nymphenhafte Gestalt in einem schlichten Kleide von einfarbigem dunkelblauen Taffit bestimmt ab. In nachdenkender Stellung, die Hände im Schooß, den Kopf ein wenig geneigt, saß sie da, sinnender Ernst lag auf ihrem edlen Antlitz und ein gewisses schönes Lächeln war wie Frühlingsduft über ihre Züge gehaucht, und gab dem ernsten Ausdruck einen zarten Schmelz. Nichts regte sich an ihr als ihre langen weichen Locken, die wie Rabengefieder zu beiden Seiten ihres Angesichts herabfielen, und die der leise Wind hob und senkte. Und weil sie so unbeweglich war, kamen die Tauben traulich geflogen, setzten sich auf den Rand des Brunnenbeckens, tranken ein Tröpflein mit ihrem rosigen Schnabel und spazierten dann gurrend umher, pickten hie und da nach einem genießbaren Körnchen, oder machten ihre zierliche Toilette und putzten die schneeweißen Flügel. Ob sie das sah? ob sie irgend etwas von dieser lieblichen Scenerie deutlich bemerkte? ... Vor ihrem innern Auge sah sie Peregrin auf der Scala santa, den Pilger auf dem Wege zum ewigen Leben!

Als Pater O'Connor sie aus der Ferne gewahrte, stand er unwillkührlich still und betrachtete sie. War das die Tochter seiner Schwester, der weichen, der

schmiegsamen Colomba? Ja! aber es war auch die Tochter ihres stolzen Vaters und — Gott Dank und aber Dank! so schloß Pater Reginald seine Betrachtung — auch die Tochter der Gnade! Wäre das nicht der Fall, wohin würde sie gerathen mit dieser besiegenden Schönheit der äußern Erscheinung und dieser besiegenden Energie des Charakters! ... O, Gott Dank, daß auf einem solchen Wesen das süße Joch Jesu, die Frömmigkeit, liegt! — Er ging rasch auf sie zu und Heliade erkannte alsbald das weiße Ordenskleid, eilte ihm entgegen und kniete mit dem frohen Ausruf:

„Mein Onkel Reginald!" vor ihm nieder, indem sie seine Hand küßte.

Er machte tiefbewegt das Zeichen des heiligen Kreuzes über ihrer Stirn und sagte:

„Hier sah ich zum letzten Mal Deine Mutter bei dem Tode meines Vaters; ... hier finde ich Dich ... Welch ein Stück meines Lebens liegt dazwischen!"

„O, ein gottgefälliges und segensreiches, theurer Onkel!" rief Heliade.

„Das sagst Du, gutes Kind, weil Du mein Ordenskleid siehst!" entgegnete er demüthig.

„Nein, lieber Onkel! sondern weil ich weiß, was wir Alle wissen, daß der Ordensmann nicht zum Schein sein Kleid trägt."

„Erzähle mir genau, wie Deine Eltern gestorben

ſind, Heliade," ſagte er abbrechend. „Ein ſeliges Sterbſtündlein, in der vollkommenen Verſöhnung mit Gott, in der vollkommenen Vereinigung mit ſeinem Willen, in der vollkommenen Liebe — das entſcheidet über die Ewigkeit! das alſo iſt die Hauptſache für dieſes Leben. Erzähle, Kind."

Sie that es. Aber zwiſchen dem Tode ihrer Mutter und dem ihres Vaters — lag ihre Liebe! Es war ihr unmöglich, in ihrer jetzigen Stimmung derſelben nicht zu erwähnen; aber ſie nannte Mariano — und ſtockte.

„Du nennſt Mariano!" rief überraſcht Pater O'Connor; — „er hieß doch damals Peregrin Gorm!"

Heliade ſah ihn ſchweigend in geſpannter Erwartung an.

„Weißt Du denn," fuhr der Pater fort, „daß er kein Gorm, kein Graf, nicht reich — ſondern ein armer Menſch iſt, geringer Leute Kind, ein Genueſer, Marian Torrigi!" ...

„Ah!" rief Heliade mit extatiſcher Freude und breitete ihre Arme gen Himmel aus: „mein Gott, ich danke Dir!"

Dann des erſtaunten Paters beide Hände ergreifend, ſagte ſie:

„Alſo Sie wiſſen dies Geheimniß! nun denn, ſo ſagen Sie es an Lord Arran, lieber Onkel, damit er erfahre, daß ich mich nicht in kindiſcher, frivoler

Weiſe in einen Virtuoſen verliebt habe .... und beſonders damit er erfahre, daß dieſer Marian Torrigi, als ich ihn kannte, ein ganz edler Menſch war."

„Aber Heliade, wenn Du das Alles weißt, weshalb haſt Du ſelbſt es nicht an Lord Arran geſagt?" fragte grenzenlos verwundert Pater O'Connor.

„Gott wollte es nicht, lieber Onkel! Er wollte hingegen, daß ich die Demüthigung ertrüge, die für mich damit verbunden war. Ich muß ſchweigen ... ich verſprach zu ſchweigen! ... aber Sie wiſſen die Wahrheit: o reden Sie! es wird für Lord und Lady Arran eine unausſprechliche Freude ſein, wenn Sie ihnen über dieſen Punkt Aufklärung geben. Ich habe Namenloſes gelitten, weil ich wußte, daß dieſe unvergleichlich guten Pflegeltern großen Kummer um mich hatten ... und noch haben! — Aber ich muß ſchweigen, Gott will es ... auch gegen Sie ſchweigen, lieber Onkel. Sie können aber ſehen, wie gut der liebe Gott für mich iſt, da er ohne mein Zuthun Licht gibt."

„Mir ſcheint allerdings der liebe Gott ganz beſonders gnädig für Dich zu ſein, Heliade! doch Eines wirſt Du mir ſagen können: denkſt Du an Mariano Torrigi noch jetzt ſo, wie Du damals an ihn gedacht haſt?"

Heliade blieb ſtehen, ſah Pater O'Connor feſt an und ſagte mit einer Stimme, die vor innerer Freude zitterte:

„O nein, lieber Onkel, ganz anders! denn Mariano Torrigi iſt jetzt katholiſch. Das weiß ich ſeit einigen Stunden . . . ſeitdem ich ihn auf der Scala ſanta ſah.“

„Ja, katholiſch iſt er, Heliade. Allein dieſe Gnade, die ihm die Anwartſchaft auf's ewige Leben gibt, bereitet ihm keine irdiſche Exiſtenz. Hätteſt Du Peregrin Gorm als Katholiken wiedergefunden, ſo ſtände Eurer Verbindung nichts im Wege .... aber jetzt ſehe ich dieſe Möglichkeit nicht.“

„Lieber Onkel, machen Sie ſich darüber keine Sorgen. Ich will, was Gott will.... möge eine Welt der Hoffnungen in Trümmer ſtürzen oder eine Welt des Glückes ſich geſtalten. Ueberdas darf ich mit voller Wahrheit ſagen: mir iſt jetzt zu Sinn, als müſſe ich dem lieben Gott ein großes Opfer bringen .... aber nicht irdiſches Glück von ihm verlangen. Eine heiligere Freude kann ich auf Erden nie haben, als die war, da ich Mariano auf der Scala ſanta ſah,“ ſetzte ſie mit dem tiefen Ernſt hinzu, der im Hintergrunde ihres ſtrahlenden ſchwarzblauen Auges lag; — „und andere .... ſind ſie meiner werth? ziehen ſie nicht die Seele aus einer höhern Region in eine tiefere? .... Das fragte ich mich oft, lieber Onkel, wenn mein ſchwaches Herz Anwandlungen von Verſtimmung über die Verhältniſſe hatte und dies und jenes wünſchen wollte. Immer

war die Antwort: Nichts genügt, als heiliges Glück."

„Du bist ernst, Heliade."

„Ja, Onkel, ich hatte eine gar ernste Jugend seit dem Tode meiner Mutter und es gab Zeiten, wo ich mich ganz fest an Gott anklammern mußte, an Gott allein: davon wird man ernst! und nun ist mir heute ein so wunderbar hohes Glück begegnet — auch das stimmt ernst; aber dabei bin ich recht heiter und hoffe es auch zu bleiben, weil Gott so gut und Mariano katholisch ist."

„Gottes Gnade bleibe mit Dir, Heliade," sagte Pater O'Connor; — „ich muß jetzt in's Kloster von S. Clemente zurückkehren, aber ich vergesse Dich nicht."— —

Im Kloster erfuhr er, daß Mariano ihn erwarte.

„Sie ist hier!" rief dieser ihm entgegen.

„Ja . . . sie ist hier, als Pflegetochter von Lord und Lady Arran, alte Freunde meiner Familie."

„Gestern, am Festtag des größten aller Bekehrten, auf der Stätte seines Martertodes, sah ich sie mit einem bejahrten Herrn forteilen . . . . das war also Lord Arran! — und heute sah ich sie . . ." —

„Auf der Scala santa!" unterbrach ihn Pater O'Connor; „Heliade hat es mir so eben gesagt. Aber, lieber Mariano, ich begreife zwar, wie sehr es Sie freuen mag, Heliade wieder zu sehen — nur gebe

ich Ihnen zu bedenken, ob das nicht für Beide gefährlich ist und Beide um ihren Frieden bringen kann, so lange nicht die mindeste Aussicht auf eine Verbindung sich entdecken läßt. Ihr Onkel hat den Löwenantheil der amerikanischen Kunstreisen-Erndte an sich genommen. Ihren Antheil haben Sie noch mehr dadurch geschmälert, daß Sie dem geldgierigen Mann den kleinen Ors' Anton gleichsam abkauften und sich verbindlich machten, für dessen Erziehung zu sorgen, d. h. zu bezahlen."

„Ich war es Marietta und Antonia schuldig; beide empfahlen mir das Kind; beide bitten Gott für mich — die Eine in der Zeit, die Andere in der Ewigkeit. Ich konnte mich nicht darauf verlassen, daß mein Onkel nicht wieder seine Kunstreisen mit Ors' Anton beginnen werde; darum brachte ich ihn in das Jesuitencollegium zu Stonyhurst .... und da ist er gut aufgehoben."

„Ich freue mich über Ihre Großmuth; aber jetzt möchte ich doch fragen, was Sie zu thun gedenken?"

„Heliade zu sprechen."

„Das ist nicht vernünftig, Marian!"

„Heliade zu sprechen, mein Pater! das Uebrige findet sich. Ich wußte nicht, daß sie hier sei. Sie hatten mir nichts darüber gesagt" .... —

„Ich glaubte, Heliade lebe in der kleinen Genossenschaft meiner Mutter, abgeschieden von der Außen-

welt. Im Häuschen am Celio wären Sie ihr nimmer begegnet! Von ihrem Aufenthalt bei Lord Arran ahnte ich nichts."

„Sie sehen, mein Pater, wie Gott es gefügt hat. Wir sind uns begegnet .... ich muß ihr danken."

„Wird es bei dem Ausdruck des Dankes bleiben?"

„Mein Pater, ich kann diese Frage nicht im Voraus beantworten. Allein ich bitte Sie, mir möglich zu machen, daß ich sie spreche."

Pater O'Connor weigerte sich lange diese Bitte zu erfüllen. Er fand ein solches Wiedersehen unter ganz veränderten Verhältnissen nicht weise, nicht nothwendig. Er hatte Mitleid mit Marian und Heliade, und da er keine Aussicht auf eine Verbindung entdeckte, so wünschte er, daß sie, um in Frieden bleiben zu können, von einander getrennt blieben.

Seitdem Mariano ihm sein ganzes Leben anvertraut hatte, in welchem Heliade einen so großen Platz, gleichsam dessen Höhepunkt einnahm, hegte er für Mariano, abgesehen von dessen Bekehrung, ein lebhaftes Interesse. Die Seelengröße, die Mariano bei der Catastrophe an den Tag legte, die seinem Leben eine so gewaltsame traurige Wendung gab — die Selbstbeherrschung, mit welcher Mariano Alles abwies, wodurch er selbst oder Andere an seine Vergangenheit erinnert wurden — die Ruhe und Entschlossenheit, mit der Mariano ohne die mindeste Er-

bitterung in eine ſo ganz ungewohnte Phaſe der Exiſtenz überging — dies Alles erfüllte Pater O'Connor mit Achtung und Liebe für einen ſo edel angelegten Charakter, und gern hätte er demſelben eine neue Bahn für ſein Fortkommen in der Welt eröffnen helfen. Von Heliade wußte Pater O'Connor kaum etwas Anderes, als das, was er durch Mariano erfuhr und erſt hier in Rom hörte er von ſeiner Mutter Aeußerungen über ſie, aus denen er ſchloß, daß ſie ihr Herz nicht von Marian abgewendet habe. Daran knüpfte ſich denn, in Verbindung mit der zärtlichen Liebe, welche Lord und Lady Arran für ſie hegten, ein ganz leiſer Hoffnungsſchimmer. Bei ihrer Ankunft in Southampton hatten ſich die drei Männer getrennt: Torrigi war nach Genua gegangen, Pater O'Connor nach Irland, Mariano mit Ors' Anton nach Stonyhurſt. Torrigi hatte ohne Mühe eingewilligt, für ſechs Jahre die Erziehung des Knaben ſeinem Neffen zu überlaſſen und deſſen großmüthiger Entſchluß wurde ihm ſelbſt zum himmliſchen Segen. Er blieb ein Paar Monate in ſtiller Abgeſchiedenheit zu Stonyhurſt und ſtudirte dort gründlich das katholiſche Dogma. Seine durcharbeitete Seele war gut vorbereitet, um die göttlichen Samenkörner aufzunehmen, welche die Gnade ausſtreute. Mit frohlockender Ueberzeugung, in der katholiſchen Glaubenslehre die abſolute Wahrheit gefunden zu haben —

wurde er Katholik; und da er, wie jeder Katholik, ein Verlangen hatte, Rom kennen zu lernen, so schloß er sich gleich nach seinem Uebertritt an Pater O'Connor an, der dahin zurückkehrte. Alle Schriften, die geeignet waren, über seine Vergangenheit und seine Gegenwart Licht zu geben, hatte Mariano für Pater O'Connor in's Englische übersetzt; und als dieser in Rom aus dem Bericht seiner Mutter entnahm, wie Lord Arran für Heliade gesinnt sei und daß Heliade Mariano nicht vergessen habe: da glaubte er jene Schriften an Lord Arran geben zu sollen, in der Hoffnung, ihn genug für Mariano zu interessiren, um Heliadens Verbindung mit ihm zu ermöglichen durch äußere Sicherstellung ihrer Zukunft. Aber es war eine ganz unbestimmte Hoffnung — und nun bestand Mariano auf eine Zusammenkunft mit Heliaden!

„Es wäre allzu unnatürlich, wenn ich sie nicht sehen, nicht ihr danken wollte," sagte er. „Als Peregrin Gorm werde ich nicht vor sie hintreten. Der durfte andere Ansprüche machen, als Mariano Torrigi: das weiß ich, mein Pater; ... aber ich muß sie sprechen."

„Wohlan!" sagte Pater O'Connor, „ich will Ihnen diese Zusammenkunft vermitteln; aber ich kann Ihnen nicht versprechen, wann. Sie hingegen müssen mir Geduld versprechen."

Marian gab dem Pater die Hand darauf und sagte lächelnd:

„Muß ich im Purgatorium auf den Himmel warten lernen, ſo kann ich mich jetzt in einer kleinen irdiſchen Vorſchule darauf einüben.“

Er ging aus dem Kloſter in die Kirche von S. Clemente, eine der älteſten und intereſſanteſten von Rom. Sie hat noch die ganze altchriſtliche Einrichtung: den großen Vorhof, rings umgeben von einem ſäulengetragenen Portikus; die Vorhalle für die Catechumenen und die Büßer, welche der Feier des heiligen Meßopfers nur bis zum Canon beiwohnen durften; das erhöhete Presbyterium in der Mitte des Hauptſchiffes, von deſſen zwei köſtlichen Marmor-Ambonen herab die Lectionen und die Evangelien vorgeleſen wurden. Dazu die alte, großartige Moſaik der Tribüne, einen Weinſtock darſtellend, aus dem das Crucifix hervorſprießt und zwiſchen deſſen weitem Gezweig die Kirchenlehrer und zahlloſe Vögel, dies uralte Symbol der chriſtlichen, zum Himmel aufſtrebenden Seelen, ſich befinden; — und die Capelle, in welcher Maſaccio's Fresken der h. Catharina von Alexandrien ſeinen Namen unſterblich machen. In dieſen wunderbaren Kirchen Roms wird Alles geweckt und gepflegt, was in der Menſchenſeele edel iſt. Große Erinnerungen, große Gedanken, großer Glaube ſprechen auf dieſen Stätten, von dieſen Mauern, aus dieſen Kunſtwerken zu ihr. Gäbe es auf Erden nichts zu thun, als nur das Schöne zu ge-

ließen, dachte Mariano bei sich selbst, so ginge man in Rom von einer heiligen Stätte zur anderen — und Geist und Phantasie und Andacht feierten überall die schönsten Feste. Wie tiefsinnig ist diese Auffassung der christlichen Kirche, die sich mit dem Weinstock identifizirt und den Gekreuzigten im Schooß trägt, und nun ihre Zweige, auf die Christus geimpft ist, über die Welt ausbreitet, mit seiner Kraft, mit seinem Wort, mit seinem Frieden — die Heimath der erhabensten Geister und des geringsten Seelchens! Und dann so ein Masaccio! in welcher Vision mag er das Bild dieses seligen Wesens geschaut haben, dieser Jungfrau Catharina, welche alle Weisheit der Welt zu Schanden macht und für den Glauben gefangen nimmt. Wo das? — o! nur unter den Rebzweigen des Weinstocks! Wo die nicht sich hinbreiten, hört die übernatürliche Schönheit auf — und die natürliche, ihrer Verklärung beraubt, wird vulgär und hört somit auf, schön zu sein. — — Und dann gingen seine Gedanken zu Marietta, die er einst mit S. Catharina verglichen hatte, und die jetzt in anderer Weise wie die große Heilige durch ihr demüthiges Opferleben die Welt besiegte. — —

Während der Zeit war Lord Arran ganz versunken in die Schriften, die er von Pater O'Connor erhielt. Er befahl, daß jeder Besuch abgewiesen werde, damit nichts ihn bei dieser Lectüre störe, die

auf Mariano Torrigi ein ſo vortheilhaftes Licht und auf ſein Verhältniß zu Heliade einen ſo reinen Glanz warf. Drei Hefte hatte Lord Arran geleſen: das Tagebuch der Gräfin Lucia Gorm, das Buch Heliade und die Wege des Pilgers. Letztere gaben eine Skizze des Lebens von Peregrin-Mariano bis zu ſeiner Converſion. Der Schluß dieſes dritten Heftes lautete:

„Das natürliche Glück mit allen ſeinen Gaben „mußte Peregrin verlieren, damit Mariano das „übernatürliche Glück gewinnen könne. Und das „Ideal, das Peregrin in ſeiner Seele trug und He„liade nannte — fand Mariano, durch die Schön„heit des Sichtbaren zur Liebe des Unſichtbaren hin„geriſſen, wie die Präfation des Weihnachtsfeſtes ſo „tiefſinnig ſagt — in der katholiſchen Kirche und in „ihr ... auch Heliade, die nimmer für Denjenigen „verloren iſt, welcher das Ebenbild Gottes an ihrer „ſchönen, reinen Seele liebt.“

Nein! ſprach Lord Arran ganz laut zu ſich ſelbſt, ſie ſoll nicht für Dich verloren ſein, mögeſt Du Peregrin oder Mariano heißen! — und dann nahm er ein letztes Blatt, welches die Ueberſchrift trug: Brief der Baroneſſe Juſtine von Ruffach an Mariano Torrigi; — und las:

Tannhof, den 14. Dezember 1840.

„Mein lieber Peregrin! Deinen Brief aus Stony-

hurst vom 4. d. M. erhielt ich richtig und ersehe daraus, daß ich Dich eigentlich Mariano nennen müßte; — allein ich bleibe aus alter Gewohnheit bei Peregrin. Ich danke Dir recht sehr für Deinen Brief und für die Aufmerksamkeit, die Du hattest, denselben an mich zu adressiren, damit ich ihn zu gelegener Zeit meiner armen Schwester zustelle, deren Erregbarkeit und Nervenschwäche Du nicht vergessen hast. Dieser leidende Zustand ist auch der Grund, weshalb nicht sie Dir antwortet, sondern ich.

Ich freue mich also recht sehr zu hören, daß Dein Talent Dir die Mittel verschafft, anständig zu leben. Es war immer meine Idee — und wenn meine arme Schwester lamentirte über Deine Hülflosigkeit, so suchte ich sie mit meiner Ueberzeugung zu trösten, daß ein junger Mann von Deiner Erziehung und Deinem Charakter schon seinen Weg machen werde — obschon ich just nicht an die Violine dachte. Tritt aber der kategorische Imperativ ein — den ich, die alte Kantianerin, unveränderlich für das Bestimmende im menschlichen Schicksal halte: so findet man, wenn man energisch und verständig ist, leicht dasjenige heraus, was die Selbsterhaltung — die moralische wie die physische — von uns verlangt. Das hast Du mit großer Entschlossenheit gethan. Ich freue mich darüber und spreche Dir gern meine Hochachtung aus. Nie wäre es uns eingefallen, Dich

in Amerika zu ſuchen, weil Du Dich ſtets mit großer Abneigung gegen die neue Welt und ihr Treiben erklärteſt. Deshalb wurden Nachfragen nach Peregrin Gorm an die Conſulate der Levante und Algeriens geſtellt, welche aber gar keine — oder die abentheuerlichſten Geſchichten eintrugen. Dies wirkliche und gründliche Verſchwinden, das meine Schweſter einerſeits unausſprechlich beunruhigte, machte ihr andererſeits die Rolle leicht, welche ſie der Welt gegenüber als beängſtigte Mutter des verſchwundenen Sohnes durchzuführen hatte; — denn ſie empfand wirklich dieſe Angſt und die allergrößte Gewiſſensunruhe. Doch hatte ſich die quälende Aufregung im Lauf des letzten Sommers etwas gemindert, theils durch die Zeit, theils durch die große Freude, welche die Erfüllung eines langgehegten Wunſches ihr bereiteten. Lydia Hohenfels, die ſich bis dahin nicht entſchließen konnte, einem ihrer zahlreichen Bewerber Gehör zu geben, weil ſie, wie die Fama ſagt, auf die Heimkehr von Peregrin Gorm warten wollte, Lydia gab endlich dieſe Erwartung auf — und ihr Jawort an Alarich Gorm. Meine arme Schweſter war in einem förmlichen Freudenrauſch. Ich liebe durchaus nicht ſolche Uebertriebenheit der Empfindungen, der Anſchauungen. Lydia iſt gut, klug, reich und ſchön — indeſſen wird ſie, wie alle Sterbliche, ihre gehörige Doſis von Fehlern und Schwächen

haben; aber für meine Schwester war es nicht anders, als ob nun Alarich mit beiden Füßen in's Paradies hineinspringen werde. Schloß Traun wurde neu eingerichtet mit einem, wie mir schien, ganz übertriebenen Luxus; allein es hieß, Lydia's fürstliche Ausstattung und Mitgift erheische das. Im Spätjahr sollte die Vermählung sein und eine Reise nach Italien, ein Winter in Neapel, ihr folgen. Da trat die furchtbare Catastrophe ein, die ich Dir jetzt mittheilen werde und die Dein gutes Herz, lieber Peregrin, tief erschüttern wird. Ich bin keine Freundin der Dichter; es sind unrationelle Phantasten — ein Greuel in meinen Augen. Dennoch haben sie mitunter luzide Momente — und in einem solchen hat Schiller gesagt: „Doch mit des Geschickes Mächten — Ist kein ewiger Bund zu flechten" — und das hat sich denn durch das gräßliche Ereigniß bewährt, welches ich Dir nicht verschweigen will, und welches plötzlich alle Freude, alle Hoffnung, alles Glück mit einem einzigen Schlag auf immer zerstörte.

Alarich war in Geschäften nach Leipzig gegangen. Er speiste mit einigen guten Freunden an der table d'hôte, wo auch mehrere Fremde sich befanden. Diese Fremden kamen, weiß der Himmel wie! auf Caspar Hausers geheimnißvolle Persönlichkeit zu sprechen — und in Folge davon auf das Verschwinden von Kindern aus den Familien. Alarich und seine Freunde

beachteten dies Gespräch erst dann, als der Name Gorm darin vorkam und als man das Verschwinden des ältesten Sohnes dadurch zu erklären wußte, daß er zwar ein Sohn der Gräfin, jedoch nicht des Grafen Gorm sei. Das Testament des Grafen habe ihm nicht die Erbfolge zugestanden und um all der Schmach vorzubeugen, habe ihn die Gräfin mit einem beträchtlichen Vermögen nach Ostindien geschickt, wo er in Pondichery einen Diamantenhandel mit so immensem Glück betreibe, daß er in drei Jahren Millionär geworden sei. Alarich erhob sich und erklärte das für Lüge; aber Jene blieben bei ihrer Behauptung mit dem Zusatz, dies sage die halbe Welt. Alarich's Freunde legten sich in's Mittel, indem sie sagten, dies sei der Sohn der Gräfin Gorm und ein Bruder des Verschollenen. Als die Gegner hörten, daß dies der Sohn der Gräfin Gorm sei, erklärten sie, sie wollten gern Alles zurücknehmen, denn die Welt könne ja irren. Nur Einer erklärte, es thue ihm sehr leid, in Gegenwart des Sohnes von dem Fehltritt der Mutter gesprochen zu haben; allein von Zurücknahme könne bei ihm nicht die Rede sein, und irre die Welt zuweilen, so habe sie auch oftmals ganz Recht. Der arme Alarich kam dermaßen aus der Fassung und fühlte so ganz sein Unvermögen, seine geliebte und verehrte Mutter siegreich zu vertheidigen, daß er von Wuth und Verzweiflung hin-

gerissen Jenem in's Gesicht spie mit den Worten: „Niederträchtiger Verleumder!“ — Das Ende dieser schrecklichen Begebenheit war, daß Alarich im Pistolenduell mitten durch's Herz geschossen wurde und leblos zu Boden sank. — Seine beklagenswerthe Mutter ist seitdem in eine Schwermuth versunken, von der Du dir eine Vorstellung machen kannst durch den Zustand, in welchem sie vor vier Jahren nach dem Tode ihres Mannes war. Nur sind die Aerzte jetzt viel besorgter, weil die fixe Idee, die Mörderin ihrer beiden Söhne zu sein, alle übrigen Gedanken paralysirt.

Ich fuhr mit Deinem Brief zu ihr nach Schloß Traun, wo sie in tiefer Abgeschiedenheit, ohne Beschäftigung, ohne Interesse — mehr vegetirt als lebt. Der Brief machte ihr einen flüchtigen tröstlichen Eindruck, so daß sie sagte: „Gottlob! Einer lebt!“ Dann fiel sie jedoch gleich wieder unter die Herrschaft der fixen Idee zurück und setzte hinzu: „Aber den Andern habe ich doch gewiß umgebracht.“ Du siehst, die Aerzte dürfen mit Recht sehr besorgt sein. Lydia Hohenfels ist in diesen Tagen mit ihrer Mutter nach Italien gereist.

Was aus dem Gorm'schen Vermögen wird, ist unbestimmt. Man hat noch nicht ermittelt, ob es in Schweden Verwandte gibt, die begründete Erbansprüche erheben dürfen. Wenn nicht: so zieht der

Fiscus es ein — und mit den Gorm ist es aus und vorbei.

Von meiner Wenigkeit, nach der Du freundlich fragst, kann ich sagen, daß ich, den Kummer um meine arme Schwester abgerechnet, mich körperlich und geistig bei guter Gesundheit befinde. Vor anderthalb Jahren wurde der graue Staar, an dem ich laborirte, sehr glücklich in Heidelberg operirt. Seitdem trage ich eine sogenannte Staarbrille, lese Zeitungen und Journale, sehe Rechnungen durch, besorge meine Correspondenz ohne die mindeste Anstrengung — und stehe nach alter Art und Gewohnheit meinem lieben Tannhof mit all seinen Geschäften vor.

Als ich Deinen Brief las, dessen Herzlichkeit mir sehr wohl that, hatte ich einen Augenblick den Gedanken, Dich im Fall meines Todes zu meinem Erben zu machen, da ich keine nahe Verwandte habe; allein der Schluß Deines Briefes hindert mich daran. Du sagst nämlich, Du hättest einen jungen Anverwandten in das Jesuiteninstitut von Stonyhurst gebracht und hieltest Dich daselbst einige Zeit auf, um die katholische Glaubenslehre recht genau kennen zu lernen, bevor Du in die alte Mutterkirche zurückträtest. Ich kann diesen Schritt nur tief beklagen — wahrlich nicht aus zelotischem Protestantismus, der meiner Natur fern liegt — sondern ganz einfach, weil es mir leid thut, einen so tüchtigen Menschen wie Dich unter den

religiösen Ueberläufern zu sehen. Gerade die tüchtigsten Menschen aller Völker und Länder sollten behaupten, daß alle Confessionen gleichgültig seien und daß man, gleichviel in welcher, so wie auch ohne irgend eine, brav und vortrefflich sein könne. Dies würde großes Gewicht haben und wahre Aufklärung gründen und verbreiten. Jetzt wird diese Behauptung nur von schäbigen Democraten gemacht und von wüstem Jacobinergesindel — wie man in meiner Jugend sagte; jetzt nennt man sie Communisten; es ist aber immer dieselbe Clique blinder Anhänger und Werkzeuge der Freimaurerei und anderer nicht minder revolutionären geheimen Gesellschaften. Ich bin aber aus meinem Satz herausgekommen und sage also: Wenn nur schäbige Democraten so etwas behaupten, glaubt ihnen natürlich kein Mensch, der noch ein Fünkchen von gesundem Menschenverstand besitzt. Diese Sorte kann unmöglich die wahre Aufklärung fördern, sondern nur die Revolutionsmacherei, um im Trüben zu fischen. Davon bin ich so überzeugt, wie vom Einmaleins. Aber eben darum müssen tüchtige, gescheute Männer, klare Köpfe, die Sache der Aufklärung in die Hand nehmen und vor allen Dingen das ganze Confessionswesen über Bord werfen. Du aber, obschon Du energisch wie Einer bist und vortrefflich auf eigenen Füßen stehen kannst, Du klammerst Dich höchst unnützer Weise an eine Confession! und gar an die katholische!! Peregrin,

ich muß es Dir dennoch sagen und vorschlagen! ich habe einen natürlichen Respekt, ja eine gewisse Sympathie für jeden energischen, kräftigen Charakter, der seinem Schicksal gerade in's Gesicht sieht und es annimmt, ohne viel Umstände zu machen. Das hast Du gethan. Gib Deinen confessionellen Rückschritt auf — und Du sollst mein Erbe sein. Ich hoffe zwar ein hohes Alter zu erreichen; indessen ist eine solche Aussicht, auch wenn man zwanzig Jahre auf ihre Erfüllung warten muß, immer willkommen. Der Gedanke ist mir unerträglich, daß ein Mensch wie Du, dessen Erziehung und Bildung bei uns gemacht ist, der bei uns nur gute Beispiele gesehen hat und der uns Ehre macht — dem Hyper-Katholicismus, nämlich dem Jesuitismus, in den offenen Rachen stürzt. Wie so etwas möglich — ist für mich unfaßbar! Schwache, unselbstständige Menschen, weibische Charaktere, die nach Allem greifen und Nichts festhalten, mögen immerhin katholisch werden! dawider habe ich gar nichts. Im Gegentheil. Es beweist, daß die Inferiorität der Confession bedarf. Das schreckt manchen Tüchtigen zurück; denn wer mag sich in den Augen der Welt zu der Inferioritöt halten. Aber eben wegen all dieser Gründe schlage ich Dir nochmals vor, was ich vorhin sagte. Ueberlege es Dir. Ich kann mit meinem Vermögen nach Belieben schalten und walten. Es wäre mir ein Gaudium, wenn ein tüchtiger Mann wie Du es dem Fiscus vor der Nase

wegfiſchte — und ein eben ſo großes, wenn ich Dich aus dem Katholicismus heraus fiſchte. Nur müßte Alles ein Geheimniß zwiſchen uns bleiben, damit die Leute nicht ſagen, Du wäreſt alſo doch der Sohn der Gräfin Gorm, und deshalb machte ich Dich zu meinem Erben. Fünfzehn bis zwanzig Jahre hoffe ich, wie geſagt, noch zu leben — und bis dahin hat dies alberne Gerede irgend einem andern ebenſo albernen Platz gemacht und iſt vergeſſen. Bis zu meinem Tode aber ſchweigen wir, und es verſteht ſich, daß Du nicht die leiſeſten Anſprüche an Unterſtützung, unter welchem Namen es auch ſei, an mich machen wirſt. Ich hoffe, Du gibſt der Vernunft Gehör, die durch mich zu Dir ſpricht. Es iſt mir durchaus unmöglich, den kategoriſchen Imperativ zu entdecken, der Dich zu einem Schritt, welchen nur Schwächlinge thun und welcher nur ihrer würdig iſt, hindrängt. Ueberlege reiflich und handle weiſe.“ — —

Nun wahrhaftig ... er hat weiſe gehandelt, der Mariano, daß er ſich von dem Geldgeklimper dieſer rationaliſtiſchen Sirene nicht bethören ließ! ſprach Lord Arran zu ſich ſelbſt, nachdem er dies letzte Blatt zu Ende geleſen hatte. Dann nahm er alle Schriften zuſammen und ging damit zu Lady Arran.

„Hier bringe ich Dir die Löſung des Räthſels, das Heliade uns aufgab, Magdalene!“ ſagte er. „Nur kann ich noch immer nicht den Grund ihres Schweigens

entdecken. Hätte sie einfach gesagt: So und so steht es mit diesem Violinspieler und mir: so würden wir sie ja nimmer mit Bryan O'Connor geplagt, sondern vielmehr Einiges gethan haben, um über Mariano Torrigi Nachrichten einzuziehen. Daß dieser sich jedoch ohne unser Zuthun und ohne Ermunterung von Heliadens Seite zum wundervollen Licht des katholischen Glaubens durchringe — gehörte in den weiseren und schöneren Plan Gottes. Lies diese Blätter und Du wirst mir beistimmen. Ich fahre jetzt zu Pater O'Connor, mit dem ich Verschiedenes besprechen muß. Dann lasse ich Heliade bei ihrer Großmutter abholen. Aber ich bitte Dich ... schweige gegen sie."

„Was soll ich sagen, da ich selbst nichts weiß!" erwiderte Lady Arran lächelnd.

„Lies nur diese Blätter; sie geben Dir Aufschluß über Mariano," versetzte Lord Arran, „und sie werden Dir wohl thun. Was Menschen an ihm verschuldet haben, indem sie ihn zum Spielzeug ihres Egoismus und ihrer Leidenschaften machten — das hat Gottes Barmherzigkeit gut gemacht, die darin Anknüpfpunkte für das Wirken der Gnade fand. Und es gibt ja nichts Tröstlicheres hienieden, als den wunderbaren Wegen zu folgen, auf denen die göttliche Gnade, oft mitten durch die verwickeltsten Schicksale, dem Einzelnen wie der ganzen Menschheit liebend nachgeht."

Heliade wurde so spät aus dem Häuschen am Celio

abgeholt, daß sie nur Zeit hatte, sich zum Diner umzukleiden, welches immer um sechs Uhr Abends genommen wurde. Lord Arran hatte einige Personen eingeladen — und nach dem Essen kamen noch andere dazu. Heliade erfuhr also nicht, ob Pater O'Connor bereits ihren Pflegeltern über Mariano Auskunft gegeben habe. Sie wünschte es sehnlichst; allein es wurde eilf Uhr und man ging auseinander, ohne daß Lord und Lady Arran eine Sylbe geäußert hätten. Die ungeheure Spannung und freudige Erregung, worin sie den Tag hingebracht hatte, ließ jetzt nach und machte einer gewissen Traurigkeit Platz — wie das oft nach hohen Freuden geschieht. Sie hatte mit ihrem Onkel so ruhig, so gehoben über ihre Zukunft gesprochen; — jetzt schien es ihr doch ein schweres Opfer, von Peregrin getrennt bleiben zu sollen. Er war nun da, wohin ihr Gebet ihn seit Jahren versetzte — konnte es nun im Plan Gottes liegen, daß sie einander fern blieben, während seine Bekehrung doch die eigentlichste Bedingung ihrer Vereinigung war? Ihre Liebe zu Peregrin, die sie seit Jahren in den Hintergrund ihrer Empfindungen gedrängt hatte, so lange zwischen ihren Seelen die trennende Kluft bestand und nur die Herzen sich zu einander neigten, erwachte mit alter Innigkeit und schlug die Augen gleichsam auf einer neuen Erde und unter einem

neuen Himmel auf. Aber ... welch Loos ſtand ihr bevor? — — —

Da erklang wieder in der Stille der Nacht der überirdiſche Ton, den Mariano ſeiner Violine zu entlocken wußte — und es ſchien Heliaden, als ob auf dieſen Tönen ein himmliſcher Stern aus einer myſtiſchen Tiefe, wie aus einem Meer von Schmerzen, auftauche — und je höher er ſteige, deſto glänzender werde — und auch über dies trübe Meer nach und nach ſchimmernden Glanz verbreite. Sie trat auf den Balcon hinaus und horchte und lauſchte, und dachte an ihren Vater, der ſo oft bei Peregrin's Spiel geſagt hatte: Das iſt die Harfe Davids, die dem ſchwermüthigen König Saul Frieden gibt. Auch für Heliade kam der Friede. Sie kniete nieder auf dem Balcon und betete leiſe: In deine Hände, o Herr, befehle ich mein Herz! —

Am andern Morgen ging ſie zur Meſſe mit Miß Bridget nach S. Andrea delle Tratte, die ihrem Hauſe ganz nah war — und wünſchte und fürchtete, Mariano wieder dort zu begegnen. Aber er war nicht da. Er wußte jetzt, daß Heliade ihm gegenüber wohne; er hätte ihr leicht folgen können; er wollte es nicht. Sehe ich ſie, ſo denke ich an ſie! ſprach er zu ſich ſelbſt; aber bei der Meſſe will ich an meinen Erlöſer denken. Und er ging zu den Kapuzinern am Platz Barberini.

Lord und Lady Arran konnten kaum Heliadens Rückkehr erwarten, um ihr Alles zu ſagen, was ſie im Herzen hatten. So wie ſie in Lady Arran's Zimmer trat, rief ihr der Graf entgegen:

„Heliade, Du haſt vorgeſtern ſo ernſt abgelehnt, Gräfin von Arran zu werden, daß ich kaum wage, heute meinen Vorſchlag zu erneuern.“

„Da haſt Du in jedem Fall Recht, liebſter Vater,“ entgegnete ſie zweifelhaft, wie ſie ſeine Worte zu deuten habe: „der Name iſt zu hoch für mich.“

„Auch dann, wenn er lautete: Heliade Torrigi, Gräfin von Arran?“

„O!“ ... rief ſie überwältigt von Freude; aber ſchnell gefaßt ſetzte ſie hinzu: „Auch dann, mein Vater! — Heliade Torrigi iſt genug für mich.“

„Ja, für Dich ... aber nicht für uns!“ ſagte er, und die Gräfin ſetzte hinzu:

„Wir wiſſen Alles, Heliade. Aus den verſchiedenen Urkunden, die Peregrin-Mariano zuſammengeſtellt hat und die ſich zu einem unbezweifelbaren Ganzen abrunden — tritt ſein Schickſal und ſeine Geſchichte klar hervor und offenbart das wunderbare Walten der göttlichen Vorſehung und der göttlichen Gerechtigkeit. Ein armer Waiſenknabe wird dem Schooß der Kirche entriſſen und in glänzende Verhältniſſe verſetzt, die er als Jüngling wieder aufgeben muß, um durch die Schule des Lebens zur

Erkenntniß der Wahrheit und zur Kirche zu gelangen — o welche Barmherzigkeit iſt das! — Und dieſe beklagenswerthe Gräfin Gorm, die auf den Betrug, den ſie ſich erlaubt, ihr Glück und das Glück ihrer Familie zu gründen meint, verbringt ihr Leben in Gewiſſensqualen und führt durch jenen Betrug mittelbar den Tod ihres einzigen Sohnes, den Untergang der ganzen Familie herbei! O welch ein unzerſtörbarer Keim der Rache liegt in jeder That, die Gott verbietet, und wie Recht hatteſt Du, Heliade, lieber die Welt in Trümmer ſtürzen zu laſſen, als ſo etwas zu thun! Du haſt Peregrin aufgegeben gegen Deines Vaters Wunſch, weil Gott es wollte — feſtgehalten gegen unſern Wunſch, weil Gott es wollte; — und dadurch haſt Du ihn Dir jetzt errungen!"

„Wir aber brauchen ſtarke Herzen in unſerer Zeit, in unſerem Lande, in unſerer heiligen, ſchwer verfolgten und bedrängten Kirche!" rief Lord Arran. „Nur Gottesfurcht macht ſie ſtark! wo dieſe fehlt, tritt Menſchenfurcht ein und macht ſchwach und verächtlich. Woher hätteſt Du, armes Kind, in Deinen Trübſalen die Stärke genommen, wenn nicht aus der Gottesfurcht? — Darum ſollſt Du unſere Tochter ſein, Heliade, und dereinſt zur Stunde, da es Gott gefallen wird, Erbin unſeres Namens, unſeres Vermögens."

Heliade lag längſt zu Füßen der Gräfin und zerſchmolz in Thränen der Rührung und Freude.

„Iſt es denn wirklich wahr?“ fragte ſie; — „iſt die Familie Gorm wirklich ausgeſtorben? — O, dann darf ich ja ſagen, daß ich aus der Correſpondenz, die ich für die Baroneſſe Ruſſach zu führen hatte, Peregrin's und Mariano's Identität kannte.“

„Das hätteſt Du früher ſagen ſollen!“ rief Lord Arran: „es hätte uns manche Sorge, manche trübe Stunde erſpart.“

„Ich gab der Baroneſſe das Verſprechen zu ſchweigen, mein lieber Vater. Durfte ich ein fremdes Familiengeheimniß verrathen, um Andern eine beſſere Meinung von mir beizubringen?“

Lady Arran küßte ſchweigend Heliadens Stirn — dieſe reine Stirn, über welche nie der Schatten einer gemeinen Geſinnung geflogen war — und der Graf ſagte:

„Du haſt wiederum Recht, Tochter Gottes! Aber mir ſcheint, Du haſt Martyrerblut in den Adern und deshalb ſollſt Du feſt und gründlich nach Irland verſetzt werden.“

Heliade fand einen ſüßen Troſt darin, ihren Pflegeltern jetzt Alles mitzutheilen, was ſie über ihr Verhältniß zu Peregrin zu ſagen wußte — und es ſtimmte ſo genau mit Mariano's Bericht zuſammen oder vervollſtändigte denſelben ſo genau, daß in

dieſer Klarheit die beſte Bürgſchaft für volle Aufrichtigkeit lag.

„Nun iſt auch nicht ein unverſtändliches Pünktchen mehr in mir! ... nicht wahr?“ frohlockte Heliade.

Ein Diener unterbrach das trauliche Geſpräch, indem er leiſe eine Meldung dem Grafen machte. Dieſer ſagte zu Heliade:

„Es iſt Jemand im Salon, der Dich zu ſprechen wünſcht.“

Sie erhob ſich, verließ Lady Arran's Zimmer und ging in den Salon. Da ſtand Peregrin. So wie ſie eintrat, kniete er nieder und ſagte das eine Wort, das er ihr nun ſchon ſo oft wie eine Beſchwörung zugerufen hatte:

„Heliade!“

Aber zum Erſtenmal antwortete ſie ſo, als ob ſie ihn verſtanden habe. Sie ſagte:

„Mariano!“ —

Er war gekommen mit ſchweren Gedanken. Er wußte ja gar nicht, ob und wie ſie ſich ſeiner erinnere. Er hatte ſie ſehen wollen, ihr ſagen wollen von der inneren Umbildung ſeines Lebens, zu welcher ohne Zweifel ihr Gebet ihm die Wege bahnte. Aber da wieder anzuknüpfen, wo ſie ſich in Heidelberg getrennt hatten — das fiel ihm nicht ein, denn er hatte nicht, wie damals, ihr eine Stellung

in der Welt zu bieten, die ihrer würdig geweſen wäre. Nun aber ſagte ſie: „Mariano!“ — und vor dem einen kleinen Wort verſchwanden all ſeine Entſagungsgedanken wie Morgennebel vor der aufgehenden Sonne — der Sonne der Liebe; denn das kleine Wort drückte vollſtändig aus, daß ſie ihn gerade ſo annehme, wie er eben war — als Mariano Torrigi. Heliade ſah ſeine tiefe Bewegung und rief:

„Wie gut iſt Gott! Als wir uns vor mehr als vier Jahren zuletzt in Heidelberg ſahen, ſagten Sie: Kein Gorm wird katholiſch! — Gott aber, dem gar nichts daran lag, daß Sie Peregrin Gorm hießen und ſehr viel, daß Sie zur Erkenntniß des wahren Glaubens kämen — machte Sie zu Mariano Torrigi. O was für eine begnadete Seele ſind Sie.“

„Ja, das bin ich! Ja, das weiß und erkenne ich!“ rief Mariano mit ſtrahlendem Auge; — „mein Wollen und Streben hat nach Innen Baſis und Ziel bekommen und ich kenne das Feld, das arme, kleine Feld meiner Seele, das ich für ſeine immenſe Zukunft bebauen muß. Aber es iſt erkauft durch irdiſche Opfer — und das, was Peregrin verlor, hat Mariano noch nicht zu erringen verſtanden. Ich bin arm“ ... —

„Wir ſind nun Beide arm!“ unterbrach ſie ihn

lieblich. „Ich habe in diesen Jahren gelernt, was das heißt, sich sein Brod erwerben und das Brod der Dienstbarkeit essen zu müssen. Das ist eine gute Schule für das spätere Leben ... wenn man Glauben hat; denn es macht geschmeidig und demüthig unter der Hand Gottes."

„Würden Sie nicht zurückschrecken vor der Enge der Verhältnisse, die ich Ihnen anbieten könnte ... vor der untergeordneten Stellung, in die ich Sie versetzen würde?"

„Nein! ... denn ich bin Lebenslang in beschränkten Verhältnissen gewesen ... und nur jetzt ist es anders, weil es meinen lieben Pflegeltern so gefällt. Und dann, Mariano, hat uns ja nicht der Reichthum zusammengeführt: folglich kann uns die Armuth nicht trennen. Uns trennte nur Eines — und das Eine besteht nicht mehr."

Ueberwältigt von all der Freude und all dem Glück, das sich so überraschend in diesen Paar Tagen zusammendrängte, verstummte Mariano. Schweigend bot er Heliaden die Hand — und schweigend und mit dem tiefen Ernst, der ihr eigen war, legte sie ihre Hand in die seine.

Einige Monate später lag ein Dampfschiff im Hafen von Civita vecchia, das nach Marseille gehen und von dort die Küste Spaniens bis Cadix umfahren sollte. Auf dem Verdeck standen die Neuvermählten — Marian und Heliade, während Lord und Lady Arran ihnen vom Quai aus mit jener Wehmuth nachschauten, die hienieden unzertrennlich von der Liebe ist. Eine Liebe, die keine Thränen kennt, ist das Vorrecht der Seligen. Für uns liegen sie so nah, daß das Lächeln der Liebe ach! wie oft! in Thränen untergeht.

Langsam setzte sich das Dampfschiff in Bewegung. Lady Arran verhüllte ihre Augen und rief schmerzlich:

„Da ziehen sie hin!“

„Ja . . . auf Wiedersehen in Irland!“ sagte Lord Arran, der noch einige Zeit in Rom verweilen und dann die Rückreise durch Frankreich machen wollte.

Und schneller rauschte das Dampfschiff durch die weichen Wellen, die im Abendroth wie schmelzendes Gold leise wogten. Marian und Heliade standen Hand in Hand. Nach und nach traten die Küsten zurück; die Erde hörte auf; sie standen da zwischen der Unermeßlichkeit des Himmels und des Meeres — und Marian sagte:

„Sieh, Heliade, hier ist Alles so groß, so weit, so schrankenlos wie die Ewigkeit — und so soll auch unsere Liebe sein.“

„Ja,“ sagte Heliade sanft, „mit Gottes Gnade.“

Stanford University Libraries
3 6105 015 295 624

I. L. L
DATE DUE
FEB 27 1991
DOC OCT 21 1992
S. U. L

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305